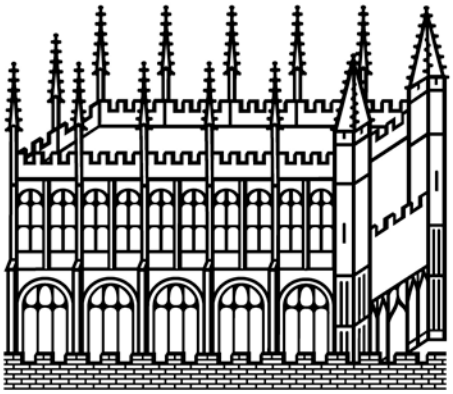


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



Sieg

Roman von

Hanns von Zobeltitz

Given to the
German Seminar Library, Taylor Institution,
in memory of
Henry Tresawna Gerrans
Curator of the Taylor Institution
1908—1921
By his Wife



~~J4 465 A.1~~
REP. G. 4755

G. 1. a. 21.

Sieg

1870—1871

Achte Auflage

Im gleichen Verlage erſchienen
folgende Romane von

Hanns von Zobeltitz

Der heilige Sebaſtian
Glückslaſten
Auf märkiſcher Erde

Sieg

Roman

von

Hanns von Zobeltitz

Egon Fleiſchel & Co.
Berlin
1912

COLLEGE,
OXFORD.



Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1912 by Egon Fleischel & Co. Berlin



Mit Umſchlagzeichnung
von Paul Haaſe

Dem Garde-Füſilier-Regiment

in treuer, dankbarer Kameradſchaft

zugeeignet


GERMAN SEMINAR LIBRARY
TAYLOR
INSTITUTION
OXFORD



Vom Denkmal des Alten Fritz bis zum Brandenburger Tor ſchoben und drängten die Menſchenwogen rechts und links der doppelten Lindenreihen. Wie feſtgekeilt ſtanden zwiſchen denen die Maſſen. Am Opernplatz war kein Durchkommen; Tauſende ſtauten ſich vor dem Palais des Königs, Glied an Glied, Kopf an Kopf. Und immer neue Hunderte, Tauſende kamen durch die Nebenſtraßen herangezogen, aus allen Stadtteilen, von Nord und Oſt und Süd: junges Volk, Frauen und Burſchen, Männer mit den Kriegsdenkmünzen von 1864 und 1866 auf der Bruſt, Greiſe mit dem ſchwarzſilbernen Kreuz aus den Befreiungskriegen. Es war nicht laut in den Maſſen, aber ein Rauſchen ging über ſie hin, das Summen und Raunen ungezählter halblauter Stimmen, in denen Entrüſtung und Erwartung zitterten.

Der Tag war heiß geweſen. Nun ſpannte ſich in der Hochſommerdämmerung der Himmel blau und wolkenlos. Die Gaslaternen flammten auf in den geöffneten Läden, die Häuſerzeilen entlang, ſchimmerten gelb aus dem grünen Laub der Lindenreihen.

Ein paar Mal kam ſtärkere Bewegung in die harrenden Maſſen. Aus der Charlottenſtraße, durch die engen Gaſſen am Kronprinzlichen Palais ſtürmten die Zeitungsjungen mit ihren Packen. Die druckfeuchten Extrablätter gingen von Hand zu Hand, wurden laut verleſen. „Abreiſe

des Königs aus Ems!“ — „Ankunft Seiner Majestät in Magdeburg!“ — „Sitzung der französischen Deputiertenkammer hat soeben begonnen!“ Das Raunen und Rauschen schwoll an. Dann wurde es wieder stiller — fast wie in Ehrfurcht. Bis eine einzelne zornbebende Mannesstimme rief: „Sie sollen nur kommen!“ Zehn, zwanzig, hundert wiederholten es. Und wieder war die Ruhe der Spannung und der Erwartung über der Masse, und dazu ein Rauschen wie von Adlerflügeln.

Mühsam nur, Schritt um Schritt, kam Berkenfelde vorwärts. Sie waren zu dritt aus der Kaserne fortgegangen, Herz und Hirn von dem einen Gedanken erfüllt: Gibt es Krieg?! Von nichts anderem war heut gesprochen worden im Kasino, auf dem Kasernenhofe, in den Leutnantswohnungen. Vor Tisch war der Oberst dagewesen. Der Alte hatte vor Wut gezittert. „Unsrem König die Schmach anzutun! Unserem geliebten, greisen König!“ Bei Tisch hatten sie ein paar Champagnerflaschen den Hals gebrochen. Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden, doch ihre Weine trinkt er gern. Auf einen frohen, frischen, fröhlichen Krieg! Das junge Blut schäumte wie der Champagner. Dann waren sie losgezogen. Es hieß ja, der König soll heut abend ankommen. Heute abend fiel wohl noch die Entscheidung! Ach was — Entscheidung! Die war schon gefallen. Mochten sich die Herren Diplomaten noch hin und her streiten: um diesen Krieg kamen sie nicht herum — um diesen Krieg nicht! Das hatten die anderen gesagt, und Kurt Berkenfelde war schweigend zwischen ihnen gegangen.

Nun war er doch allein. Kandern hatte bei Stehely

die neueſten Pariſer Zeitungen leſen wollen, war an der Charlottenſtraße abgeſchwenkt; und Britzky war plötzlich verſchwunden, ohne ein Abſchiedswort, wie vom Erdboden verſchlungen. Irgend eine Menſchenwoge mußte ihn abgedrängt haben. Kein Wunder heut.

An der Ecke der Friedrichſtraße war es faſt toller noch als auf dem Opernplatz. Gar kein Durchkommen möglich. Wohl zehn Minuten ſtand Berkenfelde wie feſtgemauert, bis ihn eine neue Flut über die Straße trug. Unmittelbar vor Kranzler mußte er wieder ſtehen bleiben. Da ſah er plötzlich Mutter und Hedwig hinter einem Fenſter der Konditorei. Sie hatten ihn auch geſehen. Mama winkte, und Hede nickte. Mit einiger Anſtrengung glückte es ihm, hineinzukommen.

„Mein Junge! Mein Junge!“ ſagte Mutter. Weiter nichts. Auf dem lieben Geſicht ſtand die Sorge geſchrieben. Es war nichts Kleines, den Mann und zwei Söhne in den Krieg hinauszuſchicken, die einzigen zwei. Aber neben der Sorge ſtand die heilige Entſchloſſenheit. Um den Mund ein paar Kummerfalten, die hohe Stirne frei. Mutter war immer noch eine ſchöne Frau. In dem glatten blonden Scheitel unter der kleinen Kapotte lag kein graues Haar.

„Kurt! Ihr Glücklichen!“ hatte die Couſine geſagt. Angeſehen hatte ſie ihn nur mit einem ſtreifenden Blick. Dann waren die Blauaugen wieder hinausgegangen über die tauſendköpfige Menge, hinüber zu den Dachfirſten mit den wallenden preußiſchen und norddeutſchen Fahnen. „Wir ſind doch *ein* Volk. Heut fühlt man's endlich.“ Sie reckte die Schultern. „Daß ich kein Mann bin!“

Manchmal hatten ſie früher gelacht, wenn das Hedwig ſagte. Heut lachte Kurt Berkenfelde nicht. Heut war kein Tag zum Lachen. Aber wie die Couſine ſo daſtand, ſchlank und rank und ſtraff, jede Muskel geſpannt, in dem ſchmalen, ſonnenklaren Geſicht dies ſeltſame Leuchten, hätte überhaupt niemand lachen können, mochte ſie ſagen, was ſie wollte. Wie eine Amazone ſah ſie aus. Und wieder nicht: es war ſo viel Weibliches in dem jungen Geſicht. Eine herbe, ſpröde Weiblichkeit freilich. Hedwig war ja immer anders geweſen wie die anderen Mädchen. Hedwig ... Hedwig ...

Das dachte Berkenfelde noch, als er wieder draußen ſtand, nun drüben auf der anderen Seite der Linden, ſich langſam weiter ſchob, dem Brandenburger Tor zu. Was hatte Mutter geſagt? Bruno war in Berlin, mit achtundvierzig Stunden Urlaub herübergekommen aus ſeinem Neſt. Mama war ſo glücklich geweſen, ihn noch einmal ans Herz ſchließen zu können. Ob man's ihr gönnte! Die gute Mutter — ſie wußte, ahnte ja nicht ...

Dann hatte er den Bruder und auch Hedwig vergeſſen. Er war plötzlich angeſprochen worden von einer bekannten Stimme. „Geht's wirklich los, Herr Leutnant?" Links neben ihm ſtand ein Rieſe in der blauen Arbeitsbluſe, über die ein brauner Sommerrock geſtreift war. „Biſt du's, Marheinke, oder iſt's dein Geiſt?" — „Nee, nee, Herr Leutnant, es hat allens ſeine Richtigkeit." Und dann noch einmal die drängende Frage: „Geht's wirklich los?"

Sein erſter Burſche. Als er aus dem Korps kam, etwas verſpätet, denn er war viel kränklich geweſen, da hatte der Rieſe ihn mit allem ſchuldigen Reſpekt gehät-

ſchelt und verſorgt, wie das Mitleid des Starken einen Schwachen verſorgt. Merkwürdig — erſt vier Jahre war's her.

„Ich denke wohl, es geht los, Marheinke."

„Na denn man zu!" Der Rieſe hob die rechte Fauſt. Schwarz ſah ſie aus, trug alle Spuren der Arbeit aus der Borſigſchen Gießerei. Aber wie er ſie ſo zweimal hintereinander auf- und zuklappte und dabei die Muskeln des Oberarms ſpielen ließ, war's, als ob ſie jedesmal einen Franzoſen kleindrücken wollte.

„Sie müſſen auch mit, Marheinke?"

Der Rieſe ſchnitt ein Geſicht. „Det S i e laſſen Se man, Herr Leutnant. Det dürfen Se meinem Vater ſeinen Sohn nich antun. Freilich muß ich mit."

„Du haſt doch geheiratet und einen Jungen, Marheinke. Das muß ſchwer ſein."

Die Fauſt kam wieder hoch, öffnete ſich, ſchloß ſich, wie ein Schraubſtock. „Na ja, Herr Leutnant, meine Lotte wird flennen. Dadrin ſin die Weibsleute ſtark. Aber wenn unſer König uns braucht, Herr Leutnant! Mag ſie flennen! Daß wer ihnen man vertobaken, Herr Leutnant!"

Er faßte noch mit der Rieſenfauſt an die Mütze, militäriſch, grinſte dazu. Dann war er untergetaucht in der drängenden Menge. Und auch Berkenfelde ſchob ſich weiter. Langſam, Schritt um Schritt.

Da ſtand an der nächſten Ecke der frühere Oberkellner von Klette aus der Karlſtraße, hart an der Tür ſeines neuen Lokals: Rudolf Dreſſel, fein im ſchwarzen Gehrock, aber im bloßen Kopf, mit rotem Geſicht: „Kom-

men Sie ein biſſel 'rein, Herr Leutnant? Sie müſſen mir doch auch mal die Ehre geben. Donnerstag und Freitag, das iſt heut 'n Tag, daß unſereinem das Herz im Leibe lacht!"

„Rudolf, Mann Gottes, 'rein kommen kann ich nicht. Ich will zur Wache am Brandenburger Tor. Aber ſagen Sie, wie geht das Geſchäft?"

„Ach wat — Geſchäft! Pleite wird's gehn, wenn der Propriétaire fehlt."

„Warum fehlt?"

„Na, ich muß doch mit. Was ſollen denn die Franzer ohne Rudolfen anfangen? Aber wennſchon — ſo oder ſo pleite. Hauptſache, daß wir den Kerlen zeigen, was 'ne preuß'ſche Harke iſt. Unſerem guten König ſo unverſchämt zu kommen — das ſoll'n ſe bezahlen." Das rote Geſicht wurde noch röter, und auf der niedrigen Stirn unter dem blonden Schopf zeigten ſich zwei ehrliche Zornesfalten. „Mag allens zum Deubel gehen, erſt müſſen die Pariſer Maulhelden mal Hiebe ſpüren!"

Und wieder ſchob ſich Berkenfelde weiter, Schritt um Schritt durch die dichten Maſſen, in denen die Erregung zu wachſen ſchien von Viertelſtunde zu Viertelſtunde.

Und auch in ihm —

An dieſem ganzen Nachmittag, in dieſen Abendſtunden war er ein leiſes, häßliches Gefühl der Scham nicht losgeworden, weil es nicht in ihm kochte wie in all den Menſchen rings um ihn her. Er hatte mit den Kameraden angeſtoßen auf einen friſchen, fröhlichen Krieg, und die Nerven hatten auch ihm gezittert. Er hatte in dem lieben Geſicht der Mutter Schmerz und Stolz zugleich ge-

leſen, hatte mit der Bewunderung, die ihn immer befiel, wenn er mit Hedwig zuſammen war, die Begeiſterung in ihren Zügen geleſen. Ja doch! Ja doch! Man ſtand am Tor eines geſchichtlichen Ereigniſſes, und das packte ſelbſt den kühlſten Verſtand. Und wenn es wirklich Krieg gab, dann tat man ſeine Pflicht bis zum letzten. Dafür war man Soldat und Offizier. Und ein Berkenfelde. Aber darum brauchte man doch nicht gleich aufzuſchäumen, aufzubrauſen, wie junger Moſt.

Nun war das doch anders, wurde anders von Minute zu Minute. Nun faßte die Erregung der Maſſe auch ihn. Nun begriff er erſt recht, was Hedwig vorhin mit leuchtenden Augen geſagt hatte: ‚Wir ſind doch ein Volk!‘ Der Grübler in ihm widerſtrebte noch. Das verkniffene Geſicht des alten Benecke, ſeines Lehrers, tauchte plötzlich vor ihm auf, und Lermontows Vers, den der Greis ſo gern zitiert hatte, klang ihm: ‚Flieh der Begeiſterung Todesſchlingen — gefeſſelter Gedanken Ringen.‘ War's nicht ſo? Heut ſtand das Volk, ſtarrte und jauchzte, und jeder einzelne war zu jedem Opfer bereit. Aber morgen kam die Ernüchterung, kam die Erkenntnis ſchwer laſtender Pflichten.

Verfluchte Grübelei! Selbſt hier ging ſie mit ihm, wie ſie mit ihm gegangen war durch all die Jahre, ſeit er ſelbſtändig denken lernte. Ging mit ihm und vergiftete ihm jeden frohen Augenblick. Dieſe verdammte Grübelei mit all ihren Zweifelsqualen, die das Größte klein machen und das Heiligſte in den Staub ziehen wollen. „Laſſen Sie ſich raten, mein Lieber,“ hatte der alte Benecke geſagt. „Sie taugen nicht zum Offizier. Satteln Sie um, mein Lieber, ſolange es noch Zeit iſt. Sonſt gibt's ein Unglück.“

Und es war doch etwas Wunderbares um Hedwigs Wort: ‚Wir ſind ein Volk!‘

Gewiß war morgen wieder Alltag, Marheinke ſtand mit der Einberufsorder vor ſeiner heulenden Lotte, dachte nur: ‚Wo kriegt ſie Brot her für ſich und den Jungen?‘, und das Herz war ihm zum Brechen ſchwer. Aber die Erinnerung an dieſen Abend nahm er ſicher mit hinaus ins Feld. Der hätte nicht Hedwigs Worte deuten können: Wir ſind doch ein Volk! Aber es lebte in ihm. Und es lebte in all dieſen Hunderten, Tauſenden, Zehntauſenden.

Weil es tiefſte und einfachſte Wahrheit war!

Gerade jetzt, in dieſen Augenblicken, kam dieſe Wahrheit in einer Welle heißen Erſchauerns über ihn.

Er ſtand am Pariſer Platz in der Höhe der franzöſiſchen Geſandtſchaft, wollte hinüber zur Brandenburger Torwache, konnte aber nicht vor- noch rückwärts, ſo feſt umſchloß ihn die Maſſe. Da klang von fernher ein Rauſchen auf, ſchwoll und wuchs. Immer mächtiger, immer eindringlicher, die Nerven aufpeitſchend, unwiderſtehlich. Immer näher kam es. Es war wie ein Laut, tauſendfach wiederholt, bis zum Sturmesbrauſen.

Dumpf wirbelte drüben von der Wache her, ſchnell verſchlungen, der Trommelſchlag. Ein Kommandoruf —

Auf eines Atemzugs Länge ſtanden die Tauſende noch wie gebannt. Dann, mit einem Male, war ein Leben in dem Menſchenwall, als ſei der aufgerüttelt in ſeinen Grundfeſten — Hüte, Mützen wurden herabgeriſſen, Arme ſtreckten ſich, Tücher flatterten —

Durch das Siegestor, unter der Viktoria, fuhr der Wagen des Königs.

Und das Rauſchen und Brauſen, das von fernher gekommen war wie Meereswogen, wachſend und ſchwellend, wurde zu einem einzigen Jubelruf: Hoch! Hoch der König!

Langſam rollte der Wagen durch die Mauern von Menſchen.

Der Greis grüßte und grüßte. Neben dem Vater, in ſtrahlender Mannesſchönheit, ſaß hochaufgerichtet der Sohn, der Kronprinz.

Plötzlich klang eine Stimme auf. Zehn, Hunderte, Tauſende ſtimmten ein: „Heil dir im Siegerkranz . . . Herrſcher des Vaterlands . . . Heil König dir . . .“

Kein Mund blieb ſtumm, ſie ſangen alle. Eine gewaltige Huldigungshymne ſtieg das Königslied zum Himmel empor, klang weiter und hallte gleich einem Choral, andächtig, andachtheiſchend, herzerhebend —

„Heil König dir . . .“

Sie ſangen, die Hunderte, die Tauſende und ſtanden mit ehrfurchtgebeugten Häuptern. Dann und wann ein erſchütterndes Aufſchluchzen der Ergriffenheit, dann und wann dazwiſchen ein frohlockender Jubelruf, aus der Begeiſterung geboren. Eng umſchlungen hielten ſich Männer, die ſich vor Augenblicken noch fremd geweſen; die ſchwielige Hand des Arbeiters fand plötzlich ſchmale wohlgepflegte Finger, umklammerte ſie heiß —

Dicht neben Kurt Berkenfelde ſtand eine Frau aus dem Volk im blauen Kattunkleide. Immer wieder verſuchte ſie mitzuſingen, immer wieder verſiegte die Stimme; die Tränen rannen ihr über das alte zermürbte Geſicht. Nichts ſagte ſie als: „Lieber Gott! Lieber Gott!“ Rechts neben ihm, Schulter an Schulter gepreßt, ſtand ein junger

Burſch, ein Schüler wohl noch. Der ſchmetterte ſein Lied heraus mit heller Jugendſtimme, brach dann ab, ganz plötzlich mitten im Vers, als ſchöſſe ihm ein jäher Gedanke durchs Hirn, warf den blonden Lockenkopf nach ſeitwärts, zu den dunklen Fenſtern der franzöſiſchen Botſchaft hin, — „die ſollen's nur hören!“ — und ſtimmte wieder ein: „Heilige Flamme glüh — glüh und erlöſche nie . . .“

. . . wir ſind doch ein Volk!

Das Wort hämmerte in Berkenfeldes Herzen, wie Erz auf Erz. Nun füllte es ſeine Seele ganz, riß ihn mit ſich fort —

Ein Volk und unbeſiegbar darum!

Langſam verhallte der Geſang der Tauſende. Dafür klang von fernher wieder das Brauſen wie Meereswogen. Und in die Tauſende, die gebannt geſtanden, kam Bewegung. Wie vorhin vom Schloß zum Tor, ſo drängten ſie nun vom Tor die Linden aufwärts. Keiner hatte die Parole ausgegeben, aber die gleiche Sehnſucht war in allen: „Zum Palais des Königs!“

Schon einmal hatte Berkenfelde gemeint, jemand berührte ſeine Schulter, hatte ſich vergeblich umgeſehen. Es war wohl Einbildung oder ein Zufall in der dichten Menſchenmaſſe. Jetzt aber fühlte er's deutlich, fühlte die Abſicht, und als er ſich rückwärts wandte, erkannte er Tine Ruſt.

„Ach du . . . Kurt . . .“ ſagte ſie, ſtand dicht hinter ihm, als hätte ſie ſich erſt bis zu ihm durchgedrängt. Die dicken Tränen kullerten ihr über die Backen. „Ach du!“ ſagte ſie noch einmal, ſchluckte, als wollte ſie die Rührung hinunterwürgen, und dazu lachten die roten Lippen ſchon wieder. „War das ſchön . . .“

„Wo kommſt denn du her, Tine?“

Sie antwortete nicht gleich. Sie hatte ein kleines weißes Taſchentuch in der Hand. Ganz zerknüllt war es, ſie mochte vorhin damit gewinkt haben. Nun wiſchte ſie ſich die Tränen von den Wangen und aus den Augen. „Nein ſo was! Man mußte ja heulen. Zu ſchön war's. Wie ein Schloßköter hab ich geheult.“ Die Rührung war ehrlich, und die Tränen waren echt. Aber das Manöver mit dem Taſchentuch, das war ſicher gemacht, um Zeit zu gewinnen.

„Alſo — wo kommſt denn du her, Tine?“ fragte er noch einmal und wußte ganz genau, daß der Brandfuchs lügen würde.

„Na, weißt du . . . meine Wirtsfrau, die Kruſen, kommt wie beſeſſen in die Stube. Ich ſitz grad an der Nähmaſchine. ‚Mamſell Ruſt, Mamſell Ruſt, es gibt Krieg . . . und Glocker neun ſoll der König zurückkommen.‘ Da ſind wir beide losgezogen, aber ich hab ſie dann verloren, die Kruſen, bei dem Gedränge. Verſtehſt du? . . . Und was machen wir jetzt?“

Er wußte ganz genau, daß ſie log. Er hätte ihr ins Geſicht ſagen können: ‚Mädel, du haſt ja mit Bruno eine Verabredung und haſt ihn verfehlt. Und jetzt ſoll ich Lückenbüßer ſein!‘ Aber er ſchwieg. Denn nun lachten ihn nicht nur die roten Lippen an, auch die großen, dunklen Augen lachten.

„Du willſt wohl nicht? Na — denn nicht . . .“

Bildhübſch ſah das Mädel aus mit dem blaſſen Geſicht, über dem die roten Haare unter dem Strohhut leuchteten. Ganz leiſe ſchmiegte ſie ſich an ihn, wie einen Hauch nur fühlte er ihre Schulter an der ſeinen.

Aber es genierte ihn, daß er in Uniform war.

Freilich — die Tine konnte man gut und gern für eine Dame halten. Sie war einfach angezogen, in einem hellen Perkalkleidchen, ſelbſt geſchneidert natürlich. Aber das ſaß alles wie angegoſſen auf dem ſchlanken Körperchen. Mutti hatte manchmal gelacht: ‚Ruſts Tine ſieht aus wie ein Prinzeßchen.‘

Und ſie war doch auch ein anſtändiges Mädchen. Immer ein biſſel verliebt, immer ein biſſel zu Dummheiten geneigt. Aber vergeben hatte ſie ſich im Grunde nie etwas, auch nicht mit Bruno. Der alte Ruſt hätte auch keinen Spaß verſtanden. Der ſchwang ſein ſpaniſches Röhrchen nicht nur über die übrige liebe Dorfjugend, auch ſeine eigenen Sechſe hatten die ungebrannte Aſche oft genug zu ſchmecken bekommen. Der Brandfuchs nicht am wenigſten.

Man konnte es ſchon riskieren. Mutti wäre auch mit Tine über die Straße gegangen. Sogar Hedwig. Und gar heut abend.

„Komm nur, Tine . . .“

„Ich muß aber einhaken. Sonſt ſind wir auseinander, noch vor der Friedrichſtraße.“

„Ja doch . . .“

Federleicht lag ihre Hand. Er fühlte wieder ihre weiche Schulter an der ſeinen und fühlte die Wärme ihres Körpers durch das leichte Kleidchen. Der breitkrempige Strohhut nickte auf und ab und verbarg ihm ihr Geſicht. Doch alle paar Augenblicke hob ſie den Kopf und ſah ihn an, immer mit dem Koboldslächeln und dem halbgeöffneten Munde, in dem das rote Zünglein zwiſchen den Zähnen ſpielte. Zähne hatte das Mädel — rein zum Staunen.

Wie die Perlen waren ſie, klein und weiß und feſt. Einmal, als er auf Ferien in Pinnow geweſen, hatte ſie ihm im Übermut in die Hand gebiſſen. Da ſtanden ſie alle blutigrot im Fleiſch, wie aufgemalt. Es hatte abſcheulich weh getan, aber etwas wie Wonne war bei allem Schmerz geweſen. Das mußte nun ſo an zehn Jahre her ſein.

Sie plapperte ohn Unterlaß, hatte hunderterlei Fragen. Wie das eigentlich gekommen wäre — das mit den Franzoſen? Was das für eine Geſchichte geweſen — das mit dem Benedetti in Ems? Ob es wirklich Krieg geben würde? Ob der Herr General auch mitginge? Aber natürlich — ohne den ging's doch nicht. Du lieber Gott, und aus Pinnow müßte wohl eine ganze Maſſe mit in den Krieg, Reſerve und vielleicht auch die Landwehrleute. Am Ende gar auch der Freyer, der Sechsundſechzig ſo ſchwer verwundet wurde? Ja . . . und heut abend! So was erlebte man ſicher nie wieder. Zu ſchön . . . zu ſchön! Der alte König . . . man hätt ihm die Rührung ordentlich angeſehen . . . und der Kronprinz! Der Kronprinz!

Sie kamen nur ſehr langſam vorwärts. Die Menſchenwogen ſtauten ſich immer wieder. Alle paar Augenblicke mußten ſie ſtehen bleiben. Dann fühlte er jedesmal, wie ſich ihre Hand ein wenig feſter auf ſeinen Arm legte.

Aber er antwortete auf ihre vielen Fragen nur einſilbig. Seine Gedanken wanderten, kreuz und quer. Sie waren beim König, ſie waren beim Regiment. Sie waren bei den Eltern, und ſie waren bei Hedwig. Sie gingen zurück nach Pinnow, der märkiſchen Klitſche, auf der Großmutter ſaß —

„Hör mal, Kurt — du träumſt wieder mal . . .“

Mochte ſchon ſein, daß er träumte. Den Träumer, den Grübler hatten ſie ihn ja oft genug genannt.

„Wo biſt du eigentlich mit deinen Gedanken, Kurt? Du, hör mal . . . du biſt recht langweilig . . .“

Schmollen konnte ſie auch. Mit ſpitzem Mäulchen und funkelnden Augen.

Eigentlich hätt er ihr ſagen können: Grad eben war ich bei dir! Grad eben dacht ich daran: bieg hier ab nach der Behrenſtraße, heb den ſüßen Brandfuchs in die nächſte Droſchke, fahr mit ihr in den Tiergarten, küß ihr die roten Lippen, küß dich ſatt. Heut hält ſie ſtill, heut küßt ſie wieder. Das ſollt ich. Das könnt ich. Könnt ich, wenn ich nicht ich wäre mit dem dummen Reſpekt vor der Kinderfreundſchaft und vor dem alten guten Ruſt . . . und mit den Gedanken an Hedwig . . .

Vielleicht hätt er's doch getan. Aber da rief es hinter ihnen: „Halli, hallo!“ Und plötzlich war Bruno da. Im eleganten Sommerzivil, ganz hell, mit einem winzigen Hütchen auf dem braunen Schopf, den kurzen Schnurrbart keck hochgewirbelt, lachend, das Einglas im Auge. Sie ſagten ja bei den Huſaren, der Bruno Berkenfelde ginge mit dem Monokel zu Bett.

„Halli — Hallo! 'n Abend, cher frère. Ja, ſo, Franzöſiſch ſollte man heut nicht ſprechen. 'n Abend, Brandfüchslein. Schau, ſchau! Mich verſetzt man. Mit dem Kurt ſpaziert man Arm in Arm. Bitte, geniert euch nicht, Kinder . . .“

Der Brandfuchs machte ſeinem Namen Ehre. Im Nu war das ganze weiße Fellchen brandrot. Aber im Nu

hatte ſie auch die Hand aus Kurts Arm gezogen. „Verſetzen?“ Sie log wieder. „Wieſo denn? Ich bin ganz zufällig mit Madame Kruſe Unter die Linden gegangen —“

„Na — na — na! Iſt übrigens egal, Tine, Tinchen, Tinuſchka! Komm, gib Pfötchen . . . Ihr wollt wohl zum Palais? Woll'n ſehn, daß wir durchkommen. Kinder, iſt das ein Abend! Ich denk mir, wenn ich mal im Großvaterſtuhl ſitze, auf jedem Knie einen Enkel, und ich erzähl den Rangen von heute abend, dann wird mir's Herz noch ſchlagen vor Wonne. Na überhaupt . . . nun gibt's Krieg. Hurra!“

Dabei hatte er die kleine Hand ſchon gefaßt und feſt in ſeinen Arm gedrückt. „Hier gehört ſie hin, Auguſtina, Tina, Tinchen!“ Hatte ſich wieder in Marſch geſetzt. Weiß der Geier: er kommt glatt durch die Menge, wird nicht geſchoben, ſchiebt ſelber, klopft hier einem ehrſamen Bürgeronkel auf die Schulter: „Erlauben Sie mal ein bißken, verehrter Landsmann!“, ſagt da zu einem andern: „Sie, Männeken, machen Sie doch mal für meine Braut Platz. So — dank ſchön.“

Und Kurt kann ſehen, wo er bleibt. Darf hinter ihm hergehen, darf ſeine Späßchen mit anhören, darf zuſehen, wie er mit dem Brandfuchs kajoliert. Hol's der Geier! Und den Mund halten. Hol's der Geier! Und ſo war es immer geweſen — immer — immer — von Kindesbeinen an! Da ſoll es einem nicht gallebitter hochſteigen . . . gallebitter . . . an dieſem wunderbaren, an dieſem heiligen Abend . . .

Der Brandfuchs glüht noch immer wie eine Päonie. Der Bruno redet auf ſie ein, halblaut, zärtlich, lacht ihr

dann wieder ins Geſicht. Aber ſie wehrt ſich, ſie wehrt ſich. Ein paar Worte wenigſtens fängt Kurt auf. Was das Kantorstöchterlein aus Pinnow für eine ſpitze ſchnelle Zunge hat! „. . . und ich verbitt mir, daß du ſo mit mir umgehſt! Verſtehſt?! Ich laſſ' nicht mit mir ſpielen! Da iſt der Kurt viel artiger — verſtehſt? Wenn ich auch ein einfaches Mädel bin und ſchneidern lerne, ich will reſpektiert ſein. Verſtehſt — verſtehſt?!" Aber die kleine Hand bleibt dabei auf Brunos Arm, vielleicht nur deſto feſter, und der Huſarenbruder lacht den Brandfuchs ja doch aus. Grad ins glühende Geſicht und in die zornſprühenden Augen hinein. Mit ſeinem fröhlichen Lachen, dem keiner widerſtehen kann. Der Brandfuchs nicht und Mutti nicht und Hedwig auch nicht. Ja . . . Hedwig auch nicht.

Nun ſind ſie am Denkmal des Alten Fritz. Auf dem Eiſengitter ſitzen die Jungen wie die Spatzen. Die Menſchen drum rum wie ein Wall. Soweit man ſieht, eine ſchwarze ungeheure Maſſe. Bis drüben an die Neue Wache, bis zum Zeughaus, bis zur Oper. Kopf an Kopf. Und wieder dies Sauſen und Brauſen von tauſend Stimmen, von ungezählten heißen Herzſchlägen. Ein Brauſen wie von Meereswogen. Dann und wann ruft einer: „König Wilhelm — Hoch!" Zehn, zwanzig, hundert rufen es nach. Dann und wann ſtimmt einer an: ‚Heil dir im Siegerkranz', und die Tauſende fallen ein. Wieder wird's ſtiller. Aller Augen ſchauen, ſtarren auf die erleuchteten Fenſter im Erdgeſchoß. Plötzlich kommen von drüben, von der Neuen Wache her, neue Klänge: ‚Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?' Und wieder ſtimmen die Tau-

ſende ein: ‚Die Fahne ſchwebt mir ſchwarz und weiß voran . . . Daß für die Freiheit meine Väter ſtarben . . . das deuten, merkt es, meine Farben an . . .‘

„Willſt du wohl mitſingen, Brandfuchs! Wozu hat Vater dir mit dem ſpaniſchen Röhrchen die Zunge gelöſt . . .“

Und ſie lacht nun wieder, hat dabei dicke Tränen in den langen Wimpern und ſingt wirklich mit — Strophe um Strophe, bis zur letzten: ‚So ſchwören wir aufs neue . . . dem König Lieb und Treue . . .‘

Zwiſchendurch guckt ſie auch mal Kurt ins Geſicht, ſo von unten auf, unter dem breitrandigen Strohhut hervor, faſt wie mitleidig. Fragt auch mal haſtend, unſicher: „Iſt dir was, Kurt?“ Aber er ſchüttelt nur den Kopf. Er kann auch nicht mitſingen. Ihm iſt die Kehle wie zugeſchnürt.

Auf der Rampe iſt plötzlich eine ſtärkere Bewegung. Die Tür zum Palais hat ſich geöffnet, eine Anzahl hoher Offiziere tritt heraus. Man macht Platz. Moltke iſt darunter und Roon. Laute Hurras . . . wie im Widerhall tönt's, dröhnt's mit Hurra und Hoch von allen Seiten und will und will nicht enden. Ein paar Augenblicke ſtehen die Offiziere in einer Gruppe zuſammen. Und jetzt ſieht Kurt: auch Vater iſt unter ihnen. Vater war in dieſer Stunde beim König . . .

Dann kommt ein Schutzmann eilig die Rampe herab. Er ruft einem Kameraden zu: „Majeſtät läßt bitten nach Hauſe zu gehen. Majeſtät haben noch Vieles und Schweres zu arbeiten in dieſer Nacht.“ Der andere gibt's weiter. Wie ein Lauffeuer geht's durch die Menge: ‚Der König will Ruhe. Der König hat zu arbeiten.‘ Die Hurras ver-

ſtummen. Hier und dort klingt's auf: ‚Wir ſollen nach Hauſe gehen. Der König will's. Unſer guter König hat viel zu arbeiten in dieſer Nacht.‘ Nur noch einmal tönt drüben das Preußenlied auf. „Stille! Aufhören! Der König hat zu arbeiten . . .“ Und ganz plötzlich iſt Ruhe . . . nur der Marſchſchritt der Tauſende, die den Platz räumen, dröhnt auf dem Pflaſter.

Vater kommt die Rampe herab. Da ſtehen ſie noch, die drei, die beiden Brüder und Tine Ruſt. Auch Tine Ruſt, und Vater findet das gar nicht verwunderlich. Er nickt allen dreien zu, mit ernſtem Geſicht, aus dem die blauen Augen ſtolz und froh ſtrahlen. „'n Abend, Kinder. Ich dacht mir beinah, daß ihr Unter den Linden ſein müßtet. 'n Abend, Ruſtchen — hältſt du gute Freundſchaft mit ihnen? Iſt recht ſo. Kinder, Kinder, welch wunderbare gottbegnadete Stunden . . .“

Langſam gehen ſie der Friedrichſtraße zu. Halblaut ſagt er: „Ihr mögt's jetzt ſchon wiſſen, Majeſtät haben den Mobilmachungsbefehl unterſchrieben.“ Rechts drückt er Bruno, links Kurt die Hand, ganz eigen feſt. „Seid brav, ihr beiden. Macht mir Ehre!“ Und dann: „Treskow hat mir vertraulich mitgeteilt, daß ich eine Diviſion bekomme.“ Und wieder nach einer Pauſe: „Es wird ein ſchwerer Kampf werden, anders wie Sechsundſechzig. Aber Gott wird bei uns ſein. Ich will's euch ſagen: der König iſt voll Vertrauen. Er war tief ergriffen. ‚Bei ſolcher Begeiſterung meines Volkes können wir des Siegs ſicher ſein,‘ ſagte er zu uns. Ihr beiden, ihr Lieben, daß wir das erleben!“

An der Charlottenſtraße blieb er ſtehen. „Ich muß

noch auf eine Stunde aufs Bureau, dann nach Hauſe, zu Mama. Morgen ſeh ich euch doch?“ Dabei neſtelte er an den Knöpfen des Waffenrocks herum, wo er in der kleinen Uhrtaſche immer ein paar loſe Friedrichsdor zu tragen pflegte. „Hier, Jungens. Trinkt auf unſeres geliebten Königs Wohl noch eine gute Flaſche. Nehmt die Tine mit. Ich glaub gar, du haſt geheult, Ruſtchen? Froh müſſen wir heut alle ſein. Gute Nacht, Kinder —“

Quer über die Straße ging er, mit ſeinen feſten, langen, gleichmäßigen Soldatenſchritten, hochaufgerichtet. Alles machte ihm Platz.

Schweigend ſahen die drei ihm nach, mit kindlichem Reſpekt. Es war ſo gar nichts Kleines an ihm. Sie empfanden es alle drei, auch darin hatte ſich's wieder gezeigt, wie er das ſagte: ‚Nehmt die Tine mit.‘ Seine Seele kannte keine unreinen Gedanken.

Erſt nach einer Weile klingelte Bruno mit den beiden Goldſtücken, die er noch immer in der Hand hielt: „Alſo los! Vater hat's befohlen. Gehen wir zu Eweſt.“ Und es war wie immer: wenn der Huſar etwas wollte, ſetzte er's durch.

Aber die große, die hohe Stimmung war verflogen. Auch der Wein hob ſie nicht. Bruno trank faſt allein. Der Brandfuchs nippte nur. Kurt drehte und drehte am Glaſe. Er war wieder einmal der Träumer, der Grübler.

Knapp eine Stunde ſaßen ſie beiſammen.

Als ſie dann draußen ſtanden, rief der Huſar eine Droſchke an. „Komm, Tine!“ Wie etwas Selbſtverſtändliches war's. „Ich bring dich nach Hauſe.“

Und Kurt ging langſam die endloſe Friedrichſtraße

hinauf, mit hängendem Kopf. Die Sommernacht war voll rauſchenden Lebens. Überall ſtanden erregte Gruppen, aus allen Lokalen klangen patriotiſche Lieder. Er hörte ſie nicht. Er dachte nur: ‚Jetzt küßt er die roten Lippen! Warum wehrſt du dich nicht? Warum wehrſt du dich nicht?‘

* * *

Der Kaſernenhof ſah aus wie alle Tage. Auf der einen Seite übte eine Kompagnie in auseinandergezogenen Gliedern Griffe; drüben wurde geturnt. Dann und wann kamen von der Sechſten kleine Abteilungen, beſtaubt und mit heißen Geſichtern, vom Schießen zurück. Höchſtens eine Stelle verriet, daß heute der erſte Mobilmachungstag war: In der Büchſenmacherwerkſtatt des erſten Bataillons wurden die Seitengewehre geſchliffen. Und dann hatte Sergeant Fricke, der Regiments-Capitain d'armes, ſich in weiſer Vorſicht heute morgen Arbeiter ſtellen laſſen; am Zaun entlang ſonnte er einen Teil der Kriegsgarnitur, ſchritt wohlgefällig von einem Stapel zum andern, breitete hier liebevoll einen Waffenrock aus und beſchaute eine funkelnagelneue Hoſe. Seinetwegen konnte es losgehen; es war alles auf der Regimentskammer parat bis zur letzten Fettbüchſe und zum letzten Knopf. Wie ſich das gehörte.

Auch das war wie ſonſt: die aufſichtführenden Leutnants trafen ſich dann und wann an der Grenze ihrer Kompagniereviere und hielten ein wenig ‚Kaſino‘ ab. Sie plauderten. Worüber ſie ſprachen, das war freilich nicht das Alltägliche. Sie ſprachen vom geſtrigen Abend, ſie ſprachen vom König, ſie ſprachen vom Krieg. Alles wohl mit hochgeſpannten Herzen, aber doch recht ſachlich. Be-

ſonders die, die ſchon Sechsundſechzig mitgemacht hatten. Es war ja erſt vier Jahre her. Kandern hielt zwei jungen Dächſen einen Vortrag, wie das Zündnadelgewehr bei Chlum gewirkt habe; aber darüber müſſe man ſich klar ſein, das Chaſſepot ſei der Zündnadel überlegen. Damit hätte man ſich abzufinden.

Gegen ein Uhr kam der Oberſt. Er hatte ein neues Pferd probiert. Erhitzt ſah er aus und ſehr ernſt, ging gleich ins Regimentsbureau. Dort ſaß Wangenheim, der Regimentsadjutant, ſchon an der Arbeit. Die Adjutanten und Schreiber hatten am meiſten zu tun in dieſen erſten Mobilmachungstagen. Bald liefen auch die Ordonnanzen zu den Bataillonen und Kompagnien: um ein Uhr Parole. Das geſamte Offizierskorps wurde dazu beſtellt. —

Berkenfelde hatte früh herausgemußt. Um ſechs Uhr war der erſte Schuß gefallen, draußen auf den Scheibenſtänden in der Jungfernheide. Zwiſchen den dünnen Kiefern brütete die Sonnenhitze. Der Schädel brummte. Dabei galt es beſonders ſcharf aufzupaſſen; es ſteckte heut doch eine eigene Haſt in den Leuten, auch in den Unteroffizieren. Als die letzte Abteilung beinahe abgeſchoſſen hatte, kam der Kompagniechef herausgeritten, Hauptmann von Hafften. Wie immer ein Bild eiſerner Ruhe. Er ſetzte gleich einem Einjährigen, der ſchlecht Honneur machte, den Kopf zurecht: „Sie denken wohl, wir ſind ſchon im Kriege. Na, dann laſſen Sie ſich ſagen, daß ich da erſt recht ſtramme Honneurs verlange! Die Freiheit, die Sie vielleicht meinen, gibt's da nicht.“

Der Sergeant Koſta hatte noch ſeine Unteroffiziersaufgabe zu erledigen. Deshalb war der Kapitän heraus-

gekommen. Die Mobilmachung war für ihn kein Grund, die Sache zu vertagen.

Recht zur Beſinnung war Berkenfelde am ganzen Vormittag nicht gekommen. Als er beim Heimmarſch noch eine Weile neben dem Pferde Hafftens einherſchritt und der fragte: „Na, freuen Sie ſich auf den Krieg?“ hatte er zwar laut und eifrig bejaht. Wie ſollte er anders? Es war ja wohl auch ſo, es mußte wohl ſo ſein. Aber als der Hauptmann ihm dann wohlwollend zunickte: „Ich freu mich für Sie mit, Berkenfelde. Ihnen wird's gut tun, herauszukommen,“ fand er keine rechte Antwort. Er konnte den Druck auf dem Schädel nicht los werden, ein ſeltſam laſtendes Gefühl.

Nun ſtand er im großen Kreis. Der Oberſt in der Mitte, neben ihm der hochaufgeſchoſſene blonde Wangenheim mit dem kühlen, klugen Geſicht, ein Aktenſtück unter dem Arm.

Der Oberſt war ſehr kurz. Er las die Mobilmachungsorder ſelbſt vor. „Das Regiment wird ſeine Schuldigkeit tun!“ Wandte ſich an den Adjutanten: „Bitte, Wangenheim — die Kriegsrangliſte.“

Es war in der ganzen Runde ein tiefes, erwartungsvolles Schweigen; unwillkürlich ſchob ſich der Kreis etwas zuſammen.

Wangenheims klare Stimme klang auf. Name um Name verlas er und die Bataillone und die Kompagnien, denen jeder einzelne zugeteilt war: die aktiven Offiziere, die Reſerveoffiziere, die Fähnriche, die Ärzte, die Zahlmeiſter.

Berkenfelde ſtand zwiſchen Britzky und Janſon. Der eine war der zweiten, der andere der erſten Kompagnie zu-

geteilt worden. Sie hatten ſich froh zugenickt mit ſtrahlenden Augen. Der Name Berkenfelde war noch nicht gefallen.

Eine heiße Unruhe überrann ihn. Das Blut ſtrömte ihm ins Geſicht, ebbte wieder zurück. Das war doch nicht möglich? Das konnte doch nicht ſein?

„Zum Erſatzbataillon — Leutnant von Berkenfelde ... erſte Kompagnie ...“

Es war wie ein Schlag. Es war wie eine Schmach. Es war der Ausſchluß aus den Reihen derer, die für des Vaterlandes Ehre hinauszogen!

Das Erſatzbataillon — der Schwamm! Während die Kameraden kämpften, ſiegten, hieß das: Rekruten ausbilden, das Einerlei des Friedensdienſtes weiter tun, hören vom Streit und Kampf — hören, hören und nicht dabei ſein!

Ein Stich mitten ins Herz war es —

Der lange blonde Wangenheim klappte ſein Aktenſtück zu.

„Ich danke Ihnen, meine Herren,“ ſprach der Oberſt. „Ich bitte noch die Herren vom Erſatzbataillon.“

Da ſtanden ſie zu fünfen. Nur fünfe von einem halben Hundert.

Jedem einzelnen drückte der Oberſt die Hand. Er ſprach ſehr ernſt, gütig, ſichtlich bewegt. „Ihnen, meine Herren, fällt die ſchwerſte Aufgabe zu — die des Entſagens. Aber ich bitte Sie: betrachten Sie es als keine Zurückſetzung, wenn Sie nicht mit uns hinausgehen ſollen. Gerade die Formation des Erſatzes, für die Sie den feſten Stamm abgeben müſſen, iſt von der höchſten Wichtigkeit. Und dann: wir gehen einem ſchweren Kampf entgegen. Wir dürfen nicht an eine ſchnelle Entſcheidung glauben,

wie ſie uns vor vier Jahren wurde. Darum: ich hoffe, Sie bald alle im Felde wiederzuſehen . . .“

Gütige, herzliche Worte gewiß. Wahre Worte vielleicht. Und dennoch Worte — Worte —

Die Hand am Helm ſtanden die fünfe. Bleich im Geſicht, im Herzen die bittere, bittere Enttäuſchung.

Noch einmal ſchüttelte der Oberſt jedem die Hand.

„Grüßen Sie Ihren Herrn Vater, Berkenfelde. Sagen Sie ihm . . . es hätte mir ſehr leid getan . . .“

„Zu Befehl, Herr Oberſt —“

Der kränkliche Hauptmann von Kraberg lachte nervös, als ſich der Kommandeur kaum umgewandt hatte: „Gratuliere, meine Herren. Schwamm! Schwamm! Das hat man davon, daß ſie einem bei Rosberitz den Knochen zerſchoſſen haben — Schwamm — Schwamm! Wenn man drückt, ſoll was herauskommen. Aber es iſt Waſſer — Blut iſt edler —“

Dann kam Hafften, ſchob kameradſchaftlich die Hand in Berkenfeldes Arm: „Wir trinken jetzt im Kaſino eine gute Flaſche zuſammen. Mann, machen Sie nicht ſolch Geſicht! Der königliche Dienſt iſt überall ehrenvoll. Man muß immer ſeine Pflicht tun, wo man hingeſtellt wird.“

Worte — Worte —, und die gute Flaſche ſchmeckte bitter wie Galle.

Brennend fraß die Scham in Berkenfelde.

Er war ſobald als möglich aus dem Kaſino gegangen, lag in ſeiner Leutnantsbude auf dem Sofa, ſah zur kahlen Zimmerdecke hinauf und würgte an dem Schmerz. Einen mußte es ja treffen — ſelbſtverſtändlich. Aber warum gerade ihn?

Er grübelte wieder: ‚Haſt du dir dienſtlich etwas zuſchulden kommen laſſen?‘ Nein, das war es nicht. Sogar Hafften, der ſchärfſte Vorgeſetzte, war nie unzufrieden geweſen. Höchſtens, daß er mal geſagt hatte: ‚Etwas mehr Selbſtvertrauen, Berkenfelde! In uns Offizieren muß ein friſches Drauflosgängertum ſtecken, ſonſt kommt nichts Rechtes dabei heraus!‘

Aber danach hatte der Oberſt gewiß nicht entſchieden. Wonach denn alſo?

Mochte es ſein, was es wollte: der Schmerz blieb, und die Scham blieb.

Die Scham brannte in ihm, auch auf dem Wege nach der Viktoriaſtraße, zu den Eltern. Vor dem Vater ſchämte er ſich, vor dem Bruder — vor Hedwig. Am meiſten vor Hedwig.

Mutter — Mutter würde ihn ans Herz nehmen, ſeinen Kummer verſtehen. Vielleicht war auch eine leiſe Freude in ihr, den einen daheim zu behalten, eine Freude, die ſie freilich nie ausſprechen, die nicht einmal ihr Geſicht verraten würde. Aber die anderen — die anderen. Und Hedwig!

Wie Geſchwiſter waren ſie aufgewachſen. Er war nur drei Jahre älter als ſie. Grad ſie beide hatten immer zuſammengehalten, manchmal, als Kinder, auch gegen Bruno. Seit des Onkels Tode, ſeit Hedwig ganz bei den Eltern lebte, waren ſie ſich vielleicht ein wenig ferner gerückt, vielleicht nur, weil ſie ſoviel beiſammen, vielleicht weil ſie eben nicht mehr Kinder waren. Aber gute Freundſchaft hatte Hedwig immer bewahrt, gute Kameradſchaft, wie ſie's ſelber nannte. Manchmal hatte ſie ihn wohl ge-

neckt: Du Träumer! Manchmal hatte ſie an ihm gerüttelt: Du Grübler! Doch dann konnte ſie wieder bei ihm ſitzen, ihm zuhören mit dem eigen aufmerkſam geſpannten Blick, wenn er von ſeinen Büchern ſprach oder von ſeiner Staffelei, von der ſchönen Iphigenie-Aufführung im Schauſpielhauſe oder von der Kunſtausſtellung in der Akademie.

Aber es war auch vorgekommen, daß ſie den Kopf ſchüttelte: ‚Du hätteſt ſtudieren ſollen, Kurt.‘ Oder: ‚Du hätteſt Künſtler werden ſollen —‘

Du lieber Gott! Wer hatte ihn gefragt, was er werden wollte. Ins Korps wurde er geſteckt, und alles andere kam von ſelber. War ihm auch ganz recht. Immer waren die Berkenfeldes Soldaten geweſen, alle Schlachten ſeit dem Großen Kurfürſten hatten ſie mitgeſchlagen.

Als er daran dachte, loderte wieder der Schmerz auf—

Hier war einer, der zu Hauſe blieb . . . beim Schwamm! Beim Schwamm!

Der alte Franz öffnete.

„Die Herrſchaften ſind im Salon. Die gnädige Frau aus Pinnow iſt gekommen.“

Großmutter —

Wortlos hängte er Mütze und Säbel an den Halter.

Dann ſah er in der blauen Stube nichts, als nur die beiden.

Sie ſtanden am Fenſter. Bruno hatte den Arm um Hedwig gelegt, lachte ſie an und küßte ſie. Grad als Kurt die Tür öffnete. Küßte ſie — küßte ſie ganz anders, als ſie ſich ſonſt wohl untereinander geküßt hatten. Und Hedwigs Geſicht war wie mit Blut übergoſſen.

Er blieb an der Tür ſtehen, und es war ihm, als drehte ſich das ganze Zimmer im Kreiſe, als wankte der Boden unter ihm.

Großmutters derbes Lachen kam zu ihm und ihre rauhe Stimme: „Die Hede iſt's noch nicht gewohnt. Aber das gibt ſich."

Mit einem Male wußte er alles. Die beiden da waren Braut und Bräutigam. Ganz genau wußte er es: Bruno war gekommen, hatte ſie an ſich geriſſen, hatte ſie genommen, wie er zu nehmen gewohnt war. Wie geſtern den Brandfuchs. Kam heut vielleicht von dem und küßte Hedwig. Küßte Hedwig, daß ihr die Sinne vergingen.

Noch nicht einmal bemerkt hatten ihn die beiden. Aber nun rief Vater und lachte wie Großmutter: „Was ſteht der Junge und glotzt? Ja, Kurt — wir haben ein Brautpaar im Hauſe."

Da ſchrak er auf. Er dachte: ‚Nun ſollſt du zu ihnen gehen und Glück wünſchen. Jawohl, Glück wünſchen. Dem da, deinem Bruder, dem ja ohnehin alles glückt, der die Hand nur auszuſtrecken braucht, um das Glück einzufangen. Und Hedwig —'

Aber er tat keinen Schritt vorwärts. Er war wie gebannt auf ſeinem Platz hart an der Tür. Nur mit der Hand glitt er über die Stirn, in einer unwillkürlichen Bewegung, und fühlte die Schweißtropfen an den Fingern kleben.

„Was haſt du denn, Kurt?" rief der Vater noch einmal. Unwillig klang es.

Ja ſo . . . alſo Glück wünſchen . . .

Er löſte ſich endlich vom Türrahmen, ging auf die bei-

den zu. Stockte dann doch noch einmal. Denn nun hatte Hedwig aufgeſehen, wandte ſich, löſte ſich ein wenig von Bruno. Ihm war's, als träfe ihn aus den blauen Augen ein Blick des Verſtändniſſes, ein Blick des Mitgefühls — des Mitleids. Und das kränkte ihn. Mitleid? Was brauchte die glückliche Braut Mitleid für ihn!

„Hallo! Komm nur, alter Junge . . . wir beißen nicht!“ rief Bruno. Und fiel ihm auch ſchon um den Hals, küßte ihn auf beide Backen. „Hedwig — gebt euch auch einen Kuß. Ich erlaub's.“

„Ich . . . wünſche euch beiden, viel, viel Glück . . . euch beiden . . .“

Bruno lachte. Das friſche, unbekümmerte Lachen, das er immer hatte. Aber dem Bruder klang's wie Hohn. „Wie er das ſagt? Als ob er ſich gar nicht freute. Junge, Junge . . . wenn du wüßteſt, wie's in uns jubelt!“

Wortlos ſtand er. Sah Hedwig an, als ſuchte er doch wieder in ihren Augen den Blick des Verſtehens, des Mitleids, der ihn eben noch ſo tief gekränkt hatte. Und dann war es wie vorhin: als ob ihm die Sinne ſchwinden wollten, als ob der Boden unter ihm wankte und das Zimmer ſich im Kreiſe drehte.

Da war mit einem Male Mutter bei ihm. Und auch der Vater. Sie faßten ihn um, ſie führten ihn zum nächſten Stuhl. Er hörte noch Großmutters Stimme: „Bei der Hitze . . .“ Und dann war er in einer großen, großen Stille. Ein tiefer, wohltätiger Frieden war's. Nichts regte ſich. Er lag im Waldesſchatten irgendwo, im Pinnower Park unter der großen Eiche . . .

Als er aufwachte, ſtanden ſie alle um ihn herum.

Mutti beugte ſich über ihn, hatte ihr Fläſchchen mit Riechſalz in der Hand, ſah ihn beſorgt an, fragte mit ihrer lieben, ſanften Stimme: „Iſt's nun vorbei? Du biſt gewiß ſehr gelaufen bei der Hitze. Großmutter hat ganz recht.“ Vater hatte die linke Hand gefaßt, als ob er nach dem Pulſe fühlen wollte. „Na, Kurt . . . immer mit den Kräften haushalten. Wie ſoll das im Felde werden . . .“

An das Wort klammerte er ſich. Sie durften nichts davon wiſſen, wie ihn das andere gepackt und niedergezwungen hatte. Aber d a s — das mußten ſie ſowieſo erfahren.

„. . . ich bin zum Erſatz gekommen . . .“

Sagte es und ſchloß wieder die Augen. Nicht mehr aus Schwäche, aus Trotz und Scham. Er mochte die enttäuſchten Geſichter nicht ſehen. Aber er hörte und fühlte, was um ihn vorging. Er hörte, wie Großmutter mit ihrem Krückſtock aufſtampfte, daß Bruno einmal kurz durch die Zähne pfiff. Er fühlte Muttis Hand auf ſeiner Stirn, aber er fühlte auch, wie Vater mit einer haſtigen Bewegung ſeinen Puls freigab: „Nein . . . aber . . .“

Das alles war ein Augenblick. Dann ſagte Vater: „Armer Junge. Laß gut ſein. Das iſt eben Pech. Das kann jeden treffen. Solche Enttäuſchungen muß man überwinden, ſie bleiben niemand geſchenkt.“

Der General ſprach es ganz ruhig, in dem wohlwollenden Ton, den man ſeinen Manöverkritiken nachrühmte. Aber auch dies Wohlwollen rieb den Sohn wund, daß er ſich aufbäumte: „Die Schmach!“

„Sieh mich, bitte, mal an, Kurt. Wie kannſt du von Schmach reden? Wenn es nun einen anderen getroffen hätte, würdeſt du's dem auch als Schmach anrechnen? Ich

TAYLOR INST

weiß nicht, was Boltenſtein veranlaßte, dich zum Erſatzbataillon zu geben — vielleicht tat er's, weil du im Frühjahr längere Zeit krank warſt. Der Stärkſte biſt du ohnehin nicht. Eine Zurückſetzung aber darfſt du jedenfalls nicht darin erblicken — ihr alle nicht!" Es war auch für die andern geſagt.

Und für Kurt waren es doch nur Worte — Worte — Worte —

Sie waren ſehr gut zu ihm. Sogar Großmutter, die trotz ihrer achtzig Jahre ſonſt immer herausſprudeln mußte, was ſie dachte. Und das war es eben, was ihn immer aufs neue ſchmerzte: ſie beherrſchten ſich alle, ſie wollten ihm nicht weh tun.

Er ſaß ſtumm und ſtill in der Sofaecke, zu der ihn Mutter geführt hatte, wie man ein krankes Kind führt.

Franz hatte den Tiſch gedeckt in ſeiner umſtändlichen Art. Hedwig bereitete den Kaffee. Das war immer ihr Amt im Hauſe geweſen. Heut war es anders wie ſonſt, denn Bruno machte ſich geſchäftig mit zu tun, neckte ſie, war zärtlich dabei; manchmal wehrte ſie ihn ein wenig ab.

Es war ſehr unruhig. Ab und zu wurde Vater herausgerufen. Ordonnanzen und Depeſchenboten wurden gemeldet. Einmal kam er mit glänzenden Augen zurück: „Die Süddeutſchen halten treue Waffenbrüderſchaft. In Bayern und Baden iſt heut auch die Mobilmachung befohlen." Dann ſprach er wieder vom geſtrigen Abend; daß der König mit Tränen im Auge geſagt habe: „Das iſt ja wie Achtzehnhundertdreizehn." Großmutter nickte: „Ja — Achtzehnhundertdreizehn! Da wurden wir hart ge-

ſchmiedet wie Stahl. Tat uns gut! Harte Zeiten ſind uns Preußen am geſündeſten.“

Immer wurde vom Kriege geſprochen. Aber nicht nur im Hochklang der Begeiſterung. Es gab ſo viel Praktiſches zu bedenken. Mutter hatte Ausrüſtungsfragen. Vater und Bruno ſprachen von den Pferden. Großmutter ſagte: „Wenn du Geld brauchſt, Wilhelm!“ Das war etwas, denn die alte Dame ſaß feſt auf ihren Geldſäcken.

Wie nebenbei nur wurde die Verlobung geſtreift. Erſt jetzt hörte Kurt, daß der Bruder gleich hatte heiraten wollen. Es gab das; auch 1866 war es ohne Konſens möglich geweſen. Doch Großmutter hatte Einſpruch erhoben in ihrer kurzen, entſcheidenden Art: „Erſt nach dem Kriege!“ Da gab es keinen Widerſpruch.

Kurt wollte es vermeiden, aber er mußte immer wieder auf Hedwig ſehen. Es zwang ihn, als ob er aus ihrem Geſicht ergründen könnte: was hieß dich ja ſagen? Doch das ſtolze, ſchöne Geſicht verriet nichts. Nur in den Augen war manchmal ein beſonderes Leuchten. Dann ſah er den Bruder an: war ſchon ein ſchöner Menſch, der Bruno, mit dem gebräunten, energiſchen Geſicht, den roten Lippen, der Adlernaſe, die er von Großmutter hatte, Mellentinſches Erbteil! Der Hochquartſchmiß, den er ſich bei den Bonner Boruſſen geholt hatte, ſtand ihm. Und ſo was Friſches, Fröhliches lag über ihm. Immer waren die Weiber wie toll hinter ihm her geweſen. Nun alſo auch Hedwig. Auch Hedwig —

Im Grunde, was ging das ihn an, ihn, Kurt? Der Krieg — und Hedwig! Er blieb beim Schwamm, während

die anderen hinauszogen. Und Hedwig? Nun, ſie war eben des Bruders Braut . . .

Torheit das alles. Wenn ſie Bruno lieb hatte, war's zu verwundern?

Franz kam, räumte den Kaffeetiſch ab, meldete wie beiläufig: „Mamſell Ruſt wartet draußen."

„Ja ſo!" ſagte Großmutter. „Ich hab mir die Tine herbeſtellt. Soll reinkommen, Franz."

Der Brandfuchs —

Kurt ſah wieder zu dem Bruder hinüber. Der ſtand mit ſeiner Braut am Fenſter, faſt wie vorhin, als er ins Zimmer getreten war. Gehört hatte es Bruno, wen der Diener meldete. Ganz deutlich ſah es Kurt. Auf einen Augenblick war ihm das Blut in die Stirn geſtiegen; er hatte an ſeinem kleinen, ſchwarzen Schnurrbart gezwirbelt. Aber nun blickte er ſchon wieder gelaſſen drein, lächelte etwas ſpöttiſch.

Das konnte ja luſtig werden, wenn Tine Ruſt von der Verlobung erfuhr. Der Brandfuchs pflegte ſeinem Temperament keine Zügel anzulegen. Der nicht.

Luſtig konnte es werden. Oder tieftraurig —

Auf einen Moment war nichts als heiße Schadenfreude in Kurt. Dann kam gleich das Mitleid. Um Gottes willen, erſpar Hedwig den Schmerz.

Er ſtand auf, haſtete zu dem Brautpaar hinüber, wollte Hedwig unter irgend einem Vorwand aus dem Zimmer entfernen. War der Bruder denn toll, daß er es darauf ankommen ließ. Der mußte doch den Brandfuchs kennen —

Aber es war zu ſpät.

Grad trat Tine ein. Großmutter winkte ihr mit der Elfenbeinkrücke: „Komm mal her — du!“ Es klang nicht ſehr gnädig.

Der Brandfuchs ſah ganz anders aus, als geſtern abend. Den koketten Strohhut mochte Tine draußen gelaſſen haben. Das rote Haar war artig glatt geſcheitelt. Ein Kattunfähnchen hatte ſie an, ohne allen Firlefanz, ein ſchwarzes Schürzchen drüber. Wie ein beſſerer Dienſtbote ſah ſie aus.

Die Elfenbeinkrücke wackelte drohend in der Luft. Tine Ruſt knickſte ſehr tief vor der alten Frau und küßte die Hand.

„Was fällt dir eigentlich ein, Tine! Was ſind das für Manieren? Dreimal hat Vater ſchon geſchrieben, daß du dich nach Hauſe ſcheren ſollſt. Er braucht dich. Warum folgſt du nicht?“

„Ich hab's Vater doch geſchrieben.“

„Das weiß ich — unverſchämt haſt du zurückgeſchrieben. Nicht die drei Groſchen Porto war dein Geſchreibſel wert. Faule Ausreden haſt du gemacht. Du hätt'ſt noch nicht genug gelernt. Flauſen. Soviel wirſt du ſchon gelernt haben, daß du der Lehnſchulzen ein Kleid machen kannſt. Oder du biſt ſtinkefaul geweſen.“

„Nein, gnädige Frau.“

„Red nicht, wenn du nicht gefragt wirſt. Ich hab's dem Kantor gleich geſagt, du taugſt nicht nach Berlin. Du kannſt Vaters ſpaniſches Röhrchen immer noch nicht miſſen. Alſo . . . ich fahr morgen nach Pinnow, und du kommſt mit. Verſtanden? Um ſechs Uhr in der Früh biſt du hier.“

Brandrot war die Tine geworden. Einmal wollte ſie

den Kopf zurückwerfen, aber der Reſpekt war zu groß. Die Gnädige war imſtande, ihr mit der Krücke über den Buckel zu ſchlagen, wenn ſie widerſprach.

„Nun — wird's bald? Kannſt du's Maul nicht aufmachen? Um ſechs Uhr morgens!“

„Jawohl . . . gnädige Frau.“ Zwiſchen zwei Worten ſchluckte Tine jedesmal den Widerſpruch herunter.

Mutti tat ſie leid. Mutti kannte Großmutter und wußte, auch aus eigener Erfahrung, von den Tagen her, wo ſie noch junge Frau geweſen, es war nicht immer gut Kirſcheneſſen mit ihr. Und Vater tat der Brandfuchs auch leid. Der hatte Tine immer beſonders gern gehabt. Sie in Schutz zu nehmen, vor der Mutter, das traute er ſich nicht. Einmal hatte ſie ſicher unrecht, und Mutter hatte recht. Und dann: lieber mit zwanzigtauſend Mann gegen den Feind marſchieren, als Mutter widerſprechen.

Aber ſie wollten beide abſchwächen, gut machen. Vater kam vom Schreibtiſch her, faßte Tine unters Kinn: „Du kleiner Racker!“ Und Mutter hatte ein Glas Wein in der Hand: „Da trink mal, Tine — aufs Wohl unſeres Brautpaares.“

Der Brandfuchs hatte ſchon geknickſt, hatte das Glas genommen, als Mutti das letzte ſagte. Nun erſt gingen die großen Augen erſtaunt ſuchend umher — Himmel, konnte das Mädel Augen machen! Hafteten mit einem Male feſt auf den beiden am Fenſter. Das Glas kam ins Schwanken, ſchwappte über, daß der rote Wein über die zitternden, weißen Finger lief. Dann hielt ſie's wieder ganz feſt, aber ihre Augen ſtarrten —

Bruno zwirbelte an ſeinem Schnurrbart. „I was!“

mochte er denken. ‚Und wenn ſchon! Nun gerade!‘ — „Ja, Tinchen,“ ſagte er laut, „kannſt uns gratulieren.“

Da fiel das Glas aus ihrer Hand. Nein, ſie ſchmiß es auf den Fußboden, daß der Wein ſpritzte. Lachte auf, gellend, ein einziges Mal.

Und dann war der Brandfuchs über die Schwelle, aus dem Zimmer. Die Tür blieb offen, draußen hörte man noch einen Laut — einen Schrei, ein Auflachen — und dann das Zuſchmettern der Korridortür.

Sie ſtanden drinnen einen Augenblick wie erſtarrt, wortlos und reglos. Nur Hedwig hatte ſich mit einer ſcharfen Bewegung losgelöſt, war einen Schritt ſeitwärts getreten, todblaß und dann purpurrot, die Lippen feſt aufeinandergepreßt, in den Augen jähe Erkenntnis. Aber hochgereckt, mit graden Schultern. Und da war auch ſchon Mutti bei ihr, ſchlang den Arm um ſie.

„Canaille!“ Großmutter wollte aufſtehen. Doch die alten Füße, die ſonſt ſo feſt ſtanden, verſagten. Noch einmal ſtampfte ſie mit dem Stock auf. „Canaille!“ Und die grauen Augen ſprühten zu dem Enkel hinüber. Mochte auch er ſich ſeinen Teil von dem Wort nehmen. „Canaille!“ —

Der, dem's galt, ſtand noch immer in der Fenſterniſche, drehte an dem kecken Schnurrbärtchen, zog die Achſeln hoch, als wollte er ſagen: ‚Was geht mich das an!‘ Aber es glückte nicht. Keinen Laut brachte er über die Lippen, und der Blick kam nicht hoch vom Teppich. Himmelkreuzdonnerwetter — war das ein Pech! Solch ein rabiates Mädel! Vierundzwanzig Stunden ſpäter, und das hätte ſich alles in Ruhe erledigen laſſen. Denn der

Brandfuchs tat doch, was er wollte ... Und jetzt? Nur kaltes Blut. Leugnen — leugnen —

Jawohl leugnen —

Vater war schon neben ihm. Er hatte sein Generalsgesicht, aber die Stimme klang nicht so ernst, wie trübe: „Komm mal in mein Zimmer!“

Daß einer fehlte, daß Kurt nicht bei ihnen war, hatte keiner bemerkt.

Hinter dem Brandfuchs war er aus dem Zimmer gestürzt. Nur das eine jähe Entsetzen in der Seele: ‚Die Tine tut sich was an!‘

Im Korridor riß er Mütze und Degen vom Halter, jagte die Treppe hinunter, stand auf der Straße und sah grad noch oben, fast an der Potsdamer Brücke, Tinas hellblaues Fähnchen.

Er hetzte hinter ihr, rief, rief.

Wie eine Besessene rannte sie. Der Rock flatterte, die Haare hatten sich gelöst, der eine dicke, dicke, brandrote Zopf hing ihr über den Rücken, schlenkerte hin und her. Einmal schlug sie die Arme hoch, als wollte sie Gott zum Zeugen ihrer Not anrufen.

Die Brücke über den Landwehrgraben war aufgezogen, grad kroch ein plumper Spreekahn hindurch. Rechts und links standen die Menschen, dichtgedrängt, einer hatte ein Zeitungsblatt in der Hand, las laut eine Depesche vor —

Dann gab es einen entsetzten Aufschrei —

Gradaus war sie gelaufen, den grünen Rasen herunter, ins Wasser hinein. Und in großen Sätzen dicht hinter ihr drein ein junger Offizier in voller Uniform, nur den Degen hatte er vor dem letzten Sprung zur Seite geschleudert.

Auf einen Augenblick waren ſie beide untergetaucht. Dann kamen ſie wieder hoch. Es war wie ein Ringen zwiſchen ihnen. Noch einmal ſchlug das Waſſer über ihren Gliedern zuſammen. Auf dem Spreekahn lief ein Schiffer nach vorn, laut rufend, mit einer langen Stange. Grad im rechten Augenblick, als Berkenfelde ſich zum zweiten Mal hob. „Hier — hier, Herr Leutnant.“ Kurt griff nach der Stange, umklammerte ſie mit der rechten Hand. Im linken Arm hatte er den Brandfuchs. Schwach ſträubte ſich das Mädchen, aber wie in einem Schraubſtock, ſchwer atmend, hielt er ſie. Ein paar Arme griffen herunter, nahmen ihm die Laſt ab, zogen ihn ſelbſt an Bord.

In der kleinen Kajüte legten ſie die Ohnmächtige auf den Boden. Das dünne, naſſe Fähnchen preßte ſich eng an die Glieder. Nicht ein Blutstropfen ſtand in dem Geſicht. Den Kragen und die oberſten Taillenknöpfe hatte die Schifferfrau aufgeriſſen, Hals und Bruſt leuchteten weiß heraus; darüber lag brandrot, triefend ihr Zopf.

„Lebt ſie? Lebt ſie?“

„Sie kommt ſich ſchon. War ja man 'n Momang ins Waſſer. Jotte doch, ſo 'n armet Mädel! . . . Na — man weß ſchon —“

Ja! Man weiß ſchon —

Dann kam über den ſchnell zu Land geworfenen Steg ein Arzt. Ein verſtändiger, älterer Mann, der grad an der Brücke gewartet hatte. „Das war brav, Herr Leutnant!“ ſagte er kurz und kniete neben dem Brandfuchs nieder. Aber er hatte kaum noch etwas zu tun. Tine Ruſt ſchlug die Augen auf.

Kurt Berkenfelde trat aus der Kajüte. Ihm ſchlot-

terten die Glieder vor Aufregung und Froſt trotz der warmen Auguſtſonne. Ein peinliches Gefühl war in ihm. In voller Uniform ſtand er hier, begafft von der Menge. Schon war auch ein Schutzmann an Bord gekommen. Der ſchmunzelte um den Bart: „Gratuliere zur Rettungsmedaille, Herr Leutnant.“ Aber dann hatte er ſeine Brieftaſche in der Hand: „Ich muß das Mädchen fragen, von wegen die Perſonalien und wo wir ſie hinbringen ſoll'n.“ Und nach einer kleinen Pauſe: „Um den Namen von Herrn Leutnant möcht ich auch gehorſamſt bitten.“

Das half nun nichts, ſo peinlich es war. Er nannte ſeinen Namen. Er gab auch an, daß ſie aus dem Hauſe ſeines Vaters, des Generalleutnants von Berkenfelde, in großer Erregung fortgelaufen wäre.

Der Schutzmann ſtand immer noch ſtramm: „Jawohl, Herr Leutnant. Hauptſache, daß ſie am Leben iſt. Das andere geht uns eigentlich nichts an.“

„Ja! Gottlob, daß ſie am Leben iſt.“

Der Arzt kroch durch die niedrige Kajütentür ins Freie. Er nannte ſeinen Namen: Doktor Metzner. Es war alles in Ordnung. Das arme Mädchen war bei Beſinnung, heulte natürlich wie beſeſſen; man müßte ſorgen, daß es in gute Obacht käme, er wollte ſie ins nächſte Krankenhaus bringen. Vorläufig . . . Das weitere werde ſich ſchon finden . . . Alles ſehr verſtändig, menſchenfreundlich und doch ein wenig geſchäftsmäßig. Es war ja kein welterſchütterndes Ereignis, daß ein Mädel ins Waſſer ging.

So trugen ſie die Tine über den Landſteg hinüber zur Droſchke, die der Arzt herangewinkt hatte. In der Ecke des Wagens ſaß ſie, zuſammengeſunken, mit geſchloſſenen

Augen. Als Kurt ihr die Hand geben wollte, ſah ſie es gar nicht. Als er nach der ihren faßte, zuckte ſie zurück. Die alte Wolldecke, in die die Schifferfrau ſie gewickelt, hatte ſie ſich faſt ganz über das Geſicht gezogen.

Die Droſchke zog an.

Über die Brücke flutete wieder der Verkehr. Der Schifferknecht hatte Kurts Mütze aufgefiſcht. Der merkte erſt jetzt, daß er barhäuptig ſtand, griff in die Taſche, holte ein paar Taler heraus — der Mann wollte nichts nehmen. Er lachte: „Morgen muß ick mir doch in Spandau ſtellen, un im Krieg nutzt einem dat Jeld niſcht, Herr Leutnant. Aber 'n Droſchkong ſollten der Herr Leutnant nehmen. So können Se nich durch die Stadt gehn. Hol mal einer fix noch 'n Droſchkong!“

Auch das merkte Berkenfelde erſt jetzt: er war beſchmutzt von oben bis unten.

Gerade als er einſteigen wollte, ſah er den Vater von der Viktoriaſtraße herunterkommen. Schneller als ſonſt. Mit ſeinen langen Soldatenſchritten, doch ganz gegen ſeine Art mit geſenktem Kopf, wie tief in Sorgen. Ganz dicht ſchon war er heran, da ſah er den Sohn —

„Kurt —“

Er rief es in heftigem Erſchrecken. Aber es ſchien, als ob er mit ſeinem ſcharfen Blick ſofort den ganzen Verlauf erfaßt hatte. Haſtig trat er heran, griff nach des Sohnes Arm: „Tine? Ich wollte gerade nach ihrer Wohnung —“

„Sie iſt im Krankenhaus . . .“

„Komm!“

Und ſie ſtiegen beide in den wartenden Wagen. Der

eine der Umſtehenden reichte Kurts Degen nach. Den nahm der Vater, hielt ihn mit beiden Händen und ſagte nichts als: „Er wird auch noch zu Ehren kommen, lieber Junge.“

* *
*

Von allen Bahnhöfen kamen ſie und zogen in langen Kolonnen den Kaſernen zu. Die ſtämmigen Oſtpreußen und Pommern, die Schleſier, die blondköpfigen Weſtfalen, die leichtlebigen Rheinländer; dazu die bedächtigen Holſten und die Schleswiger aus der Nordmark, die Hannoveraner und Heſſen, und es war kein Unterſchied zwiſchen denen aus den alten Provinzen und denen aus den neuen, die vor wenigen Jahren dem Hohenzollernſtaat angeſchmiedet. Es war kein Unterſchied zwiſchen den Jungen, die erſt im letzten Herbſt zur Reſerve entlaſſen, und den Älteren mit den Denkmünzen von 1864 und 1866. Sie alle waren eines Geiſtes.

Schwer klang der wuchtige Marſchſchritt der Reſerven auf dem Pflaſter. Wohl kam ſo mancher, der Weib und Kind daheim laſſen mußte und der Sorgen im Herzen trug; es kam ſo mancher, der, jäh aus Arbeit und Beruf herausgeriſſen, um die Ernte auf dem Felde bangte. Man ſah's ihnen nicht an. Höher womöglich noch als das junge Blut trugen ſie den Kopf, trotziger war ihre Haltung, trotziger ihr Gang. Das Vaterland in Gefahr, der alte König Weißbart beſchimpft, der Erbfeind an der Grenze: drauf! war die Loſung. Wie's ihnen daheim die Väter und Großväter geſagt hatten von Anno 1813: mit Gott, für König und Vaterland!

Es war kein Jauchzen in den Reihen, es war kein Übermut in den arbeitsharten Geſichtern. Ernſt kamen ſie daher, der Bauer im Arbeitskittel Schulter an Schulter mit dem Arbeiter im hellen Sommerrock, — alle im Banne der Pflicht. Zwiſchen den Mauerzeilen hallte dröhnend und drohend ihr gleichmäßiger Schritt. Aber wenn einer das Preußenlied anſtimmte, fielen die Hundert und Tauſend ein, die Männer reckten und ſtreckten ſich, die Augen begannen zu leuchten.

Der weite Kaſernenhof, der ſo ſtill gelegen in den letzten Tagen der Ruhe vor dem Sturm, bot kaum Platz genug. Da ſtanden ſchon die Dienſtfahrzeuge des Regiments, die Munitionswagen, die Kompagniekarren. Aus dem Zeughauſe kamen die Augmentationsgewehre für die Reſerven; in den Büchſenmachereien flog der Schleifſtein; Schießunteroffiziere und Capitains d'armes eilten geſchäftig hin und her; aus Spandau, der nahen Feſtung, trafen die Patronentransporte für die Kriegsſchargierung ein, achtzig Patronen für den Kopf des kriegsſtarken Regiments, je achtzehntauſend für jeden Patronenwagen zur Reſerve; in den Werkſtätten wurde auf Tod und Leben geſchuſtert und geſchneidert.

Kein Fenſter im Stadtteil blieb leer, wenn ein neuer Reſerviſtentransport des Wegs zog. Herüber und hinüber flogen die Grüße, die Tücher flatterten; dicht gedrängt geleitete das junge Volk die Kolonne rechts und links mit lautem Jubel. Die Muſik ſpielte auf dem Kaſernenhofe. Wieder winkte, grüßte es aus allen Fenſtern der langen Front den Kommenden entgegen. Und dann packte, mit einem Schlage, das ſtraffe Kommando ſie. „Stillgeſtanden!

Richt't — euch!" Sie waren wieder Soldaten, der Kern der Truppe, ihres alten Regiments.

Abſeits ſtand eine andere Schar, Tag für Tag jetzt, um die Mittagsſtunde. Erſt waren es drei oder vier geweſen, dann zehn, und dreißig, und fünfzig. Junge Geſichter, denen kaum der erſte Bartflaum ſproß, ſchlanke Geſtalten in ſtädtiſcher Kleidung. Die Hörſäle der Hochſchulen leerten ſich, um die Kaſerne zu füllen. Das war die Jugend, der die lauterſte Begeiſterung aus den Augen ſprühte. Das waren die Freiwilligen, die baten und flehten: „Laſſet uns mittun!" Die wieder und wiederkamen, wenn der Arzt ſie abwies: „Wir ſchaffen's ſchon! Wo der Wille iſt, iſt auch die Kraft! Laſſet uns mittun!" Und mit ihnen ſtanden, wartend und harrend, von Tag zu Tag mehr, im ergreifenden Gegenſatz, Männer in reifen Jahren, mit ergrautem Haar, die aus dem Ausland herbeigeeilt waren, auf den erſten Weckruf des elektriſchen Funkens, um des großen Kampfes willen, Männer aus allen Berufen, die keine Pflicht mehr bannte, nur der eine Wunſch und Wille: ‚Laſſet uns mittun! Laſſet uns mittun!'

Einem gewaltigen Uhrwerk gleich, regelmäßig, ohne Widerſtände, rollte ſich die Mobilmachung ab, im großen, im kleinen und im kleinſten. Das Bataillon nahm ſeine Reſerviſten in Empfang und teilte ſie jedem Hauptmann zu, der ſie wieder dem Zugführer und der Korporalſchaft übergab. Sie ſtürmten die gewohnten Treppen hinauf, als hätten ſie geſtern, vorgeſtern erſt die Kaſerne verlaſſen. Und der Capitain d'armes verpaßte ihnen die Röcke und die Stiefeln, Helm und Mütze und Torniſter aus der funkelnagelneuen Feldgarnitur; eine Stunde darauf hatten ſie

Gewehr und Bajonett und Seitengewehr, als ob es morgen ſchon losgehen ſollte.

Zwiſchen all dem lief der Dienſt, den der Tag brachte.

Am Sonntag mittag, den 17. Juli, zog Kurt Berkenfelde auf Schloßwache.

Als er auf den Kaſernenhof kam, begegnete ihm der Oberſt. Der winkte ſchon von weitem, ſchüttelte ihm dann die Hand: „War brav, Berkenfelde! Hab's grad im Fremdenblatt geleſen. Ich wünſch Ihnen Glück, lieber Berkenfelde.“

Der Alte ſchritt weiter, und Kurt ging zur Wachtparade hinüber. Die ſtand in der langen, gleißenden Front, die drei Offizierswachen auf dem rechten Flügel: Schloßwache, Königswache, Brandenburgertorwache; rechts daneben das Muſikkorps. Es war, wie immer, eine Parade im kleinen, ein umſtändliches Exerzieren mit Points vor, Präſentieren und Parademarſch. Ganz wie im tiefſten Frieden.

Doch auf dem Marſch zur Wache war's anders. Wohl zog auch ſonſt viel Volk der Muſik nach. Aber heut brauſte und wogte es durch die Straßen; nicht Hunderte, Tauſende gaben das Geleit, und vor dem Palais, wo der König am Eckfenſter ſtand, war ein Jubeln und Hurra ohne Ende.

An Berkenfelde glitt alles vorüber wie ein Schattenſpiel.

Eine ſeltſame Ruhe war über ihn gekommen. Als ginge ihn das alles gar nichts mehr an: nicht der Krieg, nicht die Begeiſterung der Maſſen; nicht Hedwig, nicht der Brandfuchs — nicht der Bruder — ſogar Vater und Mutter nicht. Als ſei das alles fernab gerückt.

Während des langen Nachmittags blieb er allein in der dämmerigen Wachtſtube des Zollernſchloſſes. Der Dienſt rüttelte ihn nicht auf. Im Schloßhof war faſt Grabesſtille, nur die Schritte des Poſtens vor Gewehr klangen dann und wann auf.

An dem Fenſter des kellerartigen Raumes ſaß Berkenfelde ſtundenlang, ſah auf die Gewehrreihen in den Stützen und auf die Mauerfront drüben, hinter der der Krontreſor liegt; ſtand auf, wenn der Unteroffizier mit den Meldungen kam, ließ heraustreten, ablöſen, rangieren, nahm ſeinen alten Platz in der tiefen Fenſterniſche wieder ein. Es war ja alles ſo gleichgültig, ach — ſo gleichgültig —

Er dachte an das letzte Geſpräch mit Vater. Der war ſehr lieb zu ihm geweſen und gütig. Doch hinter der Güte fühlte Kurt etwas anderes: die Sorge um den Älteren, um Bruno. Sie mochten eine harte Auseinanderſetzung gehabt haben, Vater und Sohn; es war aber wohl eine Verſtändigung zuſtande gekommen. Wie immer, wenn Bruno es darauf ablegte. Tine Ruſt — nun ja: ein verliebtes Mädel. Gottlob, daß es noch ſo gut abgelaufen war. Bruno — freilich — ein Windhund, ein Luftikus. Aber eine Liebelei iſt kein Verbrechen; was brauchte das dumme Ding ſie ſo ernſt nehmen? Und Hedwig? Nun, natürlich, die Verlobung wurde jetzt nicht veröffentlicht. Das konnte man Hedwig nicht zumuten. Aber ſie war ſo verſtändig — ſo verſtändig —

Sie waren ja alle ſo verſtändig. Tine auch, der heiße Brandfuchs. Vater hatte heute früh ein Billet geſchickt. Er wäre geſtern abend noch mit Großmutter im Krankenhauſe geweſen, hätte Tine ganz ruhig gefunden. ‚Großmama

hat ihr die Raupen ausgetrieben, und ſie fährt mit nach Pinnow.' Selbſtverſtändlich: wer aus Pinnow ſtammt, duckt ſich vor Großmutter . . .

Man muß nur verſtändig ſein und ruhig. Ganz ruhig. Warum auch nicht? Es geht alles ſeinen Lauf. Es iſt alles Schickſal. ‚Kannſt dem Schickſal widerſtehen — aber manchmal gibt es Schläge. — Will's nicht aus dem Wege gehen — Ei, ſo geh du aus dem Wege!' Der Weltweiſe von Weimar hatte ganz recht. Immer hübſch ruhig, immer hübſch aus dem Wege gehen. So iſt's am beſten. Bruno heiratet Hedwig; Tine nimmt irgend einen Schulmeiſter vom Lande oder den Lehnſchulzenſohn. Ich brauche mein koſtbares Leben nicht in Gefahr zu bringen —

Und er ſtarrte auf die Gewehre, die ſo ſchön ordentlich in den Stützen ſtanden, hörte auf den gleichmäßigen Schritt des Poſtens, war ruhig, ſteinern ruhig, wenn es auch in ihm würgte vor galliger Bitterkeit. Und kam die Galle doch einmal hoch, dann ſchluckte er, bis er ſie niedergezwungen zu haben glaubte. Hol's der Henker!

Am Abend muß der Wachthabende nach dem Königlichen Palais, den ‚Rapport von Euer Majeſtät Wachen' zu überbringen. Eine uralte Form. Der dienſttuende Flügeladjutant nimmt den Rapport entgegen. Höchſtens einmal im Jahr empfängt der König perſönlich den Wachthabenden.

So wird's auch heut ſein. Es liegt auch hier keine Urſache vor, ſich aufzuregen. Nur immer hübſch ruhig. Man wechſelt den Rock, zieht die beſte Garnitur an, pendelt über die Schloßbrücke, an der wohllöblichen Kommandantur vorüber und am Opernhaus, geht die Rampe zum Palais

hinauf, der Adjutant ſagt: ‚Danke‘, und man geht wieder zurück. Es iſt alles ganz verſtändig eingerichtet. Es iſt überhaupt alles ſehr verſtändig eingerichtet auf dieſer Erde. Auch mit dem Krieg. Einmal werden wir ſiegen, einmal die Franzoſen: dann wird hübſch Friede geſchloſſen werden, und die Welt hat wieder Ruh. Auch der kleine Aderlaß, der damit verbunden, iſt gewiß eine höchſt verſtändige Einrichtung der Natur. Der Krieg iſt eine ſtärkende Eiſenkur der Völker, ſagt ja wohl Jean Paul. Der mußte es doch wiſſen, Herr Jean Paul Richter, der nie recht die Naſe über die Stadtmauern von Bayreuth und Weimar hinausgeſteckt hatte. War ja ſogar ſchließlich wohl Legationsrat geworden — von Sachſen-Hildburghauſen nämlich . . .

Und Kurt Berkenfelde zog den beſten Waffenrock an, empfing vom Schreiber die blaue Mappe mit dem Rapport, ging über den Schloßhof und den Luſtgarten, über die Brücke und an der Kommandantur vorbei —

Heut war's aber doch anders als ſonſt.

Da ſtanden ſie wieder, die Hunderte und Tauſende, vom Opernhaus bis zum Denkmal des Alten Fritzen. Kaum ein Durchkommen war möglich. Dichtgedrängt ſtanden ſie, Schulter an Schulter. Sie jubelten nicht, es ſtiegen keine Kriegslieder aus der Maſſe zum lichten Abendhimmel empor. Nur ein dumpfes Raunen und Rauſchen war über ihnen. Es lag nicht die Neugier des Großſtädters in den Geſichtern. Ernſt ſahen ſie alle zum Palais hinüber, zu den erleuchteten Fenſtern des Erdgeſchoſſes: dort arbeitete der König.

Wie neulich abend war es. Und doch wieder anders. Ruhiger, gemeſſener, ſtiller — ehrfurchtsvoller. Vor-

geſtern lodernde Begeiſterung, heute ernſte, nachdenkliche Würde.

Vorgeſtern? War das wirklich erſt vorgeſtern geweſen, daß er dort mit Bruno und dem Brandfuchs am Denkmal des Großen Königs geſtanden? Vorgeſtern? Lief denn die Zeitenuhr jetzt ſchneller als ſonſt?

Ein Schutzmann machte ihm Raum, daß er die Rampe zum Palais hinaufgehen konnte. Ein Wort genügte. „Der Herr Leutnant muß zu Seiner Majeſtät.“

Oben am Portal blieb Kurt Berkenfelde einen Augenblick ſtehen, ſah hinunter auf die ſchweigenden Maſſen, und ihm war plötzlich, als fühlte er den Pulsſchlag der Tauſende mit. Was hatte Hedwig geſagt? ‚Wir ſind doch e i n Volk!‘

Hedwig —

. . . jawohl! . . . jawohl . . . da rang man um Ruhe, um ein bißchen Verſtändigkeit. Und dann packte es einen immer wieder und rüttelte und ſchüttelte . . .

Von der Königswache drüben klangen die erſten Töne der Retraite.

Es war Zeit.

Prinz Radziwill hatte den Dienſt.

„Ich ſoll Sie bei Seiner Majeſtät melden.“

Der Flügeladjutant drückte leiſe die Tür auf. Berkenfelde war allein in dem Fahnenzimmer. Unwillkürlich glitt ſein Blick hinüber zu den ruhmvollen Feldzeichen der Garde. Da ſtanden auch die Fahnen ſeines Regiments. Wenige Tage noch, und ſie zogen hinaus, den Bataillonen voran, zu Kampf und Sieg. Und er — er mußte zurückbleiben.

Die Tür ging. Prinz Radziwill blieb am Pfoſten ſtehen, deutete ſchweigend nach vorn.

Das Konferenzzimmer war nur ſchwach erleuchtet. Helleres Licht drang durch die geöffnete Tür des Arbeitszimmers des Königs.

. . . wie das dumme, dumme Herz doch pochte! Das junge, dumme Herz! Und die Hand ſchloß ſich faſt ſcheu um den Rapport.

Nun war er auf der Schwelle des Arbeitszimmers.

Zuerſt ſah er den König nicht. Er ſah nur den ſchlichten Arbeitstiſch, Akten und Zeitungen darauf, Photographien, dazwiſchen ein Kalenderblatt: 17. Juli. Seitlich einen andern Tiſch mit Karten und Plänen.

Da wandte der König ſich um: er hatte am Fenſter geſtanden und zwiſchen den Vorhängen hinausgeſpäht auf die Hunderte, die Tauſende dort unten, die ſeiner harrten, Abend um Abend —

„Rapport von Eurer Majeſtät Wachen!“

Der König trat ein paar Schritte vor. Der Überrock war geöffnet geweſen. Er ſchloß die Knöpfe. Es war ja eine militäriſche Meldung. Nun trat er ganz dicht heran, nahm den Rapport entgegen.

. . . er ſah ſo gütig aus, der ehrwürdige Greis. In aller Erregung fühlte es Berkenfelde: auch der König hatte ſoeben, als er auf die ſchweigende Menge herabſchaute, gedacht: ‚Wir ſind doch e i n Volk!‘

„Iſt Ihr Herr Vater ſchon zu ſeiner Diviſion abgereiſt?“

„Zu Befehl, Euer Majeſtät.“

„Beim Regiment ſchon Reſerviſten eingetroffen?“

„Zu Befehl, Euer Majeſtät. Heut vormittag kamen die erſten.“

„Die Brandenburger!“ Dann ſprach der König weiter: „Sagen Sie, Berkenfelde — ich las heut früh davon — ſind Sie es, der geſtern nachmittag das Mädchen gerettet hat — aus dem Landwehrgraben?“

„Zu Befehl, Euer Majeſtät.“ Das Blut ſchoß jäh hoch.

„Das iſt eine ſchöne Tat. Haben Sie ſich um die Gerettete noch gekümmert?“

„Ich mußte auf Wache. Mein Vater war bei ihr, Euer Majeſtät.“

„Das ſieht ihm ähnlich.“ Der König ſchwieg einen Moment. Dann griff er nach der Bruſt des Offiziers und ſagte: „Da kommt alſo die Rettungsmedaille hin. Ich wünſche Ihnen, daß Sie ſich draußen noch einen Kriegsorden dazu holen, Berkenfelde.“

. . . er war nun wohl entlaſſen . . .

Aber er ſtand noch immer. Wieder ſtieg ihm das Blut ſiedend heiß empor. Dann rang es ſich ihm von den Lippen, in einem ſchweren Entſchluß: „Euer Majeſtät — ich bin dem Erſatzbataillon zugeteilt.“

Der König blickte ihn ſcharf an. Er bemerkte wohl: es fehlte nicht viel, und die Tränen ſchoſſen dem jungen Menſchen in die Augen.

Da ſagte er, väterlich milde: „Sie kommen ſchon noch ins Feld, mein Sohn. Wir gehen ja einem ſchweren Kampf entgegen. Tröſten Sie ſich, Berkenfelde.“ Er lächelte leiſe; es war ganz eigen, dies Lächeln in dem ernſten Greiſenantlitz. „Unverhofft kommt oft. Ich hab das auch

erfahren.“ Er nickte noch einmal, wieder faſt väterlich, und wandte ſich ſeinem Arbeitstiſch zu.

Wie in einem Taumel ging Berkenfelde. Als draußen Prinz Radziwill fragte: „Nun? Majeſtät haben ja lange mit Ihnen geſprochen?“ konnte er kaum Auskunft geben. Erſt auf der Rampe, in der kühlen Abendluft kam ihm die Beſinnung zurück —

Gerade als er hier tief Atem ſchöpfend ſtand, brach unten in der tauſendköpfigen Menge, die ſo ſtill und ſchweigend geharrt hatte, ein lauter Jubel aus: der König hatte die Vorhänge zurückgezogen, war auf einen Moment an das Fenſter getreten. Brauſend ſchollen, ſchmolzen die Hurras zuſammen, und dann klang, von drei Seiten zugleich, das Preußenlied auf. In der Maſſe war plötzlich eine Bewegung, gleich einem unwiderſtehlichen Wellenſchlag: ſie drängte nach vorwärts, die Arme ſtreckten ſich, Hüte ſchwenkten, Tücher flatterten. Und immer wieder, zwiſchen dem anſchwellenden Geſang, das Hurra — Hurra — Heil dem König!

Der alte Leibjäger war mit herausgetreten. Auch er hatte die Mütze abgenommen. „So iſt's nun jeden Abend, Herr Leutnant,“ ſagte er leiſe zu Berkenfelde. „Und das macht unſern Allergnädigſten Herrn ſo glücklich. Wir müſſen alle immer an Sechsundſechzig denken, da war's ganz anders. Ich kann aber noch weiter zurückdenken — bis Anno achtundvierzig. Da haben ſie ſogar das Palais in Brand ſtecken wollen, bis einer kam, der ‚Nationaleigentum‘ anpinſelte. Unſer Herr mag auch daran zurückdenken. Geſtern hat er zu mir geſagt: Unverhofft kommt oft!“

* * *

Feldpoſtkarte.

Generalleutnant von Berkenfelde an Frau von Berkenfelde.

Wöllſtein, 2. Auguſt 1870.

Meine liebe Marie! Heut fand ich hier die erſte Nachricht von Dir vor. Ich bin wohlauf und gut verſorgt. Adjutantur vortrefflich. Geſtern ſah ich auf dem Marſch unſern Bruno, guter Dinge wie immer, als ob nichts vorgefallen. Der reine Stehauf — der Schlingel. Daß Kurt noch mit heraus, hat mich innig gefreut. Unſer gnädiger König! Ehe wir an den Feind kommen, werden wohl noch einige Tage vergehen. Sorge Dich nicht: der alte gute Gott wacht auch über mich. Eine Wonne aber iſt's um unſere Truppen. Es gab vielleicht nie ein Heer wie dieſes. Gott befohlen, liebe Marie. Gerade kommt Kettler vom Befehlsempfang zurück.

Dein treuer Wilhelm.

Bruno von Berkenfelde an Hedwig von Berkenfelde.

Altenglau (ſo heißt das Neſt, und der Wein iſt gut).

Gruß, Kuß, ſüße, böſe Hedwiga. Nein, hundert Küſſe! Mir geht's herrlich. Die Gäule haben die Eiſenbahnfahrt gut überſtanden, nur Jenny ſchonte am erſten Tag. Schrecklich, dieſe lange Fahrt. Aber der Jubel überall grenzenlos. Und nun friſch auf zum fröhlichen Jagen! Wir allezeit voran. Du mußt mich ſehr, ſehr, ſehr lieb haben. Immer lieb haben

Deinen Wildfang Bruno.

Kurt von Berkenfelde an Frau von Berkenfelde.

Biſſersheim in der Pfalz, 2. Auguſt.

Liebe, teure Mutti! Geſtern ſind wir in Mannheim ausgeſchifft worden. Aus dem erſten Quartier Dir und Hedwig innige Grüße. Ich habe immer wieder an unſern Abſchied vor dem Bahnhof zurückdenken müſſen, mit dankerfülltem Herzen. Mein Herz iſt überhaupt ſo voller Dank und Seligkeit. Im Regiment freuten ſich alle, daß ich mitkam. Es traf ſich ja ſeltſam glücklich für mich, daß Haſſelloh ſtürzte, aber ohne die Gnade von Majeſtät wäre ich doch wohl nicht an ſeinen Platz gekommen. Liebe, liebe Mutti, dieſe lodernde Begeiſterung überall! Es iſt gar nicht zu beſchreiben. Ich hab immer an Hedwigs Wort denken müſſen: Wir ſind doch e i n Volk. Und ſolch einiges Volk m u ß ſiegen! In ein paar Tagen ſeid Ihr nun bei Großmutter. Gruß und Kuß auch ihr. Nicht wahr: Du ſuchſt dann gleich die liebe Tine auf? Du u n d Hedwig. Immer Dein gehorſamer und dankbarer Sohn Kurt.

Denke Dir, daß ich meinen alten Burſchen Marheinke wieder habe. Der gute Kerl iſt darüber ſo froh, wie ich ſelber.

* * *

In ſiedender Hundstagshitze ſchoben ſich die Kolonnen der II. Armee der Grenze zu. Mit der überraſchenden Invaſion, von der die letzten Pariſer Zeitungen, die man erhielt, gefabelt hatten, ſchien es nichts geworden zu ſein. Kein Franzoſe hatte die Grenze der Pfalz überſchritten. Aber als das Regiment am 5. Auguſt durch Kaiſerslautern

marſchierte, hielt der Kommandeur an der letzten Querſtraße und rief der vorderſten Kompagnie die eben eingegangene Nachricht vom erſten Siege zu: unſer Kronprinz hat die Franzoſen bei Weißenburg geſchlagen! Am Tage darauf, bei Homburg, klang Kanonendonner vom Weſten her. Die Herzen pochten: kommen auch wir noch zum Eingreifen? Unbeſtimmte Gerüchte gingen im Biwak von Wachtfeuer zu Wachtfeuer: um Saarbrücken herum — und von dorther dröhnte das Geſchützfeuer — hatte es am früheſten geſpukt; ſogar die Stadt ſollten die Franzoſen beſetzt haben. War das jetzt der Beginn der großen feindlichen Offenſive? Oder war Steinmetz zum Gegenangriff vorgegangen? Der Soldat, auch der Frontoffizier weiß im Kriege ſo wenig von all dem, was außerhalb ſeines Augenkreiſes geſchieht.

Bis in die Abendſtunden währte das ferne Donnern, ebbte ab, ſchwoll wieder an. Es kam nicht viel Schlaf in die Augen. Aber dann, am Morgen, noch vor dem Aufbruch, ſtiegen wieder die Hurras gen Himmel: die I. Armee hatte im blutigen Anſturm die Spicherer Höhen genommen, die Franzoſen waren auf dem Rückzug. Und auf dem Marſch die andere Jubelkunde von dem zweiten glänzenden Sieg des Kronprinzen bei Wörth: Preußen und Bayern hatten Schulter an Schulter Mac Mahons Korps zertrümmert!

Weißenburg — Spichern — Wörth! Wenn das ſo weiter ging — war dann der Krieg vielleicht gar zu Ende, ehe die Armee des Prinzen Friedrich Karl zum Schlagen kam? Wollten die Kameraden denn alle Lorbeeren für ſich allein einheimſen?

Kein Feind in Sicht. Auch die Saarlinie hatte er aufgegeben. Am 8. wurde die Grenze überſchritten, nach ſchwerem Marſch auf geröllbedecktem Wege. Unaufhaltſam ging's auf die Moſel zu — gen Metz.

Diederfingen: all die Ortsnamen klingen noch ſo heimatlich deutſch. Aber ſchon kennt der Bauer nur franzöſiſche Laute und franzöſiſche Münze. Störriſch ſteht er, zieht die Achſeln hoch, hat ein ingrimmiges Lächeln.

Eng gedrängt lag das Bataillon. Wer nicht im Hauſe unterkam, mußte ſich mit der Scheune begnügen. Wer nicht Platz unter Dach und Fach fand, ſuchte ſich im Garten am Backofen ein Plätzchen . . .

Kurt Berkenfelde hatte einen jungen Reſerveunteroffizer bei ſeinem Zuge. Uhlenhuth hieß er, war Forſtkandidat. Der lag mit ſeiner Korporalſchaft in einem Ausbau, dicht vor dem Dorf.

Sie waren ziemlich ſpät ins Quartier gekommen, aber die Grenadiere hatten es in der kleinen Hütte nicht lange ausgehalten. Der Piſang war gar zu grätig geweſen, und Madame Piſang ſchimpfte wie ein Rohrſpatz. Da machten ſie kurzen Prozeß und kochten ſich ihr Stück Hammelfleiſch und ihren Reis am offenen Feuerchen im Garten. Zwei, drei taten ſich zuſammen, und ſie hatten je ihre eigene Art. Der lange, hagere Krauſe aus der Priegnitz mit dem eckigen Bauerngeſicht, der ſchon Sechsundſechzig mit dabei geweſen, wußte es am beſten: „Kinder, bloß keinen feinen Prepel. 'rin in' Topp, Waſſer drauf, Salz dazu. Glotz nich ſo dumm, Bertens. Sieh lieber zu, daß wir trocken Holz haben." — Im Kochkeſſel nebenan ſchmorten die beiden Berliner, Ulbrich und Langhans, ihren Hammel; ſie waren

die Witzbolde der Kompagnie. „Wat kiekſte, wat kiekſte, mein jeliebter Sohn?“ — „Ick ſuch mir immer ſchon meine Hälfte aus, Langhans.“ — „Jawoll ja . . . aber die größere Hälfte. Komiſch, daß von zwei Hälften immer eine größer und eine kleiner ſein muß. Du wirſt dir ſchneiden: ick teile aus.“ — Sie lagen beide platt auf dem Bauche und ſtocherten immerzu im Feuer herum. Neben ihnen ſaß, ſteif wie ein Ölgötze, auf einem Schemelchen Miſter Theobald Krohn. Einer der Kriegsfreiwilligen und der kurioſeſte von allen, ein Deutſchamerikaner, der in Berlin ſchlecht und recht bei den Zeitungen herumreportert hatte; erſt hatte niemand den bejahrten, abenteuerlichen Helden einſtellen wollen, aber er zeigte ſeine alten Militärpapiere vor vom zehnten Regiment, und die waren nicht ſchlecht. Daß er im übrigen flunkerte, war ſeine Sache. Ein zähes Kerlchen war Miſter Krohn jedenfalls. Geſtern auf dem ſchweren Marſch durch die Sonnenglut hatte er dem langen Grun, als der ſchlapp werden wollte, eine halbe Stunde und darüber das Gewehr getragen, wortlos und ohne einen Dank zu begehren. Manchmal ſprach er überhaupt einen Tag lang gar nichts, wie jetzt, wo er im Kochkeſſeleinſatz kunſtgerecht ein paar Hammelrippchen briet. Manchmal aber ſchwadronierte er wie ein Zirkusclown zum Gaudium der Grenadiere. Wenn man ihm glauben wollte, hatte er im amerikaniſchen Bürgerkrieg die dickſten Lorbeeren errungen, war bei den Südſtaatlern Leutnant, Kapitän, Kolonel geweſen. Die ‚verdrehte Schraube‘ nannten ihn die Grenadiere, aber ein biſſel Reſpekt hatten ſie doch vor ihm. Er ‚fiezte‘ ſie, und ſie ‚fiezten‘ ihn.

Berkenfelde hatte die Quartiere revidiert, kam zuletzt

auch nach dem Ausbau, um nach dem Rechten zu ſehen. Bei dem Unteroffizier Uhlenhuth war alles in Ordnung, wie immer. Der wußte mit ſeinen Leuten umzugehen, hatte ſie am Bändel, bald mit einem Scherzwort, bald mit einem heiligen Donnerwetter, trotz ſeiner Jugend. Wie dieſe Forſtmänner faſt immer, die in Vaters Haus, im grünen Walde, aufgewachſen ſind und die Seele des Volkes verſtehen. Der älteſte Sergeant konnte ſeine Sache nicht beſſer machen.

„Haben Sie ſchon abgefuttert, Uhlenhuth?“ fragte er. „Ja? Ich ſetz mich zu Ihnen.“

Am Gartenzaun ſtand eine mächtige Linde mit einer Bank dicht am Stamm. Da ſetzten ſie ſich hin. Berkenfelde ſtreckte die Beine lang von ſich. Die Füße ſchmerzten vom Marſch. Aber er war guter Dinge, wie immer jetzt, und hatte Luſt zum Plaudern. Von den Schlachten bei Wörth und Spichern ſprachen ſie, ſelbſtverſtändlich, mit Stolz und Neid auf die Kameraden; vom Chaſſepot und Zündnadelgewehr; von der Kompagnie und den Leuten drüben am Feuerchen. Es waren doch einige darunter, die dem Unteroffizier Sorge machten. Zwei hatten ſich die Füße arg aufgelaufen, die verfl— Stiefeln paßten nicht recht; aber ſie hielten wacker durch. Mit dem langen Grun, das war ſchlimmer. Das war ein Reſerviſt aus der Neumark, mit gutem Willen, aber kein Rieſe. Doch auch das wäre noch gegangen, er marſchierte ſich wohl ein. Aber ein Kopfhänger war er, ſchwerblütig, ſchwermütig, als ſchleppe er neben Torniſter und Gewehr noch andere Laſten mit ſich herum.

„Ich will mal mit ihm reden, Uhlenhuth.“

Dann kamen ſie doch wieder auf die glücklichen Kameraden zu ſprechen, die bei Wörth und Spichern gekämpft hatten. Der eine oder der andere trug wohl ſchon das Eiſerne Kreuz, das neu geſtiftete Ehrenzeichen! Die Großväter hatten es Anno dreizehn auch errungen. Der Rittmeiſter Berkenfelde bei den Plothoſchen Dragonern, der Forſtmeiſter Uhlenhuth bei den Lützowern Jägern, und die Söhne hatten es noch auf der Bruſt der alten Herren bewundert. Sie ſprachen es nicht aus: aber der eine wußte vom anderen, daß er's als höchſtes Glück ſchätzte, wenn auch er es erringen könnte.

Die drüben am Feuer waren nun mit ihrem Prepel fertig. Miſter Krohn ſpickte ſich eben mit dem Hölzchen, das er ſich nadelſcharf zugeſchnitten, den Reſt aus ſeinem Kochkeſſeleinſatz auf, ſtrich ſich den langen ſchwarzen Bart, in dem ſchon ein paar weiße Strähnen liefen, und machte ein Geſicht, als ob er einen Franzoſen zum Nachtiſch verſpeiſen wollte. Himmel, konnte die ‚verdrehte Schraube' Geſichter ſchneiden. Die beiden Berliner, Ulbrich und Langhans, klopften Kaffeebohnen auf einem flachen Stein, hatten den Kochkeſſel ſchon gereinigt und wieder ans Feuer geſtellt. Ohne Mokka taten ſie's nicht.

Lang ausgeſtreckt lagen die Grenadiere. Es waren Schlemmer darunter, die ſogar noch Tabak hatten. Der dicke Holſteiner Lüttjohann ſchmauchte ein Pfeifchen, und der Schleſier Pitelko ſteckte ſich gerade, nachdem er ſich mit ſeinen kleinen liſtigen Augen triumphierend im Kreiſe umgeſchaut, einen Zigarrenſtummel an.

Auch ſie plauderten, und auch ſie vom Krieg. Die abgeriſſenen Sätze drangen bis zur Bank unter der Linde.

Selbſtverſtändlich wußten die Berliner am beſten Beſcheid. Langhans erklärte ihnen das, haarklein: „Das iſt nu man bloß noch 'n Spazierjang. Nach Paris nämlich. Wißt ihr, was Paris iſt, ihr Dämelacks? Paris iſt Paris. Zehnmal ſo groß wie Berlin, wat doch auch ne mächtige Stadt iſt. Und da hat's Wein, ſoviel wir ſaufen wollen, und Weiber! Weiber! Wenn wir erſt da ſind, leben wir wie Jott in Frankreich, ſag ich euch!" Ulbrich hielt einen Augenblick mit ſeiner Kaffeefabrikation inne und ſchnalzte laut mit der Zunge; es klang faſt wie ein Peitſchenſchlag. ‚Weiber —'

„Nu ne!" meinte bedächtig Krauſe aus der Priegnitz. „Weiber — laßt man! Ick hab meine Olſche zu Haus. Wein, det laſſ ick mir gefallen. Aber ſo ſchnelle, wie ihr denkt, jeht dat denn doch nicht. Paris is noch weit. Da wer'n wir die Franzoſen doch noch mal vertobaken müſſen, eh wir nach Paris kommen."

„Un wenn ſchon. Machen wir, Krauſe Na Sie, Miſter Krohn, tun Se mal gefälligſt Ihren Schnabel auf. Wie jeht der Weg nach Paris?"

Krohn zog wieder eins ſeiner merkwürdigſten Geſichter. Die dichten, ſchwarzen Brauen ſchoben ſich ganz hoch auf die Stirn; die Backen zog er tief ein; die Hakennaſe krümmte ſich und zitterte. Dabei ſtrich er ſeinen Bart ein-, zweimal, unendlich wichtig. „Über Metz," ſagte er endlich im Grabeston.

„Metz? Was iſt Metz?"

„Metz, ihr tapferen Kriegsmänner, iſt eine Rieſenfeſtung." Er zog ein paar wunderliche Striche durch die Luft. „Metz liegt an der Moſel — da! Und unter die

Wälle der jungfräulichen, der nie bezwungenen Feſte ziehen ſich jetzt die Franzoſen zurück — von hier und von dort und von dort. Da gibt's den Haupttanz, das laßt euch ſagen.“ Noch höher rutſchten die Brauen auf die Stirn, noch lebhafter flatterten die Naſenflügel. „Als wir im Jahre des Heils, Anno 1862, in Vicksburg lagen, geliebte Kinder, umbrandet von den Scharen der verdammten Yankees, glorreiche Helden wir, jeder ein Gigant, da ſagte mein unvergeßlicher Freund, General Stonewell Jackſon, der Sieger von Bull-Run, zu mir: ‚Krohn, teurer Bruder und edler Mitkämpfer . . .‘“

Er kam nicht weiter. Ein Hallo brach los. „Was hat er geſagt? Mein teurer Bruder! Kröhnecken, wenn erſt unſer Alter ſagen wird: ‚Miſter Krohn, mein edler Mitkämpfer . . .‘“

Und wieder ſchnitt Krohn eines ſeiner wundervollen Geſichter. Er ſchien gar nicht verletzt. Er zog nur die Achſeln hoch, ganz hoch, ſchlug die Arme über der Bruſt zuſammen und wackelte mit den Ohren.

Eine ganze Weile ging noch das Gelächter und das Hallo. Dann wurde es ſtill. Endlich ganz ſtill. Vom Dorf her, aus einem der nächſten Quartiere, klang Geſang herüber, leiſe erſt, von ein paar Männerſtimmen, bald ſtärker und ſtärker, bis auch die am Feuer einſtimmten —

. . . dies merkwürdige Lied . . .

Auf dem Bahnhof in Mannheim hatte es Berkenfelde zum erſten Male gehört. Bewußt gehört, denn in ihm war die dunkle Erinnerung, als wäre es ihm nicht unbekannt, von der Turnſtunde her vielleicht, vielleicht kannte er es auch aus einem Konzert. Dies merkwürdige Lied . . .

Vor noch nicht vierzehn Tagen war es gewesen, in Mannheim, wo sie ausgeschifft wurden. Da war es aus der Volksmasse aufgeklungen, wie ein Willkommengruß, dies merkwürdige, dies wunderbare Lied. Schon am nächsten Morgen tönte es aus der Marschkolonne. Nun kannte es jeder. Und immer aufs neue klang es, wuchtig, dröhnend, dieses Lied, das alle anderen zu verdrängen schien, als ob es die Hymne des deutschen Volkes in Waffen werden sollte —

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall,
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein —"

* * *

Feldpostkarte.

Bruno Berkenfelde an Hedwig Berkenfelde.

15. August, Vormittag.

Hedwiga, Süße, Geliebte! Weißt Du, wo ich das schreibe? Jenseits der Mosel, westlich Metz! Hurra! Vor mir sind die Franzosen, und wir, wir haben sie zuerst gesehen. Morgen gibt's Hiebe! Im Sattel gekritzelt, jedes Wort mit Liebe und Sehnsucht. Rittmeister von Heister nimmt die Karte mit zurück. Es lebe die Feldpost! Kuß — Kuß — Kuß! Dein glückstoller Bruno.

* * *

Weit von der Front waren sie, die Ulanen, Husaren, Dragoner. Auf den Hauptstraßen die Regimenter. Vor

ihnen einzelne Schwadronen auf allen Wegen; vor denen — weit, weit — die Patrouillen: ein Leutnant, ein paar Reiter, dann und wann ein Generalſtabsoffizier der Diviſion. Wie ein dichter Schleier breitet ſich die Kavallerie aus, und aus dem Schleier jagen überall die Späher hervor, weit, weit, auf Waldwegen, querfeldein, auf jede Höhe, die Umſchau bietet.

Am 14. hatte es öſtlich Metz geblitzt, gedonnert und eingeſchlagen. Da hatte die I. Armee, hatten Zaſtrow und Manteuffel die Franzoſen im blutigen Ringen von Colombey bis faſt unter die Forts der Feſte zurückgetrieben. Südlich war Prinz Friedrich Karl mit der II. Armee im Vormarſch auf die Moſel geblieben.

In Herny, im Großen Hauptquartier, ſaß Moltke über ſeinen Karten und Plänen, ſtudierte Telegramme und Meldungen. Klar ſtand vor ſeinem durchdringenden Blick die Sachlage: unmöglich konnte Bazaine, der franzöſiſche Oberfeldherr, ſich und ſeine ganze Feldarmee an die Wälle von Metz ketten wollen. Eins war gewiß: er überſchritt hier die Moſel, um weiter zurückzugehen, gegen die Maas, wahrſcheinlich auf der Straße gen Verdun.

Aber wie weit war ſein Heer ſchon gelangt? Wie faßte man ihn? Wo hielt man ihn feſt?

Und wieder wurden die deutſchen Reiter vorgetrieben: Kavalleriediviſion, Brigaden, Regimenter, Schwadronen, allen voraus die Späher, die Horniſſen, die Offizierspatrouillen, Huſaren, Ulanen, Dragoner.

Der Morgen dämmerte über der Hochebene, als Bruno Berkenfelde aus dem Biwak bei Thiaucourt abritt mit den fünf ſcharfäugigen Jungens, die er ſich aus ſeinem Zuge

ausgeſucht hatte: jeder einzelne ein Prachtkerl und unter ihnen die beſten Pferde. Heute galt es! „Macht's gut!“ rief ihnen der Schwadronschef zu. „Vorſicht, Berkenfelde, Sie Tollkopf!“ Und Bruno lachte. Auf der Straße nach Woel ging's vorwärts. Der Nebel lag noch über den Rebenhängen. Dann und wann nur zuckten und blitzten einzelne Sonnenſtrahlen, löſchten wieder aus, rangen aufs neue ans Licht.

Den Revolver gelockert, den guten Krimſtecher an der Schärpe, die Karte in der Hand! Solch einen Gaul, wie die ſchwarze Jenny, zwiſchen den Schenkeln! Grüß dich Gott, Sonne, die du da aufſteigſt! Grüß dich Gott!

Da kam querfeldein der Rittmeiſter von Heiſter nachgejagt. „Heut gilt's!“ rief er und lachte. „Friſch auf zum fröhlichen Jagen!“ Nun von der Straße ab, ſeitwärts durch den Wald, immer dicht am Saum. Wie die Gäule dampfen! Aber das leiſe Klirren im Zaumzeug. „Welling, das verdammte Klappern muß aufhören!“

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“ Und der luſtige Junge, der Welling, lacht auch.

„Drüben auf die Höhe, Berkenfelde!“

Er klopft dem Gefreiten auf die Schulter: „Drüben die Kuppe, Welling! Verſtehſt du, und die Augen aufgemacht! Vorwärts!“

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“

Der Fuchs ſpringt ſchon an. Holdrio! Im Karriere den Hang hinauf und oben ſcharf pariert. Wie eine Silhouette hebt ſich der Huſar oben ab vom plötzlich lichtblauen Himmel. Ja, der Welling! Remontereiter. Und Augen wie ein Luchs. Geſtern abend im Biwak haben ſie wieder

einmal die Probe gemacht: der ſieht noch Sterne, die ein anderer kaum mit dem Krimſtecher findet.

Nun winkt er . . . „Marſch — marſch!“ will Berkenfelde kommandieren. Doch der Generalſtäbler legt ihm die Hand auf den Arm. „Trab tut's auch. Kräfte ſchonen!“

Jetzt ſind ſie oben. Die beiden Offiziere ſpringen aus dem Sattel, die andern halten hinter dem Hang. Welling meldet: nichts zu ſehen. Aber ſie haben ſchon die Gläſer heraus, ſie ſpähen, ſie ſuchen jede Handbreit des Geländes ab.

Dort drüben liegt noch der Morgennebel. Leicht hat's die liebe Sonne nicht, ſich durchzukämpfen. Und nicht ganz leicht iſt's, ſich zu orientieren. Der Ort da — das muß Chambley ſein, der in den grünen Feldern Bruxières. Dort drüben müßte Gorze liegen. Aber die verflixten Wälder verdecken es. Kein Feind. Keine verräteriſche Staubwolke. Nichts. Nichts! Nur da unten geht ein Bauer hinter ſeinem Geſpann her, über die braune Ackerkrume, ruhig, pflügend, als gäbe es keinen Krieg —

Weiter!

Den Hohlweg entlang, ein Huſar voran, ein anderer auf dem überragenden Hang. Lang iſt der Trab. Die Pferde ſchnaufen. Scharf ſticht die Sonne, die Zeit eilt. An einem einſamen Gehöft ein kurzer Halt. Der Piſang wird herausgeholt. Er kommt in ſeinen Holzpantinen herangeſchlürft, glotzt, ſoll Rede ſtehen, glotzt wieder. Nichts iſt aus ihm herauszubekommen. Aber ein Brunnen ſteht im Hofe. Waſſer — Waſſer —

Im engen Hofe wurde getränkt. Nur ein Poſten ſpähte zum Eingang hinaus, während drinnen die Leute

für die Pferde ſorgten, die Gurten nachzogen. Es fand ſich auch wohl in den Feldflaſchen ein Trunk und dazu ein Stück Brot. Der Generalſtäbler und Berkenfelde hatten noch einmal ihre Karten vorgenommen. „Bazaine kann nicht in Metz bleiben," erklärte jener. „Er muß die Vereinigung mit Mac Mahon anſtreben, iſt ſicher ſchon im Marſch auf Verdun, weiter vielleicht, als wir glauben. Man kann es nicht wiſſen, vielleicht treffen wir nur noch ſeine Arrieregarde. Unerklärlich, daß wir noch nicht auf franzöſiſche Kavallerie geſtoßen ſind, die doch den Marſch verſchleiern müßte." Der Rittmeiſter zerkaute langſam den letzten Brocken Schokolade aus ſeiner Satteltaſche. „Deſto beſſer für uns. Die Herren drüben haben bisher immer mangelhaft geſichert."

„Wo iſt wohl jetzt der Kronprinz? Unſere dritte Armee — wo ſind die beneidenswerten Sieger von Wörth?"

„Südlich von uns, wohl auch ſchon mit den Spitzen an der Moſel. Mehr wiſſen wir nicht. Aber jetzt wollen wir aufbrechen, Berkenfelde."

Wieder ein langer, langer Trab, wieder ein Verſchnaufen und Ausſpähen auf einer lichten Anhöhe. Wie eine Karte breitete ſich das Land. Grüne Weinberge, graue, braune Felder. Jetzt war es leicht, ſich zu orientieren. Das da unten: die ſüdlichſte der drei Straßen, die von Metz aus auf Verdun führen, recht eine der köſtlichen franzöſiſchen Chauſſeen. Gute Wegebaumeiſter, die Franzoſen, in ihrem reichen Lande. Das Dorf mit dem kleinen ſpitzen Kirchturm: Harville.

Aber nichts vom Feinde. Friedlich lagen die Gehöfte. Aus den Schornſteinen kräuſelte ſich der Rauch der Eſſen.

Sie trabten den Hang hinunter, preſchten an den Ort heran, durch die Dorfſtraße hindurch. Hallo! Gerade daß beim donnernden Hufſchlag hier und dort ein Geſicht am Fenſter erſchien und erſchrocken zurückfuhr: „Les Prussiens, les Prussiens!“

Der Maire wurde herausgeholt, kam mit ſchlotternden Gliedern. „Wann ſind hier Truppen durchgekommen?“ Er ſchwieg, ſchüttelte den grauen Kopf. „Mann, ſo reden Sie doch!“ — „Ich weiß von nichts.“ Und ein Achſelzucken.

Weiter. Verſuchen wir's in Suzemont.

Längs der Chauſſee auf Metz zu ging's. Geradeaus —

Auch in Suzemont Achſelzucken. Vielleicht gemacht, vielleicht echt. Wer kann's wiſſen? Wir ſind in Feindesland.

Der Generalſtäbler wurde nachdenklich. Eine große Armee kann doch nicht vom Erdboden verſchwinden. War vielleicht gegen alle Erwartung Bazaine in Metz geblieben? War er noch nicht auf dem Abmarſch? Hatte er eine der nördlicheren Straßen gewählt?

Himmelkreuzdonnerwetter! Wenn wir ihn nicht mehr faſſen ſollten! Faſſen, feſthalten, ſchlagen, unter die Wälle zurückwerfen.

In ſcharfer Gangart ging's auf Mars la Tour zu. „Und wenn wir nach Metz hineinreiten ſollten!“

Vorn trabt der Welling. Plötzlich pariert er durch, wirft die Hand in die Luft, wendet ſcharf hinter den nächſten deckenden Buſch.

Und da ſahen ſie's auch:

Ein paar Flankeure zuerſt; bunte, farbige Flecken auf flinken Pferden. Ein Reitertrupp dann. Auf der Straße

eine dunklere Maſſe, Staub . . . ſchwerer, grauer Staub, wie ihn Regimenter aufwirbeln.

Schneller pochen die Herzen! Der Atem fliegt!

Meldung —

Nun ſcheinen drüben die Chaſſeurs auch die Augen aufgemacht zu haben. Ein Schuß fällt, dann noch einer. Vielleicht knallen ſie auch nur aufs Geratewohl —

Am liebſten hätte Berkenfelde die Plempe herausgeriſſen. Aber hier galt es zu ſehen, nur zu ſehen. Ruhig Blut, ruhig Blut, Bruno! Er klopft ſeinen Gaul auf den ſchlanken Hals. „Ruhig, Jenny! Ruhig!“ In die nächſte Mulde ſchiebt ſich die Patrouille. Der ſcharfäugige Welling bleibt ſpähend allein vorn, bis die Ungeduld Berkenfelde wieder neben ihn treibt.

Klar zeichnet ſich jetzt der Höhenzug ab. Es blitzt und glänzt herüber. Waffen — Menſchentrupps in haſtender Bewegung — Zelte! Scharf drückt Berkenfelde den Krimſtecher an die Augen, ſchraubt an den Gläſern. Zelte — ſind das wirklich Zelte? „Welling — Menſchenskind! Sie ſehen ja durch ſieben Eichenbretter, wenn Löcher drin ſind. Gucken Sie mal da hin — da! Was iſt das?“ Der Gefreite beugt ſich vor. Das geſcheite Geſicht ſpannt ſich. „Es ſieht wie Leinwand aus, Herr Leutnant. Als ob Mutter Leinwand auf die Bleiche gelegt hätte.“ — „Ein Lager, ein großes Lager — Zelte ſind's, Welling!“

Prickelnde Unruhe iſt in ihm, höchſte Erwartung. ‚Donnerwetter, wie beim Jeu!‘ denkt er. ‚Wie beim Jeu, wenn man 'n großen Coup riskiert. Nur noch ſtärker, noch ſchöner. Wonnig iſt das! Da haben wir ſie alſo. Bonjour, messieurs! Faites votre jeu! Achtung, Welling!‘

Es pfeifen ein paar verlorene Kugeln vorüber.

Dann kommen die Flankeurs näher. Drei — vier Kerle in ziemlich weiten Abständen. Es ſcheint, ſie ſollen in der Flanke die Schwadronen ſichern, die drüben auf Buxieux vordöſen. Ja, vordöſen, ganz gemütlich. Wartet nur, ihr lauft der Brigade in die Hände, die jetzt ſchon heran ſein muß . . .

Aber wenn man doch einen von den Burſchen fangen könnte!

„Welling!“

„Herr Leutnant —“

Sie raunen mit fiebriger Stimme.

„Da drüben das lange Laſter, der auf dem prachtvollen Schimmel! Junge, den woll'n wir uns holen.“

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“

Er winkt den beiden anderen zu. Das Glas fortgeſtopft, die Karte zwiſchen Schärpe und Attila. Die Plempe heraus — endlich —

Noch einmal winkt er. Und dann ein paar feſte Sporen! Jenny bäumt, wiehert hell auf, in mächtigen Sätzen ſpringt ſie an. Die Klingen funkeln —

Auf eines Atemzugs Länge ſteht der Schimmel. Der Chaſſeur reißt den Karabiner hoch. Pah — laß ihn ſchießen. Jetzt wendet er. Ein Stück atemloſer, toller Jagd querfeldein. Schon iſt Berkenfelde rechts neben ihm, Welling links. Der haut ihm über den Arm, der greift ihm in den Zügel. „Quartier! Quartier!“ Sie lachen beide laut auf. „Komm, mein Sohn!“ Und noch einen Jagdhieb auf des Schimmels Kruppe. „En avant!“ Ein

paar Kugeln, von den andern Flankeurs herübergeſchickt. Pah — laßt ſie knallen —

Drüben löſt ſich ein Zug, oder iſt's eine Schwadron, trabt an. Die wollen auf uns Jagd machen. Deſto beſſer. Uns kriegen ſie nicht!

„Halt mir den Schimmel feſt, Welling! Zurück jetzt — marſch, marſch!“

Da plötzlich Geſchützfeuer, ſchnell hintereinander zwei, drei Schüſſe, weithallend über die Hochebene. Im Sattel wendet ſich Berkenfelde um, mit einem Blick faßt er's: hart vor den feindlichen Reitern hat's eingeſchlagen, Staub wirbelt auf, die Kolonne ſchiebt ſich ſeitwärts.

Und es blitzt wieder auf, und noch einmal. Nun ſieht er auch das: eine Batterie iſt aufgefahren. Plötzlich, wie aus der Erde emporgewachſen, iſt ſie da, zwiſchen Vionville und Buxieux. Die gerade Linie der Geſchütze ſieht er, das Haſten der Bedienungsmannſchaft, die Offiziere im Sattel bei ihren Zügen.

„Schr . . . itt!“ Er ſchwenkt die Plempe über dem Kopf.

Wo unſere Artillerie iſt, kann die Brigade nicht weit ſein. Hurra die Preußen!

* * *

Feldpoſtbrief.

General von Berkenfelde an ſeine Frau.

Pommerieux, den 15. Auguſt, Abend.

Liebe Marie! In ſpäter Abendſtunde, auf die Befehlsempfänger wartend, ſende ich Dir innige Grüße und herzlichen Dank für Deinen lieben Brief. Ich bin ſehr

froh, daß ihr in Pinnow ſeid. Über die Eigenheiten von Mutter mußt Du eben fortzukommen ſuchen, wie Du das immer, klug und gut, verſtanden haſt. Du weißt ja, welch ein prachtvoller Menſch ſie im Grunde iſt — und Du haſt ſie ſo lieb, wie ich ſelber. Hedwig laß ihre Kämpfe ſelbſt durchmachen. Sie wird ſich ſchon zurechtfinden. Wenn ſie Bruno wirklich liebt und ſich nicht nur durch ſeine Art und Perſönlichkeit beſtechen ließ, was ich ihr eigentlich nicht zutraue, wird ſie ihm auch verzeihen. Die höchſte Stärke und die größte Gabe von Euch guten Frauen iſt es ja, verzeihen zu können.

Von unſern Jungens wirſt Du eher Nachricht haben als ich, der ich von ihnen nichts ſah und nichts hörte, trotzdem wir alle drei demſelben Armeeverbande angehören. Die Korps waren während des Vormarſches auf die Moſel zur beſſeren Ausnutzung der Straßen ziemlich weit auseinandergezogen. Ich zweifle aber nicht, daß ſie geſund ſind, und das iſt ja die Hauptſache. Was Du mir über Kurt ſchreibſt, intereſſiert mich natürlich ſehr. Aber daß er Hedwig liebt, wirklich liebt, möchte ich kaum glauben. Er neigt immer zu halben und nicht recht klaren Gefühlen, wie denn überhaupt in ſeinem ganzen Weſen etwas Unklares, Unfertiges ſteckt. Der Ernſt dieſer Zeit kann ihm nur förderlich ſein.

Von mir kann ich Dir wenig berichten. Eigentlich nur, daß ich körperlich wohl und geiſtig friſch bin und mich danach ſehne, endlich an den Feind zu kommen. Für mich und meine braven Regimenter. Über die Operationen möchte ich nicht ſchreiben. Man weiß nie, ob ein Brief nicht in unrechte Hände kommt. Außerdem iſt ſelbſt ein Divi-

ſionskommandeur über den Zuſammenhang der Dinge weniger unterrichtet, als Du wohl glauben würdeſt, und wir tappen gerade jetzt etwas im Dunkeln. Die nächſten Tage dürften aber eine Entſcheidung und damit die ſehnſüchtig erwartete Klärung bringen. Sorge Dich nicht: wir alle ſtehen in Gottes Hand.

Grüße Mutter und Hedwig; grüße auch ſonſt mein altes Pinnow, vom Paſtorhauſe bis zum letzten Koſſätenausbau. Gehe zu den Leuten, die Angehörige im Felde haben. Du wirſt für ſie ſchon die rechten Worte finden.
In treuer Liebe Dein Wilhelm.

* * *

Durch die Waldſchlucht von Gorze zogen die brandenburgiſchen Regimenter bergan, auf Vionville zu. Als die vorgeſchobenen Reiterbrigaden, die Zietenhuſaren an der Spitze, die Hochebene erreichten, ſchallte ihnen von Weſten Kanonendonner entgegen. Die reitenden Batterien des zehnten Korps ſcheuchten die vorderen franzöſiſchen Lager auf. Mitten in franzöſiſche Dragonerſchwadronen, die ahnungslos zur Tränke ritten, ſauſten die erſten preußiſchen Granaten. In wilder Unordnung jagten die Überraſchten zurück, riſſen die Küraſſiere, die hinter ihnen lagerten, mit ſich fort.

Das war der Auftakt am Morgen des blutigen 16. Auguſt.

Aber der erſte Kanonendonner alarmierte auch das franzöſiſche Fußvolk.

Neun Uhr vorüber. Aus den Biwaks gingen ſtarke Infanteriemaſſen gegen Vionville und Flavigny vor, zwan-

gen die deutſchen Reiter zum Ausweichen, richteten ſich in den Dörfern zur hartnäckigſten Verteidigung ein. Da müſſen auch die preußiſchen Batterien zurückgenommen werden. Dann aber ſteigen aus der Tiefe der Waldſchlucht, den Schwadronen folgend, die Brandenburger herauf; Grenadiere, Musketiere, Füſiliere, Jäger, Artillerie. Der Kampf beginnt. Auf dem rechten Flügel ringen die Achtundvierziger, ringt das Leibregiment um die Nordränder der dichten Waldungen; auf dem linken Flügel, wo ſich die weite Hochebene dehnt, dringt die Schweſterbrigade im wechſelvollen blutigen Streiten gegen Flavigny vor. Hüben und drüben rücken immer neue Batterien in die Feuerlinie ein. Eine gewaltige Artilleriestellung krönt die Mitte der deutſchen Linien; Vionville wird in unwiderſtehlichem Anſturm genommen, nach noch blutigeren Opfern auch Flavigny dem Feinde entriſſen.

Es iſt um die Mittagsſtunde des ſchwelend heißen Auguſttages.

Auf der Höhe ſüdlich des heiß umſtrittenen Vionville hält Konſtantin Alvensleben, der kommandierende General des brandenburgiſchen Korps. Neben ihm General von Berkenfelde. Der Gegner war, hart angepackt, aus ſeinen vorgeſchobenen Stellungen zurückgedrängt; zäh hat man ſich gegen eine doppelte Übermacht behauptet.

Weithin über das Schlachtfeld reicht der Blick: bis zu den dichten Waldliſieren im Oſten; grad aus auf die franzöſiſche Hauptſtellung; gen Norden bis zur alten Römerſtraße. Hüben und drüben die langgeſtreckten, im Pulverdampf gehüllten Infanterielinien; hüben und drüben die maſſierten, feuerſpeienden Batterien. Und zwiſchen dem

Donner der Geſchütze, dem knatternden Rollen der Mitrailleuſen, ununterbrochen, bald hier, bald dort abebbend, gleich wieder ſtark anſchwellend —: das Gewehrfeuer von Zehntauſenden.

Sie konnten des Erreichten froh ſein. Froh ſein ihrer Tapferen. Alvenslebens Augen leuchteten. Er wußte in der Seele ſeiner Brandenburger zu leſen. Niemals vielleicht war eine Truppe gleich gut geſchult in den Kampf gezogen, von einer gleichen Begeiſterung getragen. Auch das wußte er: gewiß war nicht jeder einzelne, der ſich dort unten ſchlug, ein Held. Gewiß hatten Hunderte, Tauſende der Kämpfer den moraliſchen Schweinehund in ſich überwinden müſſen, als der Geſchützdonner begann, die erſten Chaſſepotkugeln ſchwirrten, der Nebenmann rechts oder links zuſammenbrach. Aber ſie hatten ihn überwunden, den Lumpenkerl! Dank der Bravheit, die in ihnen war. Dank der Zucht, die ſie gelehrt, ihrem Führer zu folgen. Dank dieſen Führern, die rückſichtslos das eigene Leben einſetzten, die mit ihrem Beiſpiel die Maſſe mit ſich riſſen — immer und überall!

Groß, gewaltig waren ſchon jetzt die Verluſte. Berkenfelde gedachte mitten im Kampf der Tapferen, die er hatte fallen ſehen. Er gedachte ihrer, aber es kam keine Wehmut in ihm auf: ſie hatten den ſchönen Tod des Soldaten gefunden.

Die Schlacht ſtand. Der Feind ſchien in die Defenſive zurückgedrängt. Aber hinter der langen, langen Kampflinie der Brandenburger fehlten die Reſerven. Ein paar Bataillone des X. Korps waren bei Trouville eingetroffen und bildeten hier einen ſchwachen Rückhalt des lin-

ken Flügels. Sonſt ſtanden hinter der Front nur die noch unverbrauchten Reiterregimenter zur Verfügung des Schlachtenleiters.

Schon begann bei der Infanterie die Munition knapp zu werden. Den Gefallenen, den Verwundeten wurden die Patronentaſchen geleert.

Und lang noch lag der Hochſommertag vor den Kämpfern.

Drüben, an der Straße gen Rezonville, blitzt und blinkt es zwiſchen den Schwaden des Pulverrauchs auf: franzöſiſche Lanciers und Küraſſiere! Gegen die Zweiundfünfziger ſtürmen ſie an, zerſplittern vor dem mörderiſchen Schnellfeuer und wenden ſich — in regelloſer Flucht geht's zurück über das Blachfeld, das plötzlich weithin mit Verwundeten und Toten, mit reiterloſen Pferden bedeckt iſt. Und hinter ihrem Rücken lauert ſchon die völlige Vernichtung.

Bei dem in Flammen lodernden Flavigny hält verdeckt die Huſarenbrigade Redern, Braunſchweiger, Weſtfalen, grün und ſchwarz. Sie brechen in voller Karriere hervor, durchjagen, von donnerndem Hurra begrüßt, die eigene Schützenlinie, ſtürzen ſich auf die weichenden Küraſſiere, hauen ein, überreiten die feindliche Infanterie —

Weit vor ſeinem Zuge brauſt Bruno Berkenfelde mit verhängtem Zügel. Ein Rauſch iſt in ihm, ein Wonnerauſch, der Jubel der Erfüllung. Vor ſeinen Augen ſchimmert ſtrahlendes Licht, das Herz ſchlägt ihm, als ob es ſpringen wollte. Die Plempe ſchwingt er über dem Haupt, hebt ſich im Bügel, rechts und links ſauſt die Klinge nieder. Mitten nun im Gedränge, in einem Chaos. Hinweg über

Pferdeleiber, im gewaltigen Sprunge über einen umgeſtürzten Patronenwagen — Drauf! Drauf! und Hurra! Hurra!

Da — plötzlich — eine Batterie im Auffahren. Der Rittmeiſter winkt: „Berkenfelde!“ Schon feuern die Geſchütze den erſten Schuß. Drauf! Drauf und Hurra! Mag fallen, wer will! Der Batteriechef ſinkt vom Pferde. Wie die Berſerker hauen die Huſaren drein. Da: Generalsepauletten! Ein hoher Offizier! Jagd auf ihn! Bazaine ſelber kann es ſein! Doch da bläſt es zum Sammeln. Grad noch, daß die Huſaren die Verſchlüſſe der Kanonen als Siegespreis mitnehmen können.

Aus der Ferne hat der General mit dem Krimſtecher die kühne Huſarenattake verfolgt. Er weiß, der Sohn iſt dabei, ſein Bruno, ſein Liebſter. Auf einen Moment zuckt es ſeltſam in ſeinem Herzen. Das Glas will ihm in der Rechten zittern. Aber er faßt ſich: unſer guter Gott wird mit ihm ſein! Mach's brav, mein Junge! Und die Hand wird feſt und ſicher. Nur einen Gruß, einen unſichtbaren, winkt er von weitem hinüber, als die Huſarenſchwadronen auf Flavigny zurückgehen.

Der kühne Reiterangriff hat ein wenig Luft geſchafft. Doch die Franzoſen führen neue Truppenmaſſen in den Kampf. Weiter und weiter dehnt ſich ihr rechter Flügel, die Brandenburger überflügelnd, umfaſſend. Von Nordweſten her, von der Römerſtraße, donnern die Geſchütze. Mühſam, unter großen Verluſten, hält die ihnen entgegengeſchobene, ſchon ſtark zuſammengeſchmolzene zwölfte Brigade ſtand. Und wieder tauchen friſche franzöſiſche Bataillone, friſche Batterien auf, jenſeits St. Marcel, auf Bruville zu, ſchon in der linken Flanke der erſchöpften

Brandenburger. Notdürftig nur können ihnen gegenüber die dichten Trouviller Büſche behauptet werden.

Es iſt zwei Uhr.

In eiſerner Ruhe folgt Konſtantin Alvensleben dem Gang der Schlacht. Ich will! Ich muß!

Reiter vor! Die Magdeburger Küraſſiere, die Altmärker Ulanen reiten jubelnd den Todesritt gegen die Batterien an der Römerſtraße, durchjagen die Infanterie, hauen Beſpannung und Bedienung zuſammen. Als die Fanfare tönt und die Schwadronen ſich hinter Flavigny ſammeln, kann jedes Regiment nur eine Eskadron bilden: die Hälfte von Roß und Reitern liegt auf dem Blachfelde.

Wieder ein Aufatmen, wieder eine Kampfespauſe, bis dann, kurz vor drei Uhr, die Franzoſen von Bruville her gegen die Trouviller Büſche vorbrechen, mit zehnfacher Überlegenheit, in dichten Schwärmen. Und langſam, Schritt um Schritt, weichen die Brandenburger zurück — ſie müſſen zurückweichen.

Da trifft endlich — endlich das X. Armeekorps, dem General von Voigts-Rhetz vorausgeeilt war, zur rechten Stunde ein. Die eine Diviſion — Hannoveraner, Weſtfalen, Braunſchweiger — warf ſich dem vordringenden Gegner entgegen, der langſam auf Bruville zurückzog. Als aber die nächſte Brigade zum Angriff über die weite Ebene vorging, zerſchellten die Söhne der roten Erde vor dem mörderiſchen Feuer. Trümmer nur ſammelten ſich, gerettet durch die Attacke der Gardedragoner, die in heldenmütigem Anſturm das Schlachtfeld fegte —

* * *

Um die dritte Nachmittagsſtunde war der Höchſtkommandierende, Prinz Friedrich Karl, in ſchärfſter Gangart von ſeinem Hauptquartier Pont-à-Mouſſon nach dem Schlachtfeld geritten. Auf der Straße über Gorze kamen ihm die Verwundeten entgegengeſtrömt, im Dorfe Gorze lagen ſie zu Hunderten längs der Häuſerfronten. Aber ſie jubelten dem Roten Prinzen zu, und helle Hurras grüßten aus den Kämpferreihen, als er am Nordrand des Waldes von Vionville erſchien. Mitten im Granat- und Mitrailleuſenfeuer ſtand er, der Rote Prinz — —

Adjutanten und Ordonnanzoffiziere ſprengen die dünne, erſchöpfte Schützenlinie entlang, jagen zu den Batterien: „Der Prinz iſt auf dem Schlachtfelde! Acht friſche Bataillone ſind mit ihm! Aushalten! Nur ſtandhalten!“

Und der Prinz reitet über die Südhälfte des Schlachtfeldes querfeldein zur Höhe bei Flavigny. Erſt von hier aus kann er den ganzen Kampf überſehen: hier beobachtet er das Weichen, Zerbrechen der gen Bruville vordringenden Bataillone, hier das langſame Zurückgehen aus den Trouviller Büſchen. —

Es galt ein letztes: auf ſeinen Befehl wirft ſich noch einmal Reiterei, zweiundzwanzig Schwadronen, in die Breſche, Huſaren, Dragoner, Ulanen, Küraſſiere. Über die Hochebene von Ville ſur Yvon wirbeln von hüben und drüben fünftauſend Reiter inmitten einer ungeheuren Staubwolke zuſammen. Ein Orkan iſt es, als die Roſſehufe donnern, die Treffen aufeinanderſtürzen, mit jubelnden Hurras, unter dem ſchmetternden Klang der Signaltrompeten. „Fanfaro! Fanfaro!“ Schon weichen die franzöſiſchen Huſaren, vergeblich eilt ihnen die gelbe Dra-

gonerbrigade zur Hilfe. Auch ſie wird durchbrochen, überflügelt — wieder klirrt Eiſen auf Eiſen, wieder tönen die Trompeten: jetzt wenden ſich die Chaſſeurs d'Afrique zur Flucht, die ſchweren weſtfäliſchen Küraſſiere ſchieben ſich, einem Keile von Eiſen gleich, in das Handgemenge, die hannoverſchen Dragoner fallen dem Feinde in Flanken und Rücken, hauen, ſtechen! Ein Chaos iſt's, in dem der Einzelne untertaucht. Die Roſſe ſchnauben und wiehern, die Reiter brüllen vor Erregung und Wut, Verwundete, zwiſchen ſtampfenden Pferdeshufen auf dem Boden liegend, reißen die Revolver heraus, ſchießen in das Gedränge. Dann — endlich — löſt ſich der tolle Wirbelſturm; einzelne Reiter, Gruppen ſplittern ab, Eskadronsreſte folgen . . . die Franzoſen ſind auf der Flucht, und hinter ihnen drein jagen die deutſchen Reiter, was die Gäule noch hergeben können, über Tote, über Verwundete, Menſchen und Pferde, bis das Signal zum Sammeln klingt — —

Sieben Uhr — der heiße Tag geht zur Rüſte.

‚Aushalten! Standhalten!' hatten die Ordonnanzoffiziere des Roten Prinzen den tapferen Brandenburgern zugerufen.

Nun wollte der Prinz dem Feind noch einmal die Zähne weiſen, damit der merkte und fühlte: die Preußen geben nimmer nach. Der iſt Sieger, der den letzten Vorſtoß wagt.

Artillerie vor!

Und die zuſammengeſchoſſenen, ſeit dem Morgen im Feuer ſtehenden Batterien protzen auf, ſetzen ſich in Bewegung. Wenige Geſchütze nur haben noch volle Beſpannung, todmatt ſind Roſſe und Mannſchaft. Nicht mehr

im Galopp, im müden Trabe, da und dort im Schritt, gehen ſie gen Rezonville vor. Aber ſie kommen vorwärts, ſie kommen vorwärts —

General von Berkenfelde iſt von der Höhe herabgeſprengt. Die Infanterie muß das Vorgehen der Schweſterwaffe begleiten, unterſtützen. Auch ihr müßt vor . . . ihr ſchwachen, dünnen Linien, die ihr den langen Sommertag im heißen Feuer kämpftet, ohne einen Schluck Waſſer, ohne ein Stück Brot, die ihr euch fünfmal verſchoſſen habt, Reſte ihr von Regimentern, Bataillonen, Kompagnien — ihr müßt, müßt jetzt noch einmal vorwärts —

Bis an die Schützenlinie heran jagt der General. Da liegen die Schlacken der Fünfunddreißiger, die Trümmer der Zwanziger daneben, ausgebrannt, zwiſchen zwei Lebenden ein Toter — über ihnen, die Kehlen dörrend, der ſchwere, dicke Pulverdampf —

„Auf, Kinder! Auf! Auf!“

„Auf!“ gibt's der Oberſtleutnant von Alten weiter. „Auf!“ ruft der Major von Pirch —

Und die Schützen raffen ſich empor. Die letzten überlebenden Offiziere ſpringen vor die Fronten. „Auf!“ hallt es weiter und wieder. „Auf! Auf!“

Noch einmal klingt das Hurra der Brandenburger — noch einmal ſtürmen ſie vor —

„Meine Braven!“

Aus dem Chauſſeegraben von Rezonville ſchmettern die Chaſſepotkugeln, von jenſeits des Tales donnern die Geſchütze der franzöſiſchen Gardeartillerie —

„Vorwärts! Vorwärts!“

Da — ein Schlag — die weiſende Rechte ſinkt herab

— vornüber gleitet die hohe Geſtalt auf den Hals des Pferdes —

Der Adjutant, die Stabsordonnanz ſind ihm zur Seite. Sie fallen dem Pferde in die Zügel, ſie heben den General aus dem Sattel —

„Es . . . es iſt nichts . . . nur . . .“

Schwer ſinkt er zur Erde.

Wie in einer Viſion ſteigen vor ihm Geſtalten empor: ‚Marie . . . Kinder . . . liebe Kinder . . .‘

Aber dann gleich: „Richtet mich auf!“

Er ſieht noch, durch Pulverdampf und Abenddämmerung, drüben, drüben auf der heißumſtrittenen Höhe von Rezonville die Geſchütze feuern! Er hört noch vor ſich, verhallend, das Hurra ſeiner Brandenburger — „Ihr meine Braven!“

Aus der rechten Schläfe ſickert das Blut — Tropfen um Tropfen.

Noch einmal ſtreckt er ſich, hebt er ſich. Nach vorn weiſt ſeine Hand. Ein Leuchten geht über das Geſicht.

„Es lebe der König!“

Und von der Höhe donnern ihm die Geſchütze den Todesſalut.

* * *

Feldpoſtkarte.

Kurt Berkenfelde an ſeine Mutter.

Biwack bei Hannonville, 17. 8. 70.

Liebe, gute, arme Mama! Du weißt nun ſchon das Schreckliche, man hat Dir ja telegraphiert. Ich will Dir nur ſagen, daß ich unſern lieben, guten Papa noch geſehen

habe. Er war gar nicht entſtellt. Eine ganz kleine Wunde an der rechten Schläfe. Ganz friedlich ſah er aus, wie verklärt. Er hat ſicher nicht gelitten. Auch Bruno war bei der Beerdigung. Bei Vionville liegt Papa. Man hat uns erzählt, daß er wie ein Held ſtarb, uns allen ein Vorbild. Gott ſchütze und tröſte Dich, Euch alle. Dein Dich ſehr liebender, tieftrauriger Sohn Kurt.

* * *

Wie ein Träumender, mit tiefgeſenktem Kopf ſchritt Kurt Berkenfelde auf dem langen Marſch des 18. vor ſeinem Zuge, und man ließ ihn ſtill gewähren. Jeder nahm Rückſicht auf ihn, Vorgeſetzte, Kameraden und Mannſchaft. Jeder wußte, er hatte geſtern am Grabe des Vaters geſtanden.

Aber in ihm arbeitete es. Der Grüblerſinn von ehedem war wieder erwacht. —

Durch einen Zufall nur hatte er den Heldentod des Vaters erfahren.

Die Diviſion war in der Nacht zum 17. alarmiert worden. Landeseinwohner mußten die Tete des Regiments mit Laternen in der Hand durch die dunkle Nacht auf den unbekannten Straßen führen. Beim Morgengrauen waren die Torniſter abgelegt worden. Als es weiter ging, kamen die erſten unklaren Gerüchte über die geſtrige Schlacht. Die Spannung wuchs. Es war eine ſeltſam gehobene Stimmung in der Truppe. Die Regimentsmuſik ſpielte den Pariſer Einzugsmarſch. Jeder glaubte, fühlte, es ging in den Kampf. In Berkenfeldes Zuge zankten ſich die beiden Berliner, Langhans und Ulbrich, um ein

Stückchen Kreide, als ob ihrer Seelen Seligkeit daran hinge, und als er fragte: „Was wollt ihr denn damit?“ hieß es: „Müſſen wir haben, Herr Leutnant, um unſere ſchönen Namen gleich auf die eroberten Kanonen zu verewigen, damit kein anderer mit unſerer Tapferkeit renommieren kann.“ Der lange, hagere Krauſe, der in derſelben Sektion marſchierte, verzog lachend ſein eckiges Bauerngeſicht. Er wußte von Anno 66 her: ſo leicht waren Kanonen nicht zu erobern. Aber er meinte auch: „Mit die lauſigen Franzoſen woll'n wer ſchon fertig werden.“ Und Kolonel Krohn fabelte von der Schlacht bei Bull-Run. Wenn man ihn hörte, mußte man glauben, ohne ihn wäre es um die Konföderierten übel beſtellt geweſen.

Ein herrlicher Sommermorgen. Durch die üppigen Weinberge ſtieg der Weg ſteil hinauf über Dommartin zum Hochplateau. Da kamen ihnen die erſten langen Wagenzüge mit Verwundeten entgegen. Die fröhlichen Geſpräche, die Marſchlieder verſtummten. Die blaſſen Geſichter, die blutigen Uniformen auf dem elenden Stroh ſtimmten ernſt. Es ging auch manch ſchweres Wort von den Wagen zur Marſchkolonne herüber: kein mutloſes Wort, aber die Kunde von großen Verluſten, wohl auch ein ſchmerzvolles Aufſtöhnen dazu. Und nun betrat das Regiment die Grenzen des geſtrigen Schlachtfeldes, nahe Mars la Tour. Hier und dort hatten die Granaten lange Furchen in den Erdboden gezogen, umgeſtürzte Wagen lagen an der Straße, Pferdekadaver mit gedunſenen Leibern, die Beine ſtarr gen Himmel geſtreckt, Patronenkäſten, Helme, Käppis, Torniſter.

Es wurde ſtill in der Marſchkolonne.

Berkenfelde ging neben ſeinem Kompagniechef. Der ſprach vom Schlachtfelde von Königgrätz, ließ dann und wann den Blick unter den buſchigen Brauen über ſeine Leute ſchweifen. „Dumme Sache — das, über ſolch eine Stätte der Verwüſtung marſchieren zu müſſen. Allmählich gewöhnt man ſich dran. Wo gehobelt wird, fallen Späne. Aber zuerſt macht's einen greulichen Eindruck auf die jungen Kerle . . .“

Von vorn kam ein Ordonnanzoffizier der Diviſion, wies nach links: „Dort hinüber, Herr Hauptmann.“ Dann ſtutzte er, als er Berkenfelde ſah, ritt auf die andere Seite des Kompagniechefs. Sie flüſterten miteinander. Er grüßte noch einmal zu Kurt hinüber — mit ſolch eigenem Ausdruck —

Und da ſagte Hafften: „Hören Sie, Berkenfelde . . . ſeien Sie ein Mann, beißen Sie die Zähne zuſammen — iſt ja Soldatenlos . . . armer Berkenfelde . . . Ihr Vater hat geſtern drüben bei Vionville den Tod für König und Vaterland gefunden.“

Einen Moment ſtockte Kurt das Herzblut: Vater — Vater —

Er ſtöhnte leiſe auf. Die Tränen wollten ihm in die Augen ſchießen. Vater — Vater — tot —

Hafften reichte ihm vom Pferde herab die Hand, hielt ſie eine Sekunde feſt umſpannt. Wortlos nun.

Ja . . . ja doch . . . er biß ja die Zähne zuſammen. Er wollte nicht weich werden. Jetzt nicht — nur jetzt nicht! Aber die weiten Linien des Schlachtfeldes ſchwankten, tanzten vor ſeinen Augen. Es ſchrie in ihm: Vater! Vater! Die Armen daheim . . . Großmutter . . . Mutter!

Mechaniſch marſchierte er dabei weiter, Schritt um Schritt, immer neben der großen Braunen des Hauptmanns her. Und ihm war's doch, als würde er in der nächſten Minute lang hinſchlagen auf dieſen gottverdammten, blutgetränkten Boden.

Dann kam von rückwärts ein Kommandoruf: Aufmarſchieren!

Die Gewehre wurden zuſammengeſetzt. Es ſollte Waſſer geholt werden. Mechaniſch tat Berkenfelde ſeine Pflicht. „Jede Sektion zwei Mann zum Waſſerholen! Hierher!" Zählte ſie ab, beſtimmte den Unteroffizier, der ſie führen ſollte. Hörte das Klirren der Kochgeſchirre, hörte das leiſe Raunen in den Gliedern, ſah die ernſten Geſichter — und ſah und hörte eigentlich doch nichts. Nur den Vater ſah er vor ſich, wie er ihn zuletzt geſehen, an jenem Nachmittag in Berlin, damals, als er dem Brandfuchs nachgeſprungen war — damals —

Mit einem Male war der Alte da, Boltenſtein, und neben dem Oberſt der lange, blonde Wangenheim, der Regimentsadjutant.

„Tut mir ſchmerzlich weh, Berkenfelde! Hab Ihren Vater ſehr verehrt. Ja, lieber Gott . . . Kopf hoch, Berkenfelde! Iſt doch der ſchönſte Tod — ſo mitten in der Truppe, als ihr Vorbild, das noch nachlebt für Generationen." Er ſchwieg eine Weile, kaute an dem grauen Schnurrbart. „Wir kommen heut nicht ins Gefecht, hör ich. Die Franzoſen ſind abgezogen. Wenn Sie hinüber wollen, Berkenfelde — ich geb Ihnen gern Urlaub. Vielleicht borgt Ihnen Wangenheim ſeinen zweiten Gaul. Was, Wangenheim? Na, alſo. Hier, ſehen Sie mal auf

TAYLOR INST. OXFORD

die Karte . . . hier bei Hannonville dürften wir ins Biwak kommen. Sie finden uns ſchon. Natürlich müßten Sie vor Dunkelwerden zurück ſein. Ja . . . ſo . . . und nun geben Sie mir noch einmal die Hand . . . So . . . ja . . .“

Über die ganze Tiefe faſt des Schlachtfeldes mußte Berkenfelde, um den Vater zu finden. Den toten Vater. Durch Trouville ritt er, in deſſen zerſchoſſenen Häuſern Tauſende von Verwundeten lagen, deſſen Straßen durch ein Gewirr von Trainfahrzeugen, requirierten Bauernwagen, gekoppelten Pferden faſt undurchdringlich geſperrt waren. Auf Flavigny dann, das noch ſchwelte vom geſtrigen Brand. In langen, langen Reihen lagen hier die Toten: Preußen, Franzoſen. In den Kampfſtellungen die einen, ſchon zuſammengetragen die andern. Dann und wann hielt Berkenfelde unwillkürlich den Gaul an. Trotz des inneren Widerſtrebens: er mußte ſie anſchauen, wie ſie da lagen, ſeltſam ruhigen Ausdrucks im Geſicht der oder jener, verzerrt im fürchterlichen Schmerz des Todeskampfes andere, mit zuſammengekrümmten Gliedern, die Fäuſte ineinander gekrampft. Dazwiſchen Torniſter, Helme, Mützen, Patronenhülſen, Gewehre; Spielkarten, im Aberglauben aus dem Torniſter geriſſen, Blätter weißen Papiers, als ob der oder jener noch vor dem Tode den Seinen hätte eine letzte Kunde geben wollen. Dann wieder, hinter den Batterieſtellungen und wo die Kavallerie angeritten war, Pferdeleib an Pferdeleib. Und zwiſchen den Kadavern die ſchwerbleſſierten Tiere mit zerſchoſſenen Gliedern, mit heraushängenden Eingeweiden, ſich umherwälzend, herumhinkend, ſtarrend aus gläſernen Augen, einzeln, in

Rudeln, dem Herdentrieb, der Stallgewohnheit noch in letzter Stunde gehorchend —

Zerſtreut über das ganze Feld die Krankenträger bei ihrem Samariterwerk. Noch immer lagen Verwundete unverbunden, hilflos. Mehrmals traf Berkenfelde auf ſolch einen Unglücklichen, der ſich in irgend einer ſchmalen Terrainfalte verkrochen hatte, wie ſich das Tier im Walde verkriecht, wenn es ſterben will. In völliger Erſchöpfung, blutüberſtrömt, lag hinter Flavigny zwiſchen den Toten ein franzöſiſcher Jäger, dem eine Granate beide Beine fortgeriſſen hatte — und der dennoch lebte. Die Uniform hatte er vom Leibe geriſſen und über die Stümpfe gewickelt, um das Blut zu ſtillen, das nun in dicker Kruſte geronnen war. Er regte ſich nicht, er ſtöhnte nicht, nur die Augen flackerten noch unheimlich in dem todbleichen Geſicht. Nicht weit davon zwei Musketiere vom fünfunddreißigſten Regiment. Tot der eine, der andere mit völlig zerſchmetterter Hüfte. Beide Arme ſtreckte der hoch, als er Berkenfelde ſah. „Waſſer! Waſſer —“ Und als Kurt aus dem Sattel ſprang, ihm die Feldflaſche an die Lippen führte — tat er einen tiefen Zug, ließ die Flaſche ſinken . . . „Mutter!“ hauchte er noch und ſtreckte ſich zum Tode.

Immer dichter lagen die Toten, Franzoſen und Deutſche, reihenweiſe, in Gruppen, wie ſie im Kampf geſtanden. Und wieder die langen, tiefen Furchen der Granaten, zerbrochene Protzen, Chaſſepots, Sattelzeug, Patronenkiſten, Pferdekadaver, blutige Uniformfetzen.

Vorwärts Flavigny ein Trupp franzöſiſcher Bauern, aus den Dörfern zuſammengetrieben, Blaukittel in Holzſchuhen, die unter Aufſicht von Pionieren die Leichen zu-

ſammentragen mußten; in ihren Geſichtern das Grauen ob der Schreckensarbeit.

Und über dem allem, allem die ſtrahlende, erbarmungsloſe Auguſtſonne.

Das alſo war ein Schlachtfeld. So ſah die Kampfſtätte aus, auf der Zehntauſende gerungen hatten vom frühen Morgen bis in den ſinkenden Abend — voll Heldenmut, in treueſter Hingabe, bis zum Letzten.

Das alſo war der Krieg . . .

Zwiſchen all dem Grauen lagen Biwaks der Brandenburger. In ihnen war das Leben des Tages, der ſein Recht forderte. Die Feuer lohten. Um ſie ſaßen und lagerten die Musketiere. Die Kochtöpfe brodelten: glücklich, wer in den brunnenarmen Dörfern Waſſer erwiſcht, wer noch etwas Kaffee und ein Stück Brot im Beutel gehabt hatte. Starr und ernſt waren die pulvergeſchwärzten Geſichter, kein Lachen, kein Lied klang aus den Beiwachten. Hier und dort waren die Kompagnien, die Bataillone zum Appell zuſammengetreten, um neu formiert zu werden; oft fehlte die Hälfte derer, die geſtern im Morgengrauen die Waldſchlucht von Gorze hinaufmarſchiert waren.

Wieder und wieder fragte Berkenfelde. Wohl war die Kunde vom Tode des Vaters ſchon überall hingedrungen, aber beſtimmte Nachricht, wo der General lag, konnte niemand geben. Einmal wurde Kurt nach Flavigny zurückgewieſen, von dort nach Vionville. Kreuz und quer mußte er über das Schlachtfeld reiten. Dann — ſchließlich — ſah er dicht an der Chauſſee vor Rezonville ein großes Karree, ein lebendiges Viereck um entfaltete Fahnen.

Gerade zurecht kam er zur Beerdigung des Vaters.

Er gab ſein Pferd ab. Die Soldatenmauer öffnete ſich vor ihm und der dichtgeſchloſſene Innenkreis der Offiziere. Es war, als wiſſe jeder: dies iſt der Sohn.

Auf einer Krankenbahre lag der Vater, das Haupt leicht erhöht. Im Frieden das ſchöne Mannesgeſicht. Die winzige Wunde an der Schläfe kaum erkennbar. Die Hände auf der Bruſt gekreuzt; ein paar Heckenroſen waren dazwiſchen geſchoben. Daneben die offene Grube und wieder neben ihr ein ſchnell gezimmertes Holzkreuz.

Dicht heran trat Kurt, beugte ſich zum letzten Mal über den Vater, kniete nieder . . .

Und dann war ihm alles wie ein Traum.

Er hörte die Worte des Geiſtlichen und den Segensſpruch. Er hörte den Männerchor — ‚Geht nun hin und grabt mein Grab, denn ich bin des Wanderns müde. Von der Erde ſcheid ich ab, denn mir ruft des Himmels Friede, denn mir ruft die ſüße Ruh von den Engeln droben zu‘ —

Die mächtigen Klänge des Arndtſchen Liedes hörte er und die getragene Begleitung der Regimentsmuſik. Und wieder des Geiſtlichen Worte —

Und es war doch alles wie ein Traum. Denn vor ſeinem geiſtigen Auge ſtanden Großmutter und Mutter, und ihre Stimmen klangen zu ihm wie aus weiter, weiter Ferne — —

Er mußte ſich erheben. Die Träger traten heran. Enger umſchloß der Kreis den toten Führer. Ein paar Blumen, am blutigen Chauſſeerand gepflückt, glitten zärtlich, leiſe als letztes Zeichen der Verehrung auf ſeine Bruſt. Dann weitete ſich der Kreis wieder. Langſam ſank die

Bahre in die niedrige Grube. Noch einmal, während die erſten Schollen der fremden, fremden Erde auf das Grab fielen und die enthüllten Feldzeichen ſich ſenkten, klang der hundertſtimmige Soldatenchor auf: „Weint nicht, mein Erlöſer lebt, Hoch vom finſtren Erdenſtaube, Hell empor die Hoffnung ſchwebt, Und der Himmelsheld, der Glaube, Und die ew'ge Liebe ſpricht: Kind des Vaters, zittre nicht . . .“

Plötzlich fühlte Kurt ſeine Rechte jäh, heiß umfaßt. Es war der Bruder, der neben ihn getreten war. Bruno, ſoeben wohl erſt gekommen, auch er nach langem Suchen und Umherirren.

Kurt hatte keine Träne gefunden, wie ihm auch die Augen im Schmerz brannten. Aber Bruno ſchluchzte, und unaufhaltſam rannen die Tränen über die braunen Wangen, über die blutige Schramme, die quer über die rechte Geſichtshälfte lief. Er ſchluchzte und ſchluchzte, und ſtoßweiſe kamen dazwiſchen einzelne halblaute Worte: „Unſer guter Vater. Ich hab ihm ſoviel . . . ſoviel Kummer gemacht . . .“ Und immer feſter, krampfhaft feſt klammerte ſich die Hand um die des Bruders.

Laute Kommandoworte und der Gleichſchritt der Abmarſchierenden. Eine Anzahl Offiziere blieb zurück, bis das ſchlichte Holzkreuz aufgerichtet war. Der und jener trat zu den Söhnen heran, reichte ihnen wortlos die Hand. Dann gingen auch die letzten, auch der Geiſtliche nach kurzen Troſtesworten. Die Brüder ſtanden allein, in einiger Entfernung nur ihre ſtaubbedeckten Pferde, von zwei Musketieren gehalten.

Bruno ſchluchzte noch immer. Und immer wieder faßte er nach des Bruders Hand.

Mit einem Male fragte er: „Du biſt ja ſo ſtill, Kurt? So . . . ſo ruhig?“

„Weil ich ſo troſtlos bin.“

Auf einen Moment hob Bruno den Kopf, ſah verwundert, verſtändnislos auf, ließ den Kopf wieder ſinken. „Vater . . . unſer lieber Vater . . .“

Dann gingen ſie langſam ihren Pferden zu.

„Du biſt verwundet, Bruno —“

„Ach — eine elende Schmarre. Das hat nichts auf ſich. Ich hab's heimgezahlt.“

Sie ſtiegen in die Sättel. Es mußte nun wohl geſchieden ſein.

„Wo liegt ihr, Bruno?“

„Da . . . rückwärts . . . bei Puxieux. Wir mußten geſtern abend zurück. Waſſermangel.“

Sie ritten auf Vionville zu, im Schritt, dicht nebeneinander.

„Du warſt geſtern tüchtig im Gefecht?“

„Ah . . . ja . . . Gottlob! Das war ein Tag! Und wenn ich alt werde wie Methuſalem, den vergeſſ' ich nicht. Köſtlich war das!“

Kurt ſah auf den Bruder. Es war ſchon wieder wie ein Leuchten in deſſen Augen. Er erzählte, plötzlich beredt, wie ſie von Flavigny aus losgebrochen wären —. „Ah, Kurt . . . ſolch ein Reiten, ſolch ein Ritt, mitten in den Feind hinein! Das kannſt du dir gar nicht vorſtellen, welch ein Rauſch das iſt!“

Und Kurt ſchwieg —

Dann, vor dem Dorfeingang, hielt Bruno an und wandte den Gaul noch einmal. Die Tränen waren ver-

ſiegt. Aber er ſagte wieder: „Unſer lieber, lieber Vater!“ Und dann: „Da drüben, dicht an der Chauſſee, ſoll er gefallen ſein. In der Schützenlinie, ganz, ganz vorn! Es iſt doch etwas Wunderbares um ſolch einen Heldentod!“

Und Kurt ſchwieg —

„Adio, Kurt! Laß dir's gut gehen. Morgen werdet ihr Infanteriſten einen heißen Tag haben, denk ich, wenn die windigen Franzoſen nicht gar zu lange Beine machen. Ich muß hier abreiten. Gott befohlen, Kurt!“

Noch einmal lagen ihre Hände ineinander.

Da rang es ſich endlich von des Jüngeren Lippen: „Unſere arme Mutter . . .“

„Ja . . . die arme Mama. Aber auch ihr wird's der ſchönſte Troſt ſein, wie Vater fiel. Ja . . . haſt du Nachricht von daheim?“

„Seit Tagen nicht.“

„Die Feldpoſt bummelt ſich was zuſammen. Ich auch nicht. Adio, Kurt . . .“

Er winkte mit der Hand. Dann gab er dem Gaul die Sporen und ſetzte in langen Sprüngen über die Chauſſee . . .

Kurt ritt langſam weiter. Er mußte das Pferd, das nicht ſein eigen war, ſchonen. Und ihm war's nicht zumute nach einem flotten Ritt. In ihm fraß der Schmerz — und in ihm fraß ein Grauen.

In Vionville gab's keine Möglichkeit durchzukommen. Vergeblich bemühten ſich die Armeegendarmen, den Knäuel zu entwirren: Fahrzeuge mit Bleſſierten, Proviantwagen, die im Laufe des Nachmittags endlich herangekommen waren, Kompagniekarren der verſchiedenſten Truppenteile, Patronenwagen; dazwiſchen Kommandos, die Waſſer holen

wollten; Kavalleriſten, die nach einer Schmiede ſuchten; Ärzte in weißen Operationskitteln, mit abgearbeiteten, müden Geſichtern, die Hände noch blutig vom Schreckenshandwerk; Krankenträger, die neu gefundene Verwundete brachten. Ein betäubender Lärm: das Schreien der Trainſoldaten, Peitſchenknallen, Fluchen der Gendarmen, ein paar jammernde Weiber, denen die letzten Kühe aus den Ställen gezogen wurden —

Kurt ritt zum Ausgang zurück und nördlich um den Ort herum. Er ſah ein, daß er beſſer querfeldein fortkam, als auf der Straße, die auch rückwärts Vionville von endloſen Wagenzügen bedeckt war. Aber der Weg, den er einſchlug, führte ihn über neue Stätten des Grauſens. An den Trouviller Büſchen ritt er vorbei und über das weite Feld, auf dem in kaum halbſtündigem Kampf die achtunddreißigſte Brigade faſt alle Offiziere und über die Hälfte der Mannſchaft verloren, auf dem der Todesritt der Gardedragoner deren Trümmer gerettet hatte. Über die Ebene dann, die die gewaltige Kavallerieſchlacht des ſinkenden Abends geſehen hatte. Verderben, Verderben überall. Überall der Tod. Aus der Ferne ſchimmerte es gleich bunten Farbenflekken, ſo dicht lagen ſie hingeſtreckt, wild durcheinander, die Huſaren und die Ulanen, die Dragoner und die Küraſſiere, die Chaſſeurs d'Afrique, Freund und Feind, in ihrer ſchillernden prunkhaften Tracht. Es glitzerte von Metall, von Helmen und Küraſſen, von Tſchapkas und Pallaſchen. Und dazwiſchen wieder die Kadaver und die verwundeten Pferde, ſich mühſelig hinſchleppend, nach dem trockenen, verſtaubten, zerſtampften Graſe ſuchend, zuſammenbrechend, ſich wieder emporraffend —

In langen, ſchweigenden Zügen kamen die Krankenträger mit ihren Tragbahren den Hang von Ville ſur Yvon herab. Hier ſchien die ſchauerliche Aufräumungsarbeit des Schlachtfeldes am weiteſten zurück. Es lagen noch manche Verwundete weit draußen, ſchwer zu finden, an verſteckten Stellen, wohin nur verſprengte Teile der geweſenen Schwadronen in dem wilden Durcheinander der Tauſende gekommen waren. Manchmal ſcheute das Pferd Berkenfeldes jäh, wenn ein Bleſſierter plötzlich hilfeheiſchend aus dem von den Roſſehufen aufgewühlten Staub den Oberkörper hob; manchmal ſchreckte der Reiter ſelbſt auf, wenn ein hallender Schmerzensſchrei irgendwoher zu ihm aufklang. Furchtbar, unheimlich war's, dies Tönen auf der todesſtummen Ebene. Er wußte nicht, woher es kam, wußte nicht, war es der Wehruf, der Hilferuf eines Todwunden, war es der grauſe Schrei einer verendenden Kreatur. Ein-, zweimal machte er die Krankenträger aufmerkſam. Aber ſie zuckten die Achſeln. Auch ſie waren todmatt, abgeſtumpft bei ihrem langen, ſchweren Werk in der heißen Auguſtſonne. Und todmatt, abgeſtumpft wie jene, ſtanden in Mars la Tour ein paar Ärzte auf der Dorfſtraße. Auf den bleichen, eingefallenen Geſichtern war es zu leſen: wir können nicht mehr; wir ſind am Ende unſerer Kraft; es ſind zu viele — zu viele —

Es dämmerte ſchon, als Kurt Berkenfelde endlich das Biwak ſeines Regiments fand. Abſeits vom Schlachtfelde lag es; die Mannſchaft hatte ihre Friſche und Freudigkeit wiedergewonnen, um die Wachtfeuer war noch reges Leben. Sie wußten hier nichts von den Schrecken, die er geſchaut hatte.

Er meldete ſich, gab mit Dank den Gaul zurück, ſtand den Kameraden kurz, möglichſt kurz Rede, nahm hier und dort ein herzliches Wort der Teilnahme, hörte, wie ſie alle, alle brannten vor Begierde auf den Kampf, den der morgende Tag bringen ſollte, den jeder erwartete, faſt wie ein Feſt. Auch die, die 1866 im Feuer geſtanden hatten. Wie war das nur möglich! Waren ſie ſo ganz anders als er? Hatten ſie vergeſſen, was ſie vor vier Jahren erlebt? Oder hatte Königgrätz nicht dieſe Schrecken gezeigt, die ſich ihm heute offenbarten?

Es war doch einer darunter, der ſchwieg, aber ihn mit um ſo aufmerkſameren Augen muſterte. Sein Hauptmann, Hafften. Der kam nachher zu ihm heran. „Sie ſehen ſchlecht aus, Berkenfelde. Weiß ja, weiß ja, keine Kleinigkeit, den Vater begraben und über ein Schlachtfeld reiten. Ja — und mit leerem Magen. Und mit Ihren Nerven. Nerven ſind nicht gut für uns Soldaten. — Kopf hoch, Berkenfelde, und vor allem ſorgen Sie, daß Sie etwas zu futtern bekommen.“

Er hatte wirklich ſeit der frühen Morgenſtunde keinen Biſſen genoſſen. Er empfand auch keinen Hunger. Ja, es ekelte ihn vor dem Gedanken an Speiſe. Dann war plötzlich Marheinke neben ihm, mit einem Feldkeſſel in den Rieſenfäuſten und dem faſt väterlich wohlwollenden, ein klein wenig verlegenen Grinſen: „Hier, Herr Leutnant. Ville und wat Feines is't nich, aber et wird ſchon ſchmecken. Im Felde ſchmeckt allens.“ Er tat's zuerſt nur dem guten Kerl zuliebe, daß er ein paar Löffel nahm. Aber mit einem Male war der brennende Heißhunger da, und er löffelte den ganzen Keſſel aus, bis auf den letzten Reſt.

Und es mochte wohl wahr ſein, was Hafften geſagt hatte. Es kam etwas wie neue Widerſtandsfähigkeit in ihm auf. Er ſaß noch eine Weile mit den Kompagnie-kameraden am Feuer, ſchweigſam wohl — es verlangte von ihm, der den Vater begraben, auch niemand, daß er geſprächig ſei — aber doch nicht anteillos bei ihren Reden. Sie wußten nun ſchon mehr von den Ergebniſſen des geſtrigen Tages, als er ſelber, der das ganze Schlachtfeld durchquert hatte: daß es der beiſpiellos zähen Tapferkeit der Brandenburger zu verdanken war, wenn die Franzoſen feſtgehalten, am Abmarſch auf Verdun gehindert wurden, daß der morgende Tag die Entſcheidung bringen müßte. Bewundernd klangen die Namen der Führer auf — auch der Name ſeines Vaters.

Dann ſtand als erſter Hafften auf, gähnte. „Kinder, es geht morgen früh los.“ Er ſagte es faſt, als ob er im Kaſino ſäße und auf morgen zu ſehr früher Stunde eine Felddienſtübung angeſetzt wäre.

Und dann lag Kurt Berkenfelde auf der Schütte Stroh, die ihm Marheinke, ſorgfältig aufgelockert, in einer Ackerfurche bereitet hatte, den Kopf auf dem Torniſter, den Paletot über ſich als Decke. Er wollte ſchlafen. Er fühlte, auch er brauchte für morgen neue Kraft, körperliche, ſeeliſche. Er wollte im Schlaf vergeſſen, was er heut geſehen. Aber er ſah zu den leuchtenden Sternen empor, und der Schlaf kam nicht. Aufs neue ſtiegen all die furchtbaren Eindrücke des Tages vor ihm auf —

Das alſo war der Krieg!

Vater war tot. Und um ihn, mit ihm hatten ſie heut Tauſende und aber Tauſende gebettet, Väter und Söhne

und Brüder. Daheim, im Vaterlande floſſen die Tränen, ſchrieen die Mütter um die Söhne, jammerten die Frauen um ihre Männer, die Kinder um die Väter. Eine Welt von Kummer und Sorgen wuchs aus dieſem einen, einen Tag auf —

Glücklich noch die Toten. Wehe den Verwundeten, den Hilfloſen, Verſchmachtenden! Die unter Meſſer und Säge der Ärzte litten, die vergeſſen, überſehen, zwiſchen den Toten auf dem Schlachtfeld lagen in ihrem Blut! Die vergeblich nach einem letzten Trunk Waſſer ſchrieen, ſchrieen, bis der erlöſende Tod kam.

Alles, was er heut geſehen, ſah er noch einmal wieder: zuckende Menſchenleiber in den tief eingewühlten Furchen, die die Granaten gezogen; zwiſchen den zerſchoſſenen, umgeſtürzten Protzen der Geſchütze Pferdekadaver mit gen Himmel gerichteten Gliedern; Tote, Tote in langen Reihen hier, zuſamengeballt dort, wie ſie in den Schützengruppen gekämpft, Freund und Feind; rote, grüne, blaue Farbentupfen auf der gelben Ackerkrume und glitzerndes Metall, Gewehrläufe, Küraſſe, Helme, Papierfetzen, aus den Torniſtern im Todeskampf geriſſen. Er hörte Stöhnen und Schreie; er ſah in die bleichen, abgeſtumpften Geſichter der Ärzte, die auf einen Augenblick raſteten von ihrer Blutarbeit —

Das alſo war der Krieg.

Furchtbar iſt der Krieg —

* * *

Wie in Träumender, mit tiefgeſenktem Kopf, ſchritt Kurt Berkenfelde neben ſeinem Zuge. Der Marſch ſchien

endlos. In Erwartung des Kampfes marſchierten die Diviſionen, Brigaden, Regimenter, meiſt in breiter Front, querfeldein. Wiederholt ſtockte der Marſch, wiederholt wurden längere Raſte notwendig. Aber die Gelegenheit zum Waſſerholen fehlte trotzdem. Grell brannte die Auguſtſonne.

Hauptmann von Hafften konnte ſich über ſeine Kompagnie freuen. Die Leute marſchierten, als täten ihnen Durſt und Hitze nichts an. Eine gehobene Stimmung war in ihnen. Auf dem Halt bei Mars la Tour hatte ein kurzer, kerniger Gottesdienſt ſtattgefunden. Der Brigadepfarrer ſprach knapp und ſchön über das Bibelwort: ‚Sei getreu bis in den Tod, ſo werde ich dir die Krone des Lebens geben.‘ Er ſegnete die Truppe: „Schon in den nächſten Stunden vielleicht greifen wir an. Ich gebe euch als Diener des Allmächtigen meinen Segen zum Kämpfen, ich gebe euch meinen Segen zum Siegen und, wenn es ſein muß, zum Sterben. Amen.“ Der Kommandeur brachte ein Hoch auf den König aus, die Regimentsmuſik ſpielte ‚Heil dir im Siegerkranz‘, begeiſtert ſtimmten die Tauſende ein.

Faſt war es, als klänge in der Seele der Grenadiere die Feier noch nach.

Auf dieſe ſeine Grenadiere konnte der Hauptmann bauen. Er hatte ſie nicht vergeblich erzogen in harter Friedenspflicht.

Nur der junge Leutnant, den er beſonders gern hatte, verdroß ihn. Der war zwar immer ein wenig ein Sonderling geweſen, und er hatte geſtern den Vater begraben. Man durfte ihm etwas nachſehen. Aber wie er ſo neben ſeinem Zuge einherging, mit hängendem Kopf: kein gutes Beiſpiel war's.

Hauptmann von Hafften faßte nicht immer mit Glacéhandſchuhen an. „Leutnant von Berkenfelde!“

Wie aus einem Traume fuhr der Offizier hoch. „Herr Hauptmann!“

„Ich bitte mir aus, daß Sie ſich um Ihren Zug kümmern. Wir gehen hier nicht ſpazieren.“

Hochrot wurde das Geſicht.

Eine Weile reckte er ſich. Dann kamen die Gedanken zurück, kam die Erinnerung an geſtern, und der Kopf ſank wieder nieder. Mechaniſch ſchritten die Füße im Mehlſtaub des Feldes weiter. Und er ſah im Geiſte Großmutter und Mutter im Trauerkleide und mit ihnen in der Heimat Tauſende von Frauen und Müttern.

„Leutnant von Berkenfelde, auf ein Wort. Bitte — hierher.“

„Herr Hauptmann.“

„Berkenfelde, Sie gefallen mir nicht. Sie müſſen ſchärfer gegen ſich vorgehen. Sie werden doch Ihre Pflicht tun können?“

Zum zweiten Male ſchoß ihm das Blut ins Geſicht. Was fiel Hafften ein?! Seine Pflicht tun? Das war doch ſelbſtverſtändlich. Nur . . . ſeinen Gedanken gebieten . . . doch das kann man freilich dem Hauptmann nicht ſagen . . .

Aber ihn ſtolz anſehen, das kann man. Und ihm antworten: „Ich hoffe, Herr Hauptmann.“

„Na — alſo! Ich mein's doch gut mit Ihnen. Ihre verfl— Nerven!“ Hafften tat's ſchon wieder leid. Er reichte ihm vom Pferde herab die Hand. „Verletzen wollt ich Sie nicht, Berkenfelde. Aber ſehen Sie ſich mal unſere

Kerle an. Nicht einer macht ſolch trübetümpliches Geſicht wie Sie. — Bitte, einzutreten.“

Gen Norden war der Marſch gerichtet geweſen. Doch die Sonne ſtand faſt in der Mittagshöhe, ohne daß die Armee des Prinzen Friedrich Karl auf den Feind geſtoßen wäre. Oder doch? Vom rechten Flügel tönte, dumpfhallend, ſeit einiger Zeit Geſchützfeuer herüber, dann auch das ferne Knattern des Kleingewehrs. Die Offiziere zogen die Karten heraus. Es mochte von der erſten Armee kommen, die ja geſtern ungefähr Gravelotte erreicht haben ſollte. Oder war es näher? War ſchon das rechte Flügelkorps engagiert? Manſtein mit den Schleswig-Holſteinern und den Heſſen? Dort — drüben, auf Verneville zu?

Aufs neue Halt. Endlich kann Waſſer geholt werden. Dann ein Einſchwenken nach rechts, nach Oſten, auf Metz —

Die Waſſerholer müſſen im Laufſchritt, mit klirrenden Kochgeſchirren, dem Regiment nacheilen, ſo jäh iſt der Aufbruch. Glücklich, wer noch einen Trunk erhaſcht. Denn die Mittagshitze iſt drückend geworden. Unerträglich der dicke, dichte Staub auf dem Stoppelacker.

Querfeldein geht's auf Habonville. Weit hinten auf dem Höhenzug ſteigen plötzlich ein paar weiße Wölkchen auf, unſcheinbar, wie vom leichten Winde emporgehoben. Und dann ſauſt die erſte Granate über das Feld, über die Bataillone. Und noch eine, und wieder eine —

Eine Staublawine wälzt ſich von rückwärts heran. Die Diviſionsartillerie jagt im ſcharfen Trabe vorbei. Jetzt geht ſie im Galopp in Stellung, und ihre vierundzwanzig Kruppgeſchütze donnern dem Feinde den Gegengruß.

Die Avantgarde der Diviſion — die Gardefüſiliere — hat St. Marie-aux-Chenes mit ſtürmender Hand genommen. Wacker haben dabei die Sachſen mitgetan, Gegner von 1866, nun treue Freunde unter ihrem tapferen Kronprinzen Albert. Der Feind iſt auf St. Privat zurückgegangen. Dort muß ſeine Hauptſtellung liegen.

Dicht hinter dem erſtürmten Dorf lagert das Regiment bei den zuſammengeſetzten Gewehren. Todmüde vom langen, heißen Marſch haben ſich die Grenadiere hingeworfen. Es iſt eine Ruhepauſe in der Schlacht eingetreten, gleich dem tiefen Atemholen zweier gleich Starker. Das Gewehrfeuer iſt ganz verſtummt; die Artillerien feuern hüben und drüben langſamer als bisher. Das Gardekorps maſſiert ſich. Weitausgreifend führt Kronprinz Albert ſeine Sachſen zur Umfaſſung des Feindes gen Nordoſten auf Roncourt zu. Nur von links her tönt ſtarker Kanonendonner. Das neunte Korps mag einen harten Kampf haben.

Kurt Berkenfelde war aus ſeiner Träumerei emporgefahren, als die erſte Granate krachend neben der Kompagnie einſchlug, ſich in den Boden bohrte, Sand und Sprengſtücke bis an ſeinen Zug ſchleuderte. Es war wie ein Weckruf, der ihn jach in die Wirklichkeit zurückrief. Da kam die zweite. Er ſah auf ſeine Leute. Der und jener duckte ſich. Aber es waren nur wenige. Der dürre Kruſe aus der Priegnitz verzog ſein hageres Bauerngeſicht zu einem Grinſen. „Die höfliche Verbeugung könnt ihr euch ſparen, Jungens. Die nutzt nix mehr. Wenn ihr den Brummer hört, iſt er ſchon mang euch oder weit dahinten. Det kenn ich noch von Sechsundſechzig.“ Und der Kronide

machte mit dem rechten Arm eine ſeiner großartigen Kreisbewegungen. „Großartig. Ich wittere Morgenluft. So war's auch bei Buttle Run . . .“

Famos waren die Kerle. Man mußte ſich über ſie freuen.

Freuen? Weshalb freuen?

Sie wußten nicht, daß ſie dem Tod entgegengingen. Sie dachten nicht an die Tränen, die in der Heimat um ſie fließen würden . . .

Er wollte aufs neue zu grübeln anfangen. Aber als er noch einmal über dieſe ſchweißigen, ſtaubbedeckten Geſichter hinſah, ſagte er ſich wieder: ‚Famos ſind die Kerle!‘ Faſt etwas wie Neid war dabei.

Die Offiziere des Bataillons ſtanden vor den Gewehren; der und jener hatte die Karte in der Hand. Es wurde diskutiert. Gandern hatte vorhin ein paar Worte des Brigadekommandeurs aufgefangen. Danach ſtand Steinmetz mit der erſten Armee bei Gravelotte ſchon ſeit dem Morgen im heftigen Kampf gegen den feindlichen linken Flügel. Und wir ſcheinen hier den rechten vor uns zu haben, wenn er ſich nicht noch weiter ausdehnt, dort nach Roncourt hin. Hafften wies gen Norden: „Da kann man die Staubwolke ſehen . . . das ſind die Sachſen, die zur Umfaſſung angeſetzt haben. Haben noch ein hübſches Stück Marſch, ehe ſie in Aktion treten können. Wir müſſen uns in Geduld faſſen.“

Es war in allen eine ſtarke Spannung. Auch in Berkenfelde. Nein, nein: zum Grübeln, zum Sinnieren war's nicht an der Zeit . . .

Und es wirkte auch alles, alles ſo ganz anders auf ihn, als geſtern der Ritt über das Schlachtfeld. Dicht vor dem

Bataillon war in einem Hauſe der Dorfumfaſſung ein Feldlazarett etabliert worden. Verwundete wurden dorthin getragen; auch einige bleſſierte Offiziere. Dann faßten ſie alle unwillkürlich ſalutierend an den Helm. Ab und zu ſprengten Ordonnanzoffiziere zu Boltenſtein, zum Kommandeur, heran, der in eherner Ruhe am Dorfeingang zu Pferde hielt. Gardehuſaren jagten mit Meldungen und Befehlen. Einmal kam Wangenheim herangeritten. Er hatte heut ganz ſein kluges Generalſtabsgeſicht, erzählte, was er von dem Sturm auf St. Marie gehört hatte, daß die Maikäfer ihren vergötterten Oberſten Erckert verloren hätten. Und bisweilen ſauſte auch jetzt eine vereinzelte Granate über das Regiment hin. Die Grenadiere kümmerten ſich gar nicht mehr darum. Sie lachten.

Wirklich, es war heut alles ganz anders als geſtern. Geſtern hatte er den Tod geſehen. Heut war alles Leben, Leben, Leben . . .

Er ſchlenderte zu ſeinem Zug zurück. Manche von den Grenadieren ſchliefen ganz feſt. Andere hockten in kleinen Gruppen zuſammen und plauſchten. Wer noch etwas im Brotbeutel hatte, knabberte. Die beiden Berliner, Ulrich und Langhans, ſchmauchten gemeinſam an einem Zigarrenſtummel, jeder immer einen Zug, worauf ihm der andere das Kraut von den Lippen riß. Der forſche Reſerve-Unteroffizier Uhlenhuth, der Forſtkandidat, ſchrieb für ein paar Polacken Feldpoſtkarten; eine prächtige Art hatte er, mit den Leuten umzugehen, ihr Vertrauen zu gewinnen. Man konnte ihn faſt beneiden um dieſe Kunſt.

Dann ſah Berkenfelde doch einen, der mit geſenktem Kopf ſaß, als ob er vor ſich hin träumte: den langen Grun,

GERMAN SEMINAR LIBRARY
TAYLOR INSTITUTION
OXFORD

den Neumärker. Dem mußte man ein biſſel aufhelfen. Dem tat's not, ſchien es. Und vielleicht tat's einem ſelber gut.

Er klopfte ihm auf die Schulter: „Na, Grun! Was laſſen Sie den Kopf hängen? Was haben Sie denn?"

Es war ein ſchwerfälliges Menſchenkind. Man ſah's daran, wie er hochkam. Auch daran, wie er antwortete: „Ich — nichts hab ich, Herr Leutnant." Ganz langſam rang er ſich's von den Lippen. Und es war ſicher eine Lüge.

„Sind Ihre Füße in Ordnung? Sie hatten ſich ſtark durchgelaufen."

„Iſt allens gut, Herr Leutnant."

„Sehen Sie! Ich hab's Ihnen gleich geſagt. Rindertalg und guter Wille. Dann geht's ſchon. Sagen Sie mal, Grun, haben Sie Nachricht von zu Hauſe gehabt?"

Der lange Menſch fing an mit dem Halſe zu drehen, als ob er den Kopf verneinend ſchütteln wollte. Dann mochte ihm einfallen, daß das unmilitäriſch wäre, und er ſagte: „Nee . . . Herr Leutnant." Es kam wieder wie herausgezwungen. Und er ſah an Berkenfelde vorbei.

„Sie haben doch noch Eltern?"

„Nee . . . Herr Leutnant."

„Gewiß eine Braut, Grun?"

Es ſollte ein Scherzwort ſein. Aber Berkenfelde erſchrak: jetzt ſah ihn plötzlich der Mann an. Aus Augen, in denen alles mögliche lag: Zweifel und Schmerz und verbiſſener Grimm und Haß. „Ick weeß nich, Herr Leutnant. Wenn ſe mer mein Bruder nich weggeſchnappt hat . . . dat Luder . . ."

„Aber, Grun . . ."

Berkenfelde wollte noch mehr ſagen. Aber ihm war's

mit einem Male, als hätte ihn jemand an die Gurgel gegriffen und ſchnürte ſie ihm zu. Feſt und feſter. Er ſah ſich wieder im Wohnzimmer der Eltern, Bruno und Hedwig ſtanden am Fenſter, und Vater ſagte: ‚Wir haben ein Brautpaar im Hauſe . . .‘

Dann hatte er's ſchon hinuntergewürgt. Nur heut nicht daran denken! Nur heut nicht! Er zwang ſich. „Grun, ſo ſollen Sie nicht reden. Wir haben wahrſcheinlich ein blutiges Gefecht. Da ſollen Sie nicht mit Haß in der Seele hineingehen.“

Indem er's ſprach, fühlte er: es war wohl zu ſchwer geſagt für den Mann; es war dem kaum verſtändlich. Aber Grun ſah zu Boden, wie im Sinnen. Und dann ſagte er: „Is eenjahl, Herr Leutnant . . . ick komm nich' zurück.“

„Unſinn, Grun. Jede Kugel trifft ja nicht.“

Diesmal ſchüttelte der lange Menſch doch den Kopf, ganz unmilitäriſch. Schwieg eine Weile, ſagte dann plötzlich: „Vielleicht bin ick och daran ſchuld. Ick weeß nich . . . wenn Juſte den Wilhelm lieber hat . . . wat kann ſe davor.“ Und dann wieder heiſer, halblaut, bitter und doch bittend: „Herr Leutnant, ick hab ihr geſchrieben. Vor 'n paar Tage ſchon.“ Er faßte ſich an die Bruſt. „Hier ſteckt der Brief. Wenn ick nich zurückkomme, Herr Leutnant . . .“

Da ſchallte das Kommando: „An die Gewehre!“

Von rechts herüber war das Gewehrfeuer lebhafter geworden, auch der Geſchützdonner. Dann und wann ſauſte eine Granate über St. Marie hin, oder ein Schrapnell platzte hoch oben in der Luft.

„Es geht los!“ ſagte Hafften.

Kaum fünfhundert Schritt nach rechts hatte die erſte

Garde-Infanterie-Brigade gelegen. Berkenfelde ſah, wie der Diviſionskommandeur, Generalleutnant von Pape, zu ihr heranſprengte. Gleich darauf kam Bewegung in die Maſſe. Die Helme, die Gewehre glitzerten in der Sonne. Dann trat die Brigade an. Die Potsdamer Rieſen zogen mit dröhnenden Schritten ziemlich dicht am Regiment vorüber. Kompagniekolonnen voran, Halbbataillone dahinter.

Südlich Marie-aux-Chênes, hart am Dorfrande vorbei, wandte ſich die Brigade nach vorn. Eine gewaltige Staubwolke wirbelte aus dem trockenen Stoppelfelde auf. Nur die Geſtalten der berittenen Offiziere und die entfalteten Fahnen blieben noch einige Minuten ſichtbar.

Berkenfelde ſah nach der Uhr. In dem unwillkürlichen Empfinden, den Zeitpunkt feſtzuhalten. Es war dreiviertel auf ſechs.

Unmittelbar darauf ſchwoll vorn das Feuer mächtig an. Der Gegner hatte den Vormarſch der neuen Kräfte bemerkt.

„Still geſtanden! Das Gewehr über!“

Wie auf dem Tempelhofer Exerzierplatz kommandierten die Regimentskommandeure nach: „Stillgeſtanden! Das Gewehr über!“ — „Rechtsum!“ — „Regiment —“ „Bataillon — marſch!“ Es war ein Griff, es war eine Wendung, es war ein Antreten: wie auf dem großen Schulplatz der preußiſchen Garde.

Sechs Uhr nachmittags am 18. Auguſt.

Plötzlich, jäh überkam Berkenfelde ein Schmerzgefühl. Ihm war's, als preßten ſich alle Rippen feſter zuſammen. Er mußte tief Atem ſchöpfen. Und noch einmal. Dann war es vorüber. Er ſah auf ſeinen Flügelmann, unſicher, ob der ihm etwas angemerkt hätte. Aber Wultich ſtampfte,

die Augen geradeaus. Nur hatte vielleicht auch ſein braunes Geſicht etwas Farbe verloren.

Was war das geweſen, dieſe Beklemmung? Angſt? Angſt vor der Gefahr?

Berkenfelde biß die Zähne aufeinander, daß ſie knirſchten. Pfui Teufel! Angſt? Feigheit? Oder war's nur die heiße Sorge, daß der verfl— Schweinehund doch in ihm hochkommen könnte? Es kam im Grunde auf dasſelbe hinaus. Gottlob, daß das nun vorüber war. Und ſollte nicht wiederkommen! Bei Gott — nein!

„In Kompagniekolonnen auseinander gezogen. Die vorderſten Züge — ſchwärmen!"

Gerade ſchlugen die Tamboure an. Berkenfelde ſtürzte ſeinem Zuge mit erhobenem Degen voran. Und im gleichen Augenblick faſt brach das Feuer über das Regiment herein. Ein paar Granaten zuerſt, noch wirkungslos, ein Schwirren dann, aus dem nicht mehr das ſchrille Pfeifen der einzelnen Chaſſepotkugeln herauszuhören war. Wie ein Horniſſenſchwarm ſauſten ſie heran, wie Hagelkörner. Ächzend ſtürzte Wultich in die Kniee, lautlos ſank der Führer der mittelſten Sektion, Sergeant Krämer, nieder —

„Vorwärts! Vorwärts!"

Tiefauf atmete Berkenfelde. Aber — Gottlob! Gottlob! — er atmete frei, ganz frei. Und mit ganz klaren Sinnen ſah er das Schlachtfeld vor ſich: die ſchier endloſe, anſteigende Ebene, als Ziel weit vorn St. Privat, feſtungsartig, mit weißen Mauern; wenn der Pulverdampf ſich auf Momente hob, eine dichte Feindeslinie noch vor dem Dorf; aus den Umfaſſungsmauern, aus den Fenſtern der Häuſer ein unaufhörliches Aufblitzen. Und rechts, etwas weiter

vor, im langſam vorſchiebenden Angriff Schützen, Kolonnen dahinter. Und links, jenſeits der ſchnurgeraden Chauſſee von St. Marie auf St. Privat, wieder Schützenſchwärme, von Kolonnen gefolgt. Das mußte die erſte Brigade ſein.

Wie ein feuerſprühendes Kaſtell lag dies St. Privat dort oben auf der Höhe —

„Vorwärts! Vorwärts!“

Dann und wann mußte er ſtehen bleiben, um Luft zu ſchöpfen, weil die Kräfte verſagen wollten vom raſenden Lauf. Mein Gott, wie ſah die Schützenkette aus? Sie ſchmolz zuſammen, von Minute zu Minute mehr. Schon waren die anderen Züge eindoubliert. Mit den letzten ſprengte Hafften in die Front. Schwang noch einmal den Degen: „Vorwärts, Grenadiere! Vorwärts, Kinder!“ Schwankte im Sattel, glitt herab. „Mir nach!“ rief Schulenburg, der Premier, ſtürzte nach vorn, riß die Schützen wieder ein Stück vorwärts —

War's Mannesmut, der ſie alle, alle vorwärts trieb? War's die eiſerne Diſziplin? War's ein unwillkürliches Gefühl, daß die Rettung nur noch vorwärts liege? Was verſchlug's! Sie kamen vorwärts, die Grenadiere. Wie jemand ausſchreitet im ſchwerſten Wetter, den Kopf gebeugt, den Nacken gebeugt, ankämpfend, ſo kamen ſie vorwärts. Mancher hatte den Arm erhoben, ſchob ihn vors Geſicht, als könnte er ſich ſo ſchützen, wie man ſich gegen einen Regenſchauer ſchützt; ſchaute nicht rechts noch links, ſchritt aus, ſchritt aus: „Vorwärts! Vorwärts!“

Und immer ſtärker, immer gewaltiger wurde das Feuer. Der Hang dort drüben, das Dorf ſprühte Verderben. Mehr und mehr ſchoſſen ſich die Batterien ein; dicht

vor, in der Linie, die dünner und dünner wurde, ſchlugen die Granaten nieder, ſchleuderten ihren Sprengſtückkegel zwiſchen die Schützen; die Mitrailleuſen mähten die Front entlang . . .

Und dennoch, dennoch, die Grenadiere kamen vorwärts! Hoch auf ſchlug es in Berkenfeldes Bruſt: es war doch etwas Wunderbares um Preußens Garde! „Vorwärts! Vorwärts!“ Die Trommeln wirbeln. Dumpf nur hört man's in dem Getöſe, in dem Sauſen der Chaſſepotkugeln, im Schwirren der Sprengſtücke — ja, und unter dem Ächzen der Niederbrechenden, der zum Tode Verwundeten: „Vorwärts! Vorwärts!“

Dann wieder ein kurzer Halt. „Hinlegen!“ Nur der Offizier bleibt aufrecht ſtehen. Er ſoll ein Beiſpiel ſein, ein Vorbild ſoll er ſein.

. . . man hat Terrain gewonnen. Wir . . . drüben die Kameraden auch. Aber der Weg nach dem Ziel iſt noch weit, weit! Ein Blick nach rückwärts! Nein, nicht dort hinſehen! Nicht auf das Blachfeld, bedeckt mit Toten und Verwundeten. Nicht auf den dunkeln Strom, der von drüben her, wo die Kameraden ſich verbluten, ſich zurückwälzt auf St. Marie, auf den Strom der Bleſſierten, die bei den Verbandſtätten Hilfe ſuchen.

Da kommt der Oberſt angeſprengt. Im kühnen Sprung nimmt ſein ſchöner Rappen den Chauſſeegraben. „Vorwärts, vorwärts!“ Gleich drauf ſtürzt der Gaul in die Kniee, ein Granatſplitter hat ihm die Bruſt zerriſſen, ein anderer Boltenſtein das Schulterblatt zerſchmettert. „Lazarettgehilfe!“

„Vorwärts! Vorwärts! Tambour — ſchlagen!“

Es ſind doch nicht nur Helden, die Grenadiere. Da will einer, ein Unverletzter, liegen bleiben, ſtarrt mit angſtverzerrtem Geſicht, mit verglaſten Augen. „Auf, Berg! Auf! Zum Geier!“ Und rechts und links packen ihn ein paar Kameraden, unſanft ſtößt ihn ein Gewehrkolben in den Rücken. „Schäm dich!“ ruft Langhans, der Berliner. „Elender Drückeberger!“ Vorwärts! Vorwärts!

Die Fahne iſt bei der Kompagnie. Sergeant Rürich, der ſie ſchon 66 zum Siege getragen, trägt ſie auch heut. Immer vorn iſt er. Immer der Erſten einer, die aufſpringen, vorwärtsſtürmen. Aber — nun — nun bricht er zuſammen. Dicht neben dem Premier. Der greift nach dem Feldzeichen, hält es hoch, ſtürzt vornüber im ſchnellen, gnädigen Tod. Kruſe, der Priegnitzer, hat die Fahne gefaßt, ſie flattert wieder im Winde.

„Vorwärts! Vorwärts!“ Nun iſt Berkenfelde der letzte Offizier der Kompagnie. Der einzige —

... der Kompagnie? Ein Häuflein nur iſt's noch. Ein paar Gruppen ſind's, auf eine dünne, dünne Linie auseinandergezerrt. „Tambour, ſchlagen!“ Kein Wirbel tönt. Kasling, der Feldwebel, meldet kurz, bitter: „Brückner war der letzte. Ihm iſt eben das rechte Handgelenk zerſchmettert.“

Vorwärts! Vorwärts! Es muß auch ohne Trommelwirbel gehen —

Wenn man nur erſt auf Feuernähe heran wäre! Wenn das Zündnadelgewehr ſo weit reichte wie das Chaſſepot. Dann und wann heben einzelne Grenadiere im unwillkürlichen Gefühl der Vergeltung die Knarre, knallen los. „Nicht feuern! Nicht feuern! Erſt heran ſein — was ein braver Kerl iſt, folgt mir! Hierher! Hierher!“

Und noch einmal läßt ſich die dünne Schützenlinie vorwärts tragen. Noch einmal —

Dann liegt ſie feſt. Nicht nur Berkenfelde mit ſeinem Häuflein, auch rechts und links, ſoweit das Auge im dichten Pulverdampf ſehen kann. Alles, was vom Regiment noch übrig iſt. Alles, was von der erſten, was von der Grenadierbrigade noch lebt, liegt feſt. Etwa ſiebenhundert Schritt von St. Privat, etwa vierhundert Schritt von den vorderſten feindlichen Schützen, die allmählich zurückgehen.

Der Angriff der preußiſchen Garde iſt ins Stocken gekommen. Er iſt — geſcheitert. Die Hälfte, mehr als die Hälfte der Grenadiere liegt tot, verwundet zwiſchen St. Marie und St. Privat. Nur noch Trümmer, ausgebrannte Schlacken ſind am Feinde. Nur noch wenige Offiziere bei ihnen —

Aufrecht ſteht Berkenfelde zwiſchen den Schützen, die in der Ackerfurche kümmerlichen Schutz ſuchen, ſich mit den Händen die ſtaubtrockene Erde zur Deckung zuſammenſcharren. Es iſt ein ſeltſames Wundern in ihm: daß er noch lebt. Aber ſeine Bruſt weitet ſich: ihm iſt's, als wäre er erſt in dieſer Stunde ein Mann geworden. Weit, weit liegt das Grübeln hinter ihm, verſunken iſt's und kann nie wieder auferſtehen. Schrecklich der Krieg! Schrecklich die Schlacht! Gerade dieſe Schlacht heut vor hundert anderen — gewiß. Aber beſeligend, erhebend, groß das Überwinden, das Starkſein und Starkbleiben . . . bis zum Tode . . .

Kein Held darum. Aber ein Mann, ein aufrechter Mann —

. . . in dieſer kurzen Stunde zum Mann geworden.

Ja, iſt's denn wirklich nur eine Stunde, was wie eine Ewigkeit ſchien?

Er zieht die Uhr: halb ſieben. Halb ſieben erſt . . . in dreißig Minuten hat ſich das Regiment verblutet, bis auf dieſe ſchwachen Häuflein hier, auf die noch immer mit unverminderter Gewalt das Feuer herabſprüht.

Und was nun?

Ausharren bis zum letzten! Irgendwie, irgendwoher muß doch Hilfe, muß Rettung kommen.

Jetzt mögen die Grenadiere die Zündnadel brauchen. Die Entfernung iſt noch groß, immerhin —

Der Pulverdampf weht, webt über die dünne Linie. Man fühlt förmlich, wie es die Herzen erleichtert, dem Feinde den Gegengruß hinüberſchicken zu können, nicht mehr ganz wehrlos zu ſein. „Langſam feuern, Kinder! Wir werden die Patronen noch brauchen!"

Plötzlich ſteht Uhlenhuth, der Reſerve-Unteroffizier, auf. „Nein, ſo was, ſchießen die Kerle mit Standviſier. Wollt ihr wohl ſo gut ſein und die große Klappe hochſchlagen." Und langſam geht er im tollſten Feuer die Schützenkette entlang, korrigiert hier die Stellung, inſtruiert über die Diſtanz. Ganz wie im Frieden. Das Feuer wird ruhiger. Bravo, Uhlenhuth! Wunder wirkt ſolch Beiſpiel.

Berkenfelde fällt ein: er hat noch eine Zigarre in der Taſche. Er nimmt ſie heraus, wendet ſich an die Nächſtliegenden: „Hat denn keiner Feuer für mich? Ich kann mir meinen Tobak doch nicht am feindlichen Feuer anſtecken." Gleich ſtrecken ſich ihm ein paar Streichholzſchachteln entgegen, und er ſieht in lachende Geſichter. Wahrhaftig, ſie lachen. Wie wundervoll, daß ſie lachen können!

Da iſt Marheinke. Hat natürlich noch etwas zu knabbern. Aber er faßt ſeinen Leutnant am Rockſchoß: „Knien Herr Leutnant doch man wenigſtens nieder," bittet er. „Nein, Marheinke, du mußt das einſehen: das geht nicht." Und bleibt ſtehen. „Alle Kugeln treffen nicht, Marheinke, guter Kerl." Zündet ſeine Zigarre an, ſchmaucht. „Schmeckt beſſer, als der verd— Pulverdampf. Ich wollte, ich könnte jedem von euch 'n Tobak geben. So muß ich für euch alle rauchen." Sie lachten wieder. Wundervoll, daß ſie lachen können.

Nein, wirklich, alle Kugeln treffen nicht. General von Pape kommt geritten. Der Diviſionskommandeur in der Schützenkette! Die ganze Linie reitet er entlang. Sehr ernſt iſt ſein Geſicht. Aber er hat für jedes Häuflein ein paar freundliche, anerkennende Worte: „Habt ihr brav gemacht, Grenadiere! Nur aushalten — wir kriegen ſie ſchon noch! Es kommt Hilfe — ihr könnt euch auf mich verlaſſen."

Bei Berkenfelde hält er einen Augenblick, läßt ſich berichten. Der Leutnant will die Zigarre fortſtecken. Aber der General winkt: „Laſſen Sie nur, Berkenfelde. Ich wollte, Ihr Vater hätte Sie noch ſo ſehen können, mit der brennenden Zigarre in dem Höllenfeuer."

Immer noch iſt es ein Höllenfeuer, immer noch ſpeit es aus St. Privat Tod und Verderben. Jetzt ſieht man's deutlich, ſobald ſich der Pulverſchwaden einmal hebt: unter, hinter der Umfaſſungsmauer liegt die vorderſte Linie, Mann neben Mann; dahinter iſt jedes Haus, jedes Fenſter, jede Dachluke beſetzt. Unerſchöpflich ſcheint ihr Munitionsvorrat. Manchmal ebbt auf einen Augenblick das Feuer ab, aber gleich darauf raſt es wieder los.

„Donnerwetterchen!“ meinte der Kronide, die verdrehte Schraube. „Ich hab doch manches erlebt in meinem reichlich bewegten Daſein. Aber ſo toll war's ſelbſt bei Buttle Run nicht. Und das iſt nun beinah meine letzte Patrone.“ Er ſchiebt ſie bedächtig in den Lauf. „Ja, Kinderchen, ich hab ſchon mal ſo 'ne letzte Patrone verfeuert. Da ſagte mir mein Freund, der General Stewart: ‚Krönechen,‘ ſagte er, ‚drüben ſteht ſolch verfl— langer Oberſt. Putz mir den mal weg.‘ Schwapp, lag der Kerl. Seht ihr, jetzt werd ich mal die lange Latte da drüben wegputzen —“

„Kavallerie von links!“

Uhlenhuths Jägerauge hat ſie zuerſt erſpäht. Chaſſeurs ſind es, die in einem dichten Schwarm nördlich St. Privat zur Attacke hervorbrechen. Ein leichtes Spiel mag's ihnen dünken, die armſeligen deutſchen Trümmer niederzureiten. Doch ſchon knattern die Zündnadeln. Berkenfelde war vorgeſprungen: „Stopfen! — Legt an, Feuer!“ Die Salve ſchlug in die Reiter. Schnellfeuer folgte. Die Schwadronen wandten zur Flucht.

Es war nicht mehr als eine Epiſode. Aber der ſchnelle Erfolg brachte ein Aufatmen. Man war doch noch nicht ganz widerſtandsunfähig. Man konnte ſich doch noch wehren. Und ſo lange man ſich wehren konnte, durfte, mußte man hoffen —

Die Munition beginnt knapp zu werden. Die Grenadiere kriechen in den flachen Erdfurchen nach rechts und links, um die Patronentaſchen der toten Kameraden zu leeren.

Da lag auch Grun, lang hingeſtreckt. Er hatte nicht gelitten, gerad in die Schläfe, dicht unter dem Helmrand,

war die Kugel eingedrungen. Einen friedlichen Ausdruck trug das Geſicht, all das Verbiſſene, Trübſinnige ſchien der ſchnelle Tod ausgelöſcht zu haben. Ihm war wohl. Berkenfelde kniete nieder, riß ihm den Rock auf. Wahrhaftig, da ſtak der Brief, auf dem zerknitterten, durchſchwitzten, nicht einmal geſchloſſenen Umſchlag die Adreſſe in eckiger, grober Bauernſchrift. Es ſoll beſorgt werden, armer Kerl — wenn wir ſelber dieſen Tag überleben —

Dieſer Tag . . . wollte er denn kein Ende nehmen? Schon dämmerte es leicht. Die ſiebente Stunde war vorüber.

In all der Zeit des blutigen Vorgehens über den endloſen Hang, des harten Ausharrens in ungedeckter Stellung, in dieſer letzten ſchwerſten Stunde der Reſignation hatte Berkenfelde gehofft, mit heißem Sehnen darauf gewartet, daß von rückwärts her die preußiſchen Gußſtahlröhren helfen, retten ſollten. Dann und wann ſah er auch beim Feinde, daß eine vereinzelte Granate einſchlug, wie ſich dann die Rothoſen duckten, ſich auseinanderſchoben, wie an der Stelle des Treffers auf ein paar Augenblicke das mörderiſche Feuer verſtummte. Aber was nützten die wenigen Schüſſe? Schlag auf Schlag mußten die Granaten in dies Bollwerk drüben einſchlagen, es zerſchmettern, es vernichten —

Nun endlich will die Hoffnung, die letzte, ſich erfüllen. Nun endlich kommt die Vergeltung! Im hohen Bogen ſauſen die Granaten über die Schützentrümmer hinweg, nicht einzeln mehr, nicht in langen Pauſen: Schlag auf Schlag ſchmettern ſie in den Feind, auf die weißen Mauern, in die roten Dächer. Zu Dutzenden kommen ſie, zu Hunderten. Und nicht von rückwärts nur. Auch aus nördlicher Rich-

tung. Dicht und dichter. Das müſſen die Sachſen ſein — endlich! Endlich!

Deutlich erkennbar drüben die Wirkung. Matter wird das verheerende Chaſſepotfeuer. Die feindlichen Geſchütze verſtummen. Eine Unruhe iſt zwiſchen den Franzoſen, faſt, als gingen einzelne Gruppen, hier und dort, zurück. An ein paar Stellen ſteigt dichter, dicker Rauch über dem lagernden Pulverdampf hoch. Flammen züngeln daraus empor, mehr und mehr, ſtärker und ſtärker, bis zur leuchtenden Lohe. Das Dorf brennt —

Ein Reiter jagt in ſauſendem Galopp die Linie entlang. Ein Gardehuſar auf leuchtendem Schimmel. Er ſcheint gegen die Kugeln gefeit. Überall ſieht man ihn. Berkenfelde kennt ihn: Leutnant von Esbeck-Platen iſt's, Ordonnanzoffizier der Diviſion. Er ruft mit hell ſchallender Stimme in die Trümmer der ſtolzen Regimenter hinein: „Die Sachſen kommen! Auch das zehnte Korps kommt!"

Noch einmal blickt Berkenfelde nach rückwärts. Eine lange, lange, feuernde Artillerielinie erkennt er; längs der Chauſſee von St. Marie her geſchloſſene Kolonnen; über den Ort hinaus, gen Nordoſten neue Schützenlinien, Maſſen, Maſſen. Und alles im Vormarſch, im Vorwärtsfließen —

Und ihm iſt's, als töne durch das Getöſe der Schlacht von fernher wirbelnder Trommelſchlag —

Einem Wunder gleicht's: plötzlich kommt in die dünne, ſchwache Schützenlinie Bewegung. Die Grenadiere richten ſich auf. Auch ſie ſpähen um ſich. Ein Aufleuchten in den geſchwärzten Geſichtern. Kaum eines Befehles bedarf es. Hier eine Gruppe, dort ein Häuflein, alles was noch Kraft und Leben hat, ſpringt empor —

Da iſt noch Günther, ein Horniſt. „Schnell avancieren!“ ruft ihm Berkenfelde zu. Schon tönt das gleiche Signal von rechts und von links her. Es reißt auch die letzten auf aus den Reihen der toten Kameraden. „Vorwärts! Vorwärts! Jetzt gilt's! Jetzt oder nie!“

Und ſie ſtürzen, ſtürmen voran, dieſe ſchwachen, zerſchmetterten Kompagnien, Bataillone, Regimenter, Mannſchaften, Generäle, Stabsoffiziere, Hauptleute, Leutnants — alle in einer Linie, mit der letzten gewaltigen Anſpannung von Geiſt und Körper, im unwiderſtehlichen Willen zu ſiegen. Sie ſtürzen und ſtürmen voran, einer den andern überholend, wetteifernd, von Oſt und Nord, Grenadiere, Füſiliere der Garde, die wackeren Sachſen vom 100. und 101. Regiment. Wie eine Flutwelle branden ſie gegen die Mauern, in einem Anlauf dringen ſie bis zum Dorfeingang vor, zwiſchen die brennenden Häuſer, in die Gärten hinein mit ihrem donnernden Hurra! Hurra! Überall, überall weichen die Rothoſen aus der Liſiere zurück — ſetzen ſich wieder, hier und dort, werden mit dem Bajonett vorwärts getrieben, von Straße zu Straße, von Haus zu Haus —

„Hurra! Hurra!“

Ein Chaos iſt's im Dorf. Alle Regimenter wirbeln durcheinander, alle Verbände ſind gelöſt. Die Häuſer lodern. Noch immer ſchlagen preußiſche, ſächſiſche Granaten ein, unter Freund und Feind. Vom Nordeingang, von der Kirche her noch heftiges Feuer. Um jeden Brunnen ein Strudel der erſchöpften Ringer. Nur einen Trunk Waſſer! Waſſer! Gefallene, verwundete Franzoſen, Gefangene, einzelne, in Gruppen, in Scharen. Umgeſtürzte

Munitionswagen, Berge von geleerten Patronenkiſten. Ärzte in Hemdärmeln. Schmerzensſchreie, dumpfes Stöhnen und dazwiſchen immer wieder das donnernde: Sieg! Sieg! Hurra! Hurra!

Nur ein paar ſeiner Grenadiere hat Berkenfelde um ſich. Den Priegnitzer Kruſe, der noch immer die Fahne trägt, Uhlenhuth, die beiden Berliner, einige andere. Er drängt mit ihnen vorwärts, immer vorwärts durch all das Gewühl hindurch, dem Oſtausgang zu. Wie im Rauſch iſt er, ſind ſie alle, alle. Es ſingt und klingt in ihnen. Der Donner der Geſchütze, das Krachen der platzenden Granaten, das Knattern des Kleingewehrs — das alles iſt ihnen zu einem hohen Liede geworden, zu einem Halleluja. Die Nerven zittern und beben, in ihrer ungeheuren Spannung wachſen neue Rieſenkräfte, wächſt Übermenſchliches empor.

Und nun ſteht er mit ſeinen Wenigen an der letzten Mauer. Vor ihm dehnt ſich die Hochebene. Weit drüben an den Steinbrüchen blitzen aus der Abenddämmerung die Geſchütze. Das Feld iſt bedeckt, beſät mit zurückflutenden Franzoſen, Schützenſchwärmen, dunklen dichten Kolonnen.

„Schnellfeuer! Die letzten Patronen, Kinder! Gebt's ihnen!“

Die Gewehre knattern —

Und er ſteht zwiſchen den Wenigen. Mit bebenden Gliedern, zitternd vor Erregung. Jeden einzelnen hätte er umarmen, ans Herz drücken mögen. Es jubelt in ihm. Er hebt noch einmal den Degen, er breitet die Arme: „Sieg! Sieg!“

* *
*

Die alte Frau ſaß in dem hochlehnigen Holzſtuhl auf der Veranda, von früh bis ſpät. Nun ſchon den dritten Tag.

Frühmorgens kam ſie heraus, ſaß den ganzen Tag, faſt ohne ſich zu rühren. Das ſpaniſche Rohr mit der Elfenbeinkrücke, mit dem ſie ſo lange regiert, lag neben ihr auf der eichenen Tiſchplatte. Niemand traute ſich recht zu ihr und an ihren Schmerz heran. Sie mußten ihr das Eſſen hinſetzen. Sie dankte nicht, nahm ein paar Löffel, ſchob den Teller zurück, ſaß und ſaß, bis der Abend ſank. Dann ging ſie, wortlos, in ihr Schlafzimmer, und niemand durfte ihr folgen. Einmal hatte es die Schwiegertochter verſucht. Da hatte ſie mit dem Krückſtock aufgeſtoßen. „Laß!“ Es war faſt das einzige Wort, das ſie in den drei Tagen geſprochen.

Keine Träne war in ihren Augen. Sie ſaß und ſtarrte geradeaus auf den breiten grauen Weg, der ſich vom Garteneingang durch die ſonnenverbrannten Raſenflächen bis zur Rampe zog. Derſelbe Weg, auf dem ſie als junge Frau ihren Einzug in Pinnow gehalten hatte, unter blumengeſchmückten Ehrenpforten hindurch, derſelbe Weg, auf dem ſie hinter dem Sarge ihres Mannes zum Friedhof geſchritten war. Hundert und aber hundert Gäſte, Verwandte und Freunde, hatte ſie des gleichen Weges kommen und gehen ſehen. Auf ihm ihre Söhne, die beiden Buben, mit der Kindermuhme erſt, mit dem Hofmeiſter dann, und endlich als junge Offiziere, wenn ſie zum Urlaub im Elternhauſe einkehrten.

Und nun ruhten ſie beide im fremden Boden. Im Böhmenlande der eine, ältere, in Frankreich der andere. Keinen deckte die Heimaterde. Als die Nachricht kam, in früher Morgenſtunde, war ſie ganz gefaßt geweſen. Ge-

faßt und ſtarr. Nur die breite Unterlippe hatte ſich ein paar Mal ſtark vorgeſchoben, wie im Krampf. Die Schwiegertochter ſchluchzte in tiefſtem Schmerz. Da ſagte ſie: „Du haſt zwei Söhne!“ Die Enkelin weinte. Da trat ſie an den Tiſch und legte den Zeigefinger ausgeſtreckt auf das Telegramm. „Lies!“ Es ſtand da: Er fand den Heldentod. Ein Wort des Troſtes hatte ſie nicht für die eine, nicht für die andere.

Und nun ſaß ſie doch, Stunde auf Stunde, in ihrem hochlehnigen Eichenſtuhl auf der Veranda und ſtarrte auf den langen ſtaubigen Weg hinaus, über dem die Auguſtſonne brütete. Faſt reglos ſaß ſie; nur die knochigen Finger griffen ineinander, löſten ſich und ſuchten ſich wieder, und dann und wann war es, als würgte ſie an einem Biſſen, den ſie nicht zwingen konnte. Sie machten alle einen weiten Bogen um die alte Frau, die Tagelöhner, wenn ſie von der Arbeit heimkamen und am Schloß vorüber mußten. Der Poſtbote ging auf einem Umweg gleich zu dem Seiteneingang im Souterrain. Auch als Grunwald, der junge Pfarrer, kam, um ſein Beileid auszuſprechen, war er ihr ausgewichen, als fühlte er, daß ſeine Troſtworte vergeblich ſein müßten.

Sie hatte ja auch geſtern, am Sonntag, in der Kirche gefehlt, zum erſten Mal, ſeit er in Pinnow im Amt war. Ein Dankgottesdienſt war es geweſen für die gewonnenen Siege — ein Trauergottesdienſt um die Gefallenen. Noch wußte man nur, daß der General auf dem Felde von Vionville geblieben war. Seitdem war aber ſchon die zweite große Schlacht geſchlagen, die von Gravelotte-St. Privat, über die geſtern die Depeſche des Königs gekommen: ‚Die

franzöſiſche Armee in ſehr ſtarker Stellung weſtlich von Metz heute unter meiner Führung angegriffen, in neunſtündiger Schlacht vollſtändig geſchlagen, von Paris mit ihren Verbindungen abgeſchnitten und gegen Metz zurückgeworfen.'

Auch die Frau Generalin war nicht beim Gottesdienſt geweſen. Fräulein Hedwig hatte allein auf der Herrſchaftsempore geſeſſen mit dem ſtolzen Geſicht, in das die verweinten Augen doch ſo ſeltſam gut hineinpaßten. Verweinte Augen: es gab deren viele in dieſen Tagen, die die Herzen jubeln und betrübt ſein ließen zu gleicher Zeit. Die Linken, die Tagelöhnerin vom Schloß, hatte ihren Mann im Felde. Marzankes Älteſter ſtand bei den Garde-Dragonern, Wilhelm Kule bei den Züllichauer Ulanen, der Franz Salzmann bei der Artillerie. Und um jeden einzelnen ſorgten und bangten Eltern und Geſchwiſter, bangte manch Mädchenherz. Der junge Pfarrer hatte es noch nicht erlebt, ſolange er in Amt und Würden war, daß im Gottesdienſt ſo viele Tränen gefloſſen waren. Es ging ihm glatt herunter, als ſein blondes Frauchen ihm nachher, auch mit feuchten Augen, ſagte: „Das haſt du heut wunderſchön gemacht, Johannes. Wir haben alle weinen müſſen, ſo ergreifend ſprachſt du.“ Aber er ſchüttelte doch ernſt den Kopf: „Nein, Dorothee, dazu haben meine Worte das wenigſte getan. Es iſt die Zeit, die die Herzen weich macht und empfänglich.“

Er ſah ſie im Geiſt noch jetzt alle vor ſich, wie er ſie im Geſtühl geſehen: die lederharten Geſichter der alten Männer mit den wenigen Tränen auf der pergamentenen Haut, die ſchluchzende Matrone, die in das bunte Sonntagstaſchentuch weinte, die jungen Frauen und die Mädchen, die ver-

geblich gegen die hervorbrechenden Tränen anzukämpfen verſuchten.

Und dann die eine, das brandrote Mädchen auf der Kantorsbank. Er wußte genug von ihr, mehr als genug: die alte Baronin hatte ihm die Augen geöffnet. Die Auguſtine Ruſt war eine leichtſinnige Fliege, gelinde geſagt. Sie war auch verſtockt. Als er ihr ſehr ernſt, väterlich als Seelenhirte ins Gewiſſen zu reden verſuchte, hatte ſie es ihm mit trotzig gepreßten Lippen vergolten. Der alte Ruſt mochte ſeine Not mit dem Mädchen haben, war freilich auch ein ſchlechter Pädagoge, der nur mit dem Bakel zu regieren wußte, in der Schulſtube und im Hauſe . . .

. . . aber die Ergriffenheit des rothaarigen Mädchens heut in der Kirche, die war echt geweſen, aus Herzenstiefen geboren. Er hatte es deutlich geſehen: erſt ſaß ſie, wie ſie gewöhnlich ſaß, mit hochgerecktem Kopf — gerade ſo hochgereckt, wie ihn die Baroneß Hedwig trug — das Geſicht verbittert, die Augen halb geſchloſſen, um die Lippen einen faſt hochmütigen Zug. Dann war es über ſie gekommen. Eine Weile hatte ſie noch gekämpft. Ihr ganzer Körper ſchütterte dabei. Und dann hatte ſie geſchluchzt — geſchluchzt, als ob ſie allein wäre im Gotteshauſe. Schließlich lag der Kopf ganz vornüber, auf dem Geſangbuch, zwiſchen den Händen. Man ſah nur, wie der Nacken und die vollen Schultern bebten.

„Haſt du die Kantorstochter geſehn, Dorothee?“ fragte er plötzlich aus ſeinem Erinnern heraus.

Frau Dorothee legte eben den Talar zuſammen. „Die rote Hexe —“

„Aber Dorothee!“

Sie zog die Achſeln hoch. „Iſt ſie doch! Allen Mannsleuten verdreht ſie den Kopf. Der Lehnſchulzenſohn iſt wie toll hinter ihr drein. Ich begreif es nicht.“

Der Pfarrer war an ſeinen Arbeitstiſch getreten, ſchob an den Papieren herum, ſah nicht auf. „Dorothee, das klingt nicht hübſch aus deinem Munde. Ich hätte am meiſten Grund, über die Tine Ruſt zu klagen. Sie iſt mir nur ſtörriſchen Sinnes begegnet. Aber heut — heute — weißt du, Dorothee, wer noch ſo weinen kann, der iſt nicht ſchlecht.“ Er zögerte einen Moment. „Du ſollteſt dich des Mädchens ein wenig annehmen, Dorothee.“

Die junge, blonde Frau hatte den Talar in der weißen Hülle über den Arm genommen, um ihn wegzuhängen. Sie war ſchon nahe der Tür. Nun wandte ſie ſich doch. Sie ſah ein wenig erſtaunt zu ihrem Mann hinüber. Es kam ihr ein ganz wunderlicher Gedanke ... dieſe rote Hexe! Aber gleich wies ſie den Gedanken als häßlich und unwürdig zurück. Sie ſchämte ſich. „Ich will's verſuchen, Johannes,“ ſagte ſie warm. „Leicht wird's freilich nicht ſein.“

Er beugte ſich ſo tief über die Schreibtiſchplatte, daß ihm das Blut ins Geſicht ſtieg. „Nein — leicht wird es gewiß nicht ſein. Auch uns gilt jedoch das Wort: je ſchwerer die Arbeit, deſto reicher der Lohn.“

Da ging ſie. Und er ſetzte ſich vor ſeinen Arbeitstiſch. Er wollte die Predigt noch einmal durchgehen, die er im Filialdorf zu halten hatte. Aber er kam von dem einen Gedanken nicht los: um wen wohl die Auguſtine Ruſt, die ſie im Dorf die rote Hexe nannten, ſo herzzerreißend geweint haben mochte?

* * *

Die Generalin war am zweiten Tage, nachdem ſie die die Todesnachricht erhalten, nach Berlin gefahren. Es litt ſie nicht mehr in dem todesſtummen Hauſe, unter den Augen der alten Frau, deren ſtarrer Schmerz um den Sohn die eigene Wunde immer tiefer riß.

In ihr war auch im Leid der ſtarke Trieb nach einer Betätigung. Sie konnte nicht ſtille ſitzen und ſich ausweinen. Sie mußte etwas beginnen, irgend eine Ableitung ſuchen, ſonſt erſtickte ſie. Das einte ſich alles in der großen Herzensſehnſucht, die ſterblichen Reſte des Geliebten aus der Fremde zu holen und in der Heimaterde zu betten. Es kam aber noch etwas anderes hinzu: die Sorge um die Söhne.

Die Nachrichten über die Schlacht von Vionville waren bei ihrer Abreiſe noch ſehr dürftig geweſen. Das Mutterherz ſehnte ſich und bangte. Aller Wahrſcheinlichkeit nach war Bruno im Feuer geweſen. Aber auch Kurt? Ob die Garde mitgeſchlagen hatte am 16., darüber berichteten die wortkargen Depeſchen noch nichts.

Hedwig hatte ſie bis zur Bahnſtation begleitet. Schweigend ſaßen ſie nebeneinander, während der offene Wagen durch den wundervollen Auguſtmorgen rollte. Der Weg führte faſt ganz durch Pinnower Gebiet, und jede Terrainwelle, jede Biegung der Straße, jedes Feld, jeder Baum erinnerte die Witwe an den geliebten Mann. Wie oft war ſie den gleichen Weg mit ihm gefahren. Dort für die Mergelgruben hatte er immer beſonderes Intereſſe gehabt; jenes lebhafte Intereſſe des Nichtlandwirts, über das die Mutter gern ein wenig hochmütig lächelte. Die Schonungen drüben, die im friſchen Grün leuchteten, hatte er ſo ſehr geliebt. ‚Das iſt gut angelegtes Kapital für unſere Jungens!‘ Das

Wort klang ihr heut wieder im Sinn nach. Immer hatte er die Sorge für die Kinder im Herzen getragen — die Sorge und die Sorgen — in großer väterlicher Liebe — —

Als der Wagen in die Chauſſee einbog, ſah ſie, kaum hundert Schritt entfernt, ein Bauermädchen kommen. Gleich darauf erkannte ſie Tine Ruſt, erkannte ſie eigentlich nur am leichten federnden Gang, denn die Kantorstochter trug nicht mehr ſtädtiſche Kleidung, ſondern den kurzen Rock der Bäuerin; nicht einmal einen Hut hatte ſie auf dem roten Haar.

Einen Augenblick zögerte die Generalin. Dann rief ſie dem Kutſcher zu: „Halt, Peters!“ Im gleichen Moment erſchrak ſie ein wenig. Sie dachte an Hedwig, ſah zu ihr hin. Aber Hedwig ſaß ſteif aufgerichtet, hatte wieder ihr ſtolzeſtes Geſicht. Wenn nicht die tief geröteten Augen geweſen wären, wenn man Hedwig nicht beſſer gekannt hätte, man hätte glauben können, ſie trüge nicht mit an dem ſchweren Leid dieſer Tage.

„Tine!“ Der Wagen hielt.

Es war etwas wie innerſtes Widerſtreben in den Bewegungen des Mädchens: wie ſie nur zögernd die letzten Schritte machte, zögernd auf den Anruf ſtehen blieb, mit einem faſt trotzigen Gruß.

„Wo kommſt du ſo früh her, Tine?“

Die Generalin hatte doch das Empfinden einer leiſen Unzufriedenheit mit ſich ſelber, daß ſie hatte halten laſſen. Es war aus der Augenblickserinnerung heraus geſchehen, daß ihr Mann in einem ſeiner letzten Briefe geſchrieben: ‚Sieh einmal nach Tine Ruſt.‘ Es war wohl auch im Mitleid geſchehen: das Mädchen hatte ſo Schweres durchlebt — und doch nicht nur aus eigener Schuld.

Aber wie ſie ſo daſtand, ohne zu antworten, wollte das Mitleid untertauchen. Es klang faſt hart, als ſie ihre Frage wiederholte: „Wo du herkommſt, Tine?“

„Von der Station — Exzellenz.“

„So früh. Was hatteſt du denn da zu tun?“

Da hob die Kantorstochter den Kopf. Wie ein Hochreißen war es. Das brandrote Haar gleißte im ſcharfen Sonnenlicht. Und Frau von Berkenfelde ſah in ein von Angſt und Gram zerwühltes Geſicht, in dem jede Muskel zu zittern ſchien.

„Es iſt wieder eine große Schlacht geweſen!“ Tine Ruſt ſchrie es hinaus.

Nun, plötzlich, wußte die Generalin, was das Mädchen in der Morgendämmerung hinausgetrieben hatte. Heimlich, daß der Vater es nicht merkte. Um halb ſechs kam der Frühzug von Berlin. Er brachte die erſte Poſt, brachte die letzten Nachrichten.

Es iſt wieder eine große Schlacht geweſen —

. . . und dort draußen, im fremden Lande, wo der geliebte Mann den Heldentod gefunden, ſtanden die Söhne in der Front!

Es iſt wieder eine große Schlacht geweſen —

Lieber Gott, lieber Gott, ſei barmherzig! Laß mir die Kinder! Erbarme dich meiner, lieber Gott! Bruno . . . Kurt . . . nimm ſie mir nicht . . .

Wie eine ſchwere Wolke ſenkte es ſich über die Mutter. Sie griff nach der Seitenlehne, fragte haſtend: „Weißt du Näheres?“

„Wir haben geſiegt. Natürlich — wir ſiegen ja immer! Weiter weiß ich nichts.“ Sie ſchrie es nicht mehr.

Aber ſie ſtieß es heraus wie eine bittere Anklage. Und ihre Augen ſprühten Leidenſchaft. Haß ſprühten ſie zu dem kühlen, ſtolzen Geſicht hinüber: Dich, Hedwig Berkenfelde, freut der Sieg wohl noch, wenn er — er — verblutet iſt!

Das ſah die Generalin nicht. Sie ſah nur den heißen Schmerz, die Angſt, die Angſt. Dieſelbe Angſt, die ihr das Herz zerriß.

Sie wurde weich und rang nach einem guten Wort —

„Exzellenz, wenn wir noch zurecht kommen wollen . . .“ Peters wandte ſich um.

Da ſtreckte ſie die Hand aus, zu dem armen Mädchen hinüber, und fand das Wort: „Nicht verzagen, auf Gott vertrauen, Tine!“ Vielleicht tat es nicht das Wort, vielleicht tat es der Ton. Das Mädchen ſtürzte vor, griff nach der Hand — eine große, heiße Träne fiel darauf . . .

Peters hieb auf die Pferde ein. Es war wirklich höchſte Zeit. Der Staub wirbelte auf.

Und wieder ſaßen ſie ein paar Minuten wortlos nebeneinander im Wagen. Wieder war in der Älteren eine leiſe Befangenheit, die Unſicherheit: haſt du richtig daran getan, das Mädchen anzuſprechen, in Hedwigs Gegenwart? Aber zugleich keimte der Verdruß in ihr: warum iſt ſie ſo ſteinern — ſogar zu mir? All dieſe Zeit — und jetzt! Ich bin ihr Mutter geweſen durch Jahre, ich glaubte, ich hätte ihr Herz, hätte mir ihr Vertrauen erworben und verdient. Aber ſie ſchweigt, ſchweigt, frißt allen Kummer in ſich hinein. Warum iſt ſie ſo anders geworden, ſo ganz anders? Seit jenem Tage . . .

Mit einem Male fühlte ſie ihre ganze Verlaſſenheit:

an jenem Tage war Wilhelm bei uns, ich hatte ſeine Hilfe, ſeinen Beiſtand. Nun bin ich allein —

Die Erinnerung war ſo mächtig, ſo überwältigend ſtark, daß ſie laut aufſchluchzte. Die Tränen traten wieder in die Augen. Mit bebender Hand zog ſie das Taſchentuch, ſchob den Schleier hoch. Und während ſie die Augen trocknete, dachte ſie ſchon weiter, dachte an ihre Kinder — und daß Hedwig ihr nie anders als eine Tochter geweſen — und daß Hedwig ihren Älteſten, ihren Bruno liebte . . .

Sie ließ das Tuch in den Schoß fallen und griff nach der Anderen Hand. „Es iſt wieder eine Schlacht geweſen, Hedwig.“ In aller Mutterangſt ſtieß ſie es hervor.

„Ja . . . wir haben wieder geſiegt.“

Ganz anders klang das, als es vorhin von den zuckenden Lippen der roten Tine gekommen war. Ein Klingen faſt wie ein Jubelton war diesmal darin.

Tief ſank der Kopf. Sie konnte nicht weiter ſprechen. ‚Da hab ich immer gemeint, ich ſei eine tapfere Frau‘, dachte ſie. ‚Nein, nein . . . ich bin keine Heldenmutter. Ich will's auch nicht ſein . . .‘ Aber ſie fühlte, es hatte ſich eine Kluft aufgetan zwiſchen ihr und dem Mädchen an ihrer Seite, dem ſie Mutter geweſen war, Jahr um Jahr, und der ſie eine treue Mutter zu bleiben ſich gelobt hatte, gerade in jener Stunde.

Hedwigs Rechte hatte ſich leiſe gelöſt. Ganz feſt preßte ſie nun ihre beiden Hände ineinander. Sie wußte, Tante hatte ſie nicht verſtanden, hielt ſie für hartherzig. Lieber Gott . . . für hartherzig! Weil ſie nicht mehr weinen, nicht immer, nicht immer weinen konnte, wo ihre Augen ſchon

in ſtillen, heimlichen Stunden wie ausgedörrt waren von Tränen. In den ſtillen, heimlichen Stunden, die nicht nur heut und nicht nur geſtern geweſen waren, ſondern Wochen nun ſchon. Tante konnte das nicht begreifen, ihr nicht nachfühlen. Niemand vielleicht. Auch nicht die Großmutter. Wie hätte ſie ihnen ſagen dürfen, daß ſie über Liebe und Haß in dem einen Troſt ſuchte: wir haben geſiegt!

* * *

Die Generalin war dennoch eine tapfere Frau.

Fernab von der Heerſtraße lag Pinnow. Nur verhalten, abgeſchwächt drang der Geiſt der Zeit über Land. Mochte er einzelnen Leid bringen, mochten alt und jung an jeder neuen Nachricht Anteil haben wollen, mochten heiße Bitten und Gebete auch hier, täglich und ſtündlich, zum Herrn der Heerſcharen emporſteigen: die Bilder, die der Krieg auch in der Heimat ſchuf, zogen doch andere Wege.

Als der Zug in den Frankfurter Bahnhof einrollte, war gerade ein ſchier endloſer Zug aus entgegengeſetzter Richtung gekommen: ein Gefangenentransport, der nach den ſchleſiſchen Feſtungen beſtimmt war. Auf dem Perron ſtanden lange Tiſche, eine Kaffeeküche war eingerichtet. Die Gefangenen durften ausſteigen.

Weit beugte ſich Frau von Berkenfelde vor. Es waren die erſten franzöſiſchen Soldaten, die ſie ſah.

Die meiſten trugen's leicht, ſchien es. Des Schwatzens und Lachens war kein Ende unter den jungen Leuten, und ſie ließen ſich den Milchkaffee ſchmecken; nur das ſchwarze Brot ſchoben ſie mißtrauiſch beiſeite. Aber dann waren auch andere da, ältere Männer mit Medaillen auf

der Bruſt, die düſter dreinſtarrten und in deren Geſichtern die Trauer ſtand, Troupiers, die wohl ſchon in Algier oder in der Krim mitgefochten hatten und es nimmer begreifen mochten, daß das Kriegsglück von der Großen Nation gewichen ſein ſollte. Und wieder andere, bewegliche kleine Kerle in bunten, phantaſtiſchen Uniformen mit brauner Haut und glitzernden, ſcharfen Augen, Zuaven und Turkos, die heftig geſtikulierten, ſich truppweiſe vordrängten, bis einer der pommerſchen Landwehrmänner, ein Rieſe von Geſtalt, den einen, der nicht parieren wollte, hochhob, zweimal um ſich ſelber drehte und ſchließlich wieder ganz leicht und ſanft auf die Erde ſetzte. Und noch andere waren da, die in den Waggons ſitzen blieben, leicht Bleſſierte; der mit einem Pflaſter an der Stirn, der mit verbundenem Arm. Ein Militärarzt ging den Zug entlang, fragte hier und dort, lockerte den Verband, zog eine Binde feſt an. Dann ein paar Glockenſchläge, ein paar deutſche Kommandorufe: wie ein Bienenſchwarm, haſtend, ſchwatzend, lachend, mit all ihrer nationalen Lebhaftigkeit ſtoben die Reihen an den Tiſchen auf, ſtürmten den Wagen zu, ſtießen ſich, drängten, ſchrieen, ſchnitten Kapriolen — — —

Das alſo waren die Feinde — und hatten ſich doch wie Löwen geſchlagen.

Tief prägte ſich ein letzter Eindruck der Generalin ein. Als der Zug ſchon in Bewegung war, ſah ſie an einem Wagenfenſter einen alten Soldaten ſtehen, mit Treſſen am Rockaufſchlag, wohl einen Sergeant. Er hatte das Käppi zwiſchen den Händen, das Haupthaar und der ſpitze Kinnbart waren ergraut, faſt weiß. Über das gefurchte Antlitz liefen die dicken, ſchweren Tränen.

Solch einer mochte die Jungen, Leichtfertigen hinreißen können, fortreißen, dem Tode entgegen. Und weinte nun vielleicht, daß der große Schnitter gerad ihn verſchont hatte.

* *
*

Um die Mittagsſtunde kam Frau von Berkenfelde in Berlin an. Sie ſtieg im Hotel de Rome ab.

Es war der Sonntag. Unter den Linden wogten die Maſſen noch ſtärker als gewöhnlich an Feſttagen um die Mittagszeit. Auf vielen Häuſern, aus einzelnen Geſchäften flatterte die Preußenfahne, ſchwarz-weiß. An der Ecke der Friedrichſtraße ſtauten ſich die Menſchen. Zuerſt erkannte die Generalin den Grund nicht; dann ſah ſie eine Droſchke, einen Offizier darin und einen Unteroffizier, zwiſchen ihnen hochaufgerichtet ein erobertes franzöſiſches Feldzeichen. Hell leuchtete der goldene Adler, die Fahnenbänder der Trikolore hingen herab zwiſchen friſchem Grün. Alles grüßte, ſchwenkte den Hut —

Endlich hielt der Wagen vor dem Hotel. Gerad als Frau von Berkenfelde ausſtieg, donnerte ein Kanonenſchuß, dann noch einer.

Sie war doch ein wenig nervös, ſchrak zuſammen, fragte den Portier: „Was iſt das?“

Da war auch ſchon Herr Mühling ſelbſt, der Beſitzer, eilte herbei: „Sie ſchießen im Luſtgarten Viktoria, Exzellenz.“

„Weiß man ſchon Näheres?“

„Wenig nur. Aber wenn Exzellenz eine Zeitung einſehen wollen —“

Dann ſaß ſie oben, in ihrem Zimmer, nahm ſich nicht die Zeit, Hut und Mantel abzulegen, hatte die Kreuzzeitung in der bebenden Hand.

Es war wirklich nur wenig, was die Zeitung brachte, bringen konnte. Wenig — und ſo viel, ſo Gewaltiges. Die Depeſche des Königs vom Schlachtfelde von Gravelotte. Wenige Worte darüber, vom Augenblick geboren, die Stimmung des Moments widerſpiegelnd: ‚Der Sieg kommt vom Herrn. Ihm ſei die Ehre . . . Ein Hurra unſerem Heldenkönig Wilhelm, dem deutſchen Heerführer, deſſen greiſes Haupt Gottes Gnade aufs neue mit dem Siegerkranze geſchmückt hat.‘

Sie las. Und vom Luſtgarten her donnerten die Geſchütze, tönte der hehre Klang der Domglocken, zum Sieges- und Dankgottesdienſt ladend.

Ihre Hände ſchoben ſich zum Gebet ineinander. Ihr Herz füllte wieder die alte Tapferkeit. Sie verſtand plötzlich, warum Hedwig aus allem Schmerz und Leid heraus hatte triumphieren können: ‚Ja . . . wir haben wieder geſiegt!‘

Die Glocken verklangen.

Langſam faltete die Generalin das Zeitungsblatt auseinander. Auf das Eiſerne Kreuz, das die erſte Seite krönte, ſah ſie hin, lange. Das Eiſerne Kreuz von 1813, das nun neu erſtanden war. Des Vaters Bruſt hatte es nicht mehr ſchmücken können, aber den Söhnen — den Söhnen war es gewiß Herzenswunſch und Herzensſehnſucht. ‚Vorwärts mit Gott für König und Vaterland‘ ſtand im Halbkreis darum. Das Wort galt auch ihnen; ſie fühlte es: das Wort muß uns allen, allen, draußen im Felde und daheim, Richtung und Weg weiſen!

Eine Stunde ſpäter war die Generalin im Kriegsminiſterium.

Sie fand das Vorzimmer überfüllt. Auf allen Stühlen Frauen in Trauerkleidung, in den Fenſterniſchen Ziviliſten in ſchwarzem Rock, mit ſorgenvollen Geſichtern. Leiſes, verhaltenes Weinen, Geſpräche im Flüſterton. Ordonnanzen kamen und gingen. Dann und wann ein Stabsoffizier, ein Adjutant mit gefüllter Mappe. Es gab hier keine Sonntagsruhe.

Endlich wurde ſie vorgelaſſen. Sie kannte den Stellvertreter von Exzellenz Roon, den Oberſt Klotz, aus loſer geſellſchaftlicher Berührung. Er kam ihr ſofort entgegen, küßte ihr die Hand, ſprach tröſtend, voll Teilnahme.

Aber als ſie ihr Geſuch vorgebracht, hob er beide Hände: „Exzellenz, ich rate dringend ab. Die Verbindungen ſind ſchlecht. Sie würden mehrere Tage brauchen, um nach den Schlachtfeldern zu gelangen. Doch das iſt für mich nicht das Ausſchlaggebende. Ihr teurer Herr Gemahl ruht auf der Stätte, wo er den Heldentod fand. Kann es eine ſchönere Ruheſtätte geben? Und wenn der Boden, der ihn aufnahm, heut noch nicht deutſch heißt: er wird deutſch werden! Das dürfen wir hoffen, darauf dürfen wir vertrauen."

Sie ſchwieg.

Dann, plötzlich, überrann ſie wieder die heiße Sorge um die Söhne. Sie fragte, ob ſchon die Verluſtliſten eingetroffen wären, fragte, welche Korps im Kampf geſtanden—

„Haben Sie im Vorzimmer die Damen und Herren geſehen, Exzellenz? Die Mütter und Väter, die um ihre Kinder bangen? Ich kann ihnen allen leider keine Auskunft geben. Bis die Verluſtliſten hier ſind, werden noch Tage

vergehen. Auch über die Beteiligung der einzelnen Truppenkörper haben wir bisher nur unſichere Nachrichten. Freilich—“ er zögerte — „die Garde hat beſonders ſchwer gelitten.“

Die Garde! Kurt alſo — Kurt —

Aber ſie wollte tapfer ſein. Auf Gott vertrauen, hoffen —

In ihre Augen ſtiegen die Tränen. Doch ſie blieb aufrecht.

Aufrecht auch ſchritt ſie durch das Vorzimmer zurück. Sie fühlte, wie aller Augen auf ſie gerichtet waren. Nicht ſchwach werden! Auf Gott vertrauen, hoffen — hoffen —

In der langen Nachmittagsſtunde aber, in den endloſen Nachtſtunden trat die graue Frau wieder an ſie heran. Da half kein Wille und half kein Gebet. Die fiebernde Angſt ſchüttelte ſie, daß ſie immer aufs neue hätte aufſchreien mögen: Meine Kinder! Meine Kinder! Daß ſie die Hände in die Kiſſen krallte: den geliebten Mann hab ich hingeben müſſen! Iſt das Opfer nicht groß genug! Laß mir meine Kinder! Laß mir meine Söhne!

Bis in der dämmernden Morgenſtunde die Tränen kamen. Unter den löſenden Tränen dachte ſie dann, wie mit ihr Tauſende, Hunderttauſende in allen deutſchen Landen, arm und reich, hoch und gering, zagten und zitterten, ſorgten und bangten. Wie ſie nur eine von Unzähligen war, die gleiches Leid trugen. Und unter den löſenden Tränen gedachte ſie derer, die nicht im Siegesſturm die Kugel dahingerafft, die nicht den Heldentod gefunden, die in Blut und Wunden lagen. Noch einmal ſchrie es in ihr: Meine Kinder! Meine Kinder! Aber nun lag ſie mit ge-

ſchloſſenen Händen, und im Gebet rang ſich eine Pflicht und eine Aufgabe in ihr empor und füllte ihre Seele — —

* * *

Gegen Abend des nächſten Tages traf ſie in Pinnow ein. Sie hatte telegraphiert, der Wagen war an der Bahn. Peters ſah ſeltſam ernſt drein: „Gnädige Frau iſt ſehr krank.“

Mutter . . .

Sie kam an ein Sterbebett.

Bis geſtern zur Dämmerſtunde hatte die Greiſin auf der Veranda geſeſſen, anteillos ſcheinbar, gerade vor ſich hinſtarrend auf den breiten Einfahrtsweg zwiſchen den ausgedörrten Raſenſtücken. Um ſechs Uhr hatte Hedwig ihr einen Teller Suppe gebracht. Aber ſie hatte nur mit dem Kopf geſchüttelt.

Dann war ſie plötzlich, jäh zuſammengebrochen. Nach dem Krückſtock griff ſie noch, glitt vorüber, riß das ſpaniſche Rohr mit auf den Eſtrich, ſchrie ein einziges Mal auf.

Hedwig und die Mamſell brachten ſie zu Bett. Der Arzt wurde geholt, zuckte die Achſeln.

Eine Viertelſtunde lang lag ſie ſtill, im Geſicht, das ganz klein erſchien unter der ſchwarzen Haube, noch immer den harten, ſtrengen Ausdruck; dann wieder ſprach ſie haſtend, mit heiſerer Stimme, in abgebrochenen Sätzen. Wirr durcheinander — von der Ernte, vom Inſpektor, vom Kriege; ob es gewittere; von Moſes Meier, ihrem Hofjuden aus Zibingen, vom alten Ruſt. Das meiſte war unverſtändlich, aber bisweilen kamen Worte, Sätze, die darauf deuteten, daß das Bewußtſein nicht völlig erloſchen war.

Sie fragte: „Wo iſt Marie?“ Dann wieder: „Kurt ſoll meine Uhr haben.“ Einmal ſagte ſie: „Der Herr hat's gegeben — der Herr hat's genommen.“

So traf ſie die Schwiegertochter. Am Fußende des ſchmalen Bettes ſtand Hedwig. Sie reichten ſich die Hand, flüſternd —

Dann beugte ſie ſich über die Greiſin, nahm ihre Rechte, fragte: „Ich bin's, Mutter — erkennſt du mich nicht?“

Nein, ſie erkannte ſie nicht. Sie erkannte niemand mehr. Nur die Lippen bewegten ſich. Es war ſo ſchwer zu verſtehen, was ſie ſagte, ſagen wollte. Es konnte heißen: „Kommt Wilhelm nicht?“

Die Nacht verging ohne Änderung. Bisweilen ſchloſſen ſich auf Minuten die ſchweren Lider, dann ſah die Kranke wieder geradeaus mit weit offenen, fiebrigen Augen. Wollte plötzlich wiſſen, wer den Schlüſſel zum Weinkeller hätte, der Laroſe müſſe für Wilhelm bleiben. So verſtanden ſie wenigſtens. Dann wieder ein Bibelwort: „Wir leben oder wir ſterben, ſo ſind wir des Herrn.“

Grau dämmerte der Morgen durch die Vorhänge. Das Wetter war umgeſchlagen, der Regen peitſchte gegen die Fenſter. Als die Generalin einmal aufſtand, um den Senfumſchlag, den der Arzt angeordnet, zu erneuern, ſah ſie, daß der Garten im dicken, dichten Nebel lag. Wie ſchwarze Türme ſtanden die Pfoſten am Eingang.

Jetzt lag die Mutter ganz ſtill.

Hedwig war an die Kommode getreten, löſchte das Nachtlicht im Ölglaſe aus, kam zurück, ſtand neben der Tante, flüſterte leiſe: „Vielleicht wird es doch beſſer. Großmutter iſt ſo ruhig.“

Da ſchlug die Greiſin plötzlich wieder die Augen auf. Es war, als ginge ein Leuchten über das kleine Geſicht. Langſam, mühſam hob ſie die Hand . . .

Und ſie ſprach langſam, mit ſtarker Stimme, ganz deutlich: „Beide — beide ſind für unſeren König geſtorben . . .“

Die Hand ſank nieder.

Noch ein tiefes, tiefes Atemholen. Kein Krampf, kein Todesſchmerz. Ein einziges Aufzucken, und die Glieder ſtreckten ſich wie erlöſt von aller Erdenſchwere.

Die Schwiegertochter drückte ihr ſanft die Augenlider zu, küßte ſie auf die Stirn. Dann ging ſie, nach altem märkiſchen Brauch die Fenſter zu öffnen, in dem ſeltſamen, frommen Volksempfinden, daß der ſcheidenden Seele der Weg geöffnet werden ſolle zu den ewigen Höhen.

Als ſie ſich umwandte, ſah ſie im Dämmerlicht Hedwig über das Sterbelager gebeugt. Sah, wie das junge Mädchen ſich aufrichtete, ſah in das ſchöne Geſicht, in dem ſich ſo gar kein Schrecken vor dem Tode prägte. Wohl hing eine Träne in den langen Wimpern, aber die Züge waren ruhig und gefaßt. Als ob Hedwig Berkenfelde fühlte: ‚Nun ruht Großmutter aus nach langem Erdenwallen. Und ſchön war ihr Tod —‘

Der Tag kroch mühſam herauf. Ein trüber Auguſttag mit Sturmſtößen und Regenſchauern.

Sie hatten die Tote im großen Saale gebettet. Die Fenſter waren ſchwarz verhangen, der Gärtner hatte hohe grüne Topfpflanzen und weiß blühende Blumen gebracht. Auf den ſilbernen Kandelabern, die ſo oft den gaſtlichen Tiſch geſchmückt, brannten die umflorten Kerzen. Es kamen der junge Paſtor mit ſeiner blonden Frau, der alte Ruſt

kam, der Arzt; es kamen die Dienſtboten, die Tagelöhner, die Bauern und Koſſäten. Triefend vor Regen kamen ſie, ſtanden mit gefalteten Händen, wollten noch einmal die Patronin und Gutsherrin ſehen, die ſo ſtreng hatte ſein können und die doch für jede Not ein offenes Herz und eine offene Hand gehabt hatte.

Es war Mittag geworden.

Die beiden Frauen hatten haſtig ein paar Biſſen genoſſen, ſaßen im Wohnzimmer einander gegenüber in den tiefen Lehnſtühlen, ſchweigend nun. Es war wohl alles erledigt, was zu ſagen war, was der Tag forderte.

Noch mit keinem Wort hatten ſie von denen geſprochen, die ihrem Herzen die Nächſten waren. Als ob eine Scheu davor in ihnen wäre. In jeder die Scheu vor den Wunden der anderen. Und ſie warteten doch beide.

Es war die Stunde, zu der die Poſt kommen mußte.

Sie verbargen ſich voreinander. Aber manchmal lugte Hedwig auf, durch die beſchlagenen Fenſterſcheiben in den Regentag hinein. Manchmal erhob ſich die andere, ging mit müden, ſchweren Gliedern bis zur Tür, öffnete ſie, lauſchte hinaus nach der Treppe.

Seit Tagen hatten ſie keine Nachricht außer der einen furchtbaren, die den Tod des Generals gemeldet. Und ſie wußten doch: der eine mindeſtens dort draußen war immer ein fleißiger Briefſchreiber geweſen.

Eine Viertelſtunde verrann und noch eine. Die Kukkucksuhr an der Querwand meldete ſie, bis die Ältere aufſtand und das Werk abſtellte. Der Kuckucksruf im Totenhaus tat ihr weh.

Dann endlich — endlich lag die ſchwarze Ledermappe

vor ihnen. Aber der Schlüſſel fehlte, mußte erſt geholt werden. „Immer hat Mutter aufgeſchloſſen," ſagte die Generalin. Es war wohl das erſte Wort, das ſeit einer Stunde fiel.

Hedwig ſchüttete den Inhalt aus. Sie ſah einen Brief mit wohlbekannter Handſchrift, zuckte zuſammen, reichte ihn hinüber. Da ſchrie die Tante auf — und dann zog ſie den Brief an die Lippen, küßte und küßte ihn wieder.

Es währte eine lange Zeit, bis ſie ihn leſen konnte — den letzten Brief ihres Mannes, den er am Vorabend der Schlacht geſchrieben hatte, ſo voller Mut, voller Gottvertrauen und voll heißer, ſchlichter Liebe.

Hedwig hatte die anderen Poſtſachen durch die Hände gleiten laſſen, eine Karte beiſeite gelegt. Das, was ſie ſuchte, hatte ſie nicht gefunden. Nun ſaß ſie ſtill und ſah zu der Witwe hinüber, deren Kopf ſich tiefer und tiefer neigte. ‚Daß du ihr doch um den Hals fallen, mit ihr weinen könnteſt!' dachte ſie.

‚Sie tröſten!' Und ihre Gedanken gingen weiter ins trauernde Land hinaus. In wieviel tauſend Häuſern legten die Mutter und Schweſter, die Frauen und Bräute das ſchwarze Gewand an, wie viele Tränen floſſen in dieſen Tagen? Aber über Tod und Trauer und Tränen mußte doch der große Jubel ſein: Wir haben geſiegt!

Endlich ließ die Tante den Brief ſinken. Hob ihn gleich wieder und reichte ihn Hedwig hinüber. „Lies . . . nachher," ſagte ſie mit ihrer umſchleierten Stimme. Und fragte dann gleich, wie in wiedererwachter Angſt: „Sonſt . . . nichts?"

„Doch, Tante Marie. Eine Karte von Kurt."

Sie laſen beide: „. . . ich will Dir nur ſagen, daß ich unſeren lieben, guten Papa noch geſehen habe Er war gar nicht entſtellt . . . ganz friedlich ſah er aus, ſo daß er ſicher nicht gelitten hat Auch Bruno war bei der Beerdigung . . .'

Vom 17. Auguſt war die Karte.

Sie ſprachen es nicht aus, aber in beiden war der eine Gedanke: „. . . und am Tage darauf ſchlugen ſie bei Gravelotte und St. Privat.'

„. . . man hat uns erzählt, daß er wie ein Held ſtarb, uns allen ein Vorbild . . .'

„Bruno hat nicht geſchrieben?"

Hedwig ſchüttelte den Kopf. Sie ſah nicht auf. Sie konnte der Mutter nicht ins Geſicht ſehen.

Es war wieder ein Schweigen zwiſchen ihnen.

Plötzlich, in jähem Impuls, nahm die Ältere, die Mutter, beide Hände der Jungen. Immer noch ſchweigend. Zog ſie an ſich, fragte ganz leiſe: „Hedwig . . . Hedwig . . . du liebſt ihn doch?"

Da ſchluchzte das Mädchen auf und warf ihre Arme um der andern Hals. „Mutter!" ſchrie Hedwig. Nichts weiter. Als ob das eine, eine Wort alles ſagen könnte. —

Am dritten Tage wurde die Greiſin zur letzten Ruhe beſtattet. Das Herrenhaus ſchloß ſich.

Die Generalin reiſte nach Wiesbaden, wo ſie die Leitung eines Lazaretts übernehmen ſollte. Das hatte ſie ſchon in Berlin vereinbart. Mit ihr fuhr die Nichte. Auch ſie wollte heilen, helfen, tröſten. Arbeiten wollte ſie und ſich ſelber in der Arbeit zurückgewinnen.

Als der Wagen in der Frühſonne durch die langgeſtreckte Dorfſtraße rollte, ſtand eine Dritte hinter der Rot-

dornhecke des Kantorgartens. Sie ſah dem Wagen nach, mit heißen, ſehnſüchtigen Blicken, bis er hinter dem Lehnſchulzenhofe verſchwunden war.

„Ich komme euch nach!“ ſagte ſie ganz laut in den ſtillen Morgen hinein. „Ihr mögt es wollen oder nicht: ich komme euch nach!“

* * *

Miſter Theobald Krohn . . . Colonel Krohn . . . richtiger Grenadier Krohn von der Königlichen Achten hatte Pech. Das hatte er wohl in ſeinem vielbewegten Leben ſchon zu oft gehabt, als daß er ſich beſonders erſchüttert dadurch fühlen ſollte. ‚Extremity was the trier of spirits,‘ hätte er mit einer ſeiner großartigen Handbewegung geſagt — ‚Es ſei das Unglück Prüfſtein der Gemüter‘ — und damit würde er ſich auch mit der Tatſache abgefunden haben, daß das Pech nicht ganz unverſchuldet war. Er hatte jedoch auch einen Kameraden, den Berliner Fritz Langhans, in die mißliche ‚Choſe‘ mit verwickelt. Und nicht nur das: auch Lulu war Mitleidender.

Man wußte freilich noch nicht recht, wes Geiſtes Kind Lulu eigentlich war. Aber er war doch nun einmal da, und man trug die Verantwortung für das junge Blut. Am zweiten Tage nach St. Privat hatte er ſich plötzlich eingefunden, ohne eine andere Legitimation als einen grünen Kragen an ſeiner abgeſchabten Joppe und einen grünen Streifen um die Feldmütze, die freilich im Futter den Stempel G.Sch.B. 1 — Garde-Schützen-Bataillon, erſte Kompagnie — trug, aber ebenſogut gefunden oder geſtohlen, wie verliehen ſein konnte. Er hieß im übrigen eigentlich nicht Lulu,

wenn er ſich auch ſelber ſo nannte, ſondern, wie er nach einigem Zögern und etwas energiſchem Zureden des Herrn Leutnant von Berkenfelde eingeſtand, Otto Schmits, war aus Treptow gebürtig und etwa vierzehn Jahre alt. Auf weiteres Zureden gab er an, daß er ſeinem ‚Ollen‘ aus der Schuſterwerkſtatt entlaufen wäre, vom unwiderſtehlichen Drange getrieben, ein Kriegsheld zu werden; daß er ‚mit die Schützen‘, zuerſt unter der Bank eines Wagens verſteckt, ins Feld gerückt ſei. Es wäre ſoweit auch alles ſchön und gut geweſen. Aber am 18. hätten die verfl— Franzoſen ihm alle ſeine Gönner fortgeſchoſſen; da hätte er ſich davon gemacht, um ſich einen anderen Truppenteil zu ſuchen — und nun wäre er da.

Das letztere war unbeſtreitbar, und daß der Junge, der halb verhungert erſchien, gefuttert werden mußte, war auch nicht zu vermeiden. Was von ſeinen Angaben ſonſt wahr oder erdichtet, mußte dahingeſtellt bleiben, bis man mal wieder mit den Garde-Schützen zuſammentraf; daß das brave Bataillon am 18. völlig zuſammengeſchoſſen war, daß am Abend der Schlacht ein blutjunger Fähnrich die Trümmer geſammelt, war freilich bekannt. Es gab ja auch ſolcher mitgelaufener Jungen, in denen die alte deutſche Abenteurerluſt gar zu mächtig geweſen, eine ganze Menge. Und dieſer Knirps da, mit dem wuſchligen Blondkopf und der Stupsnaſe, machte gar keinen ſchlechten Eindruck. Er hatte ſchon militäriſche Politur angenommen und erwies ſich in den nächſten Tagen als recht anſtellig, marſchierte wie der ſtrammſte Grenadier, war im Quartier friſch und findig und hatte eine erſtaunliche Gabe, überall noch etwas ‚Gutes‘ zu finden, wenn Monſieur oder Madame Piſang

bei allen Heiligen ſchwuren, es gäbe nix de vin und nix de pain. An Colonel Krohn hatte er ſich beſonders attachiert. Vielleicht in dem angeborenen Bildungsdrang des Berliner Kindes, der in dem Deutſchamerikaner etwas Beſonderes witterte. Und der Colonel war ganz der Mann dazu, ſich einen kleinen Privatdiener gefallen zu laſſen.

Doppelt betrüblich, daß der Junge nun in die dumme Choſe mitverwickelt war.

Sie waren zum Waſſerholen kommandiert geweſen während des Rendezvous am 29., nicht weit von Banthéville, mitten im Argonner Walde, etwa zwanzig Mann unter dem Sergeanten Bölting. Dabei hatte Krohn im Garten einer verlaſſenen Ferme ein armſeliges Huhn geſehen, das er für ein edles Poulet anſprach, würdig eines preußiſchen Garde-Grenadiers. Aber auch dem Berliner war das Huhn nicht entgangen, und auch ihn lockte der Kauf zu ‚fünf Sous', wie er lebhaft mit dem energiſchen Schließen der fünf Finger der rechten Hand demonſtrierte. Selbſtverſtändlich war Lulu dabei. Der war ſogar ſehr erwünſcht bei ſolcher Gelegenheit. Denn was der geſtrenge Vorgeſetzte bei einem Grenadier vielleicht als Marodieren aufgefaßt hätte, wurde bei dem dummen Jungen mit einer Ohrfeige geſühnt.

Das Huhn kriegten ſie nicht. Das war ſogar ſchneller und geriſſener als Lulu. Aber als ſie nach heißem Wetteifer die Jagd einſtellten, war Sergeant Bölting mit den Waſſerholern ſchon abmarſchiert. Eine verdammte Choſe. Krohn kratzte ſich hinter den Ohren: das konnte ein Himmelkreuzdonnerwetter geben. Er ſchämte ſich auch wirklich, daß ſo etwas einem Kriegsmanne, der in zwei Weltteilen ge-

kämpft hatte, paſſieren konnte. Grenadier Langhans nahm die Sache gelaſſener auf: „Na, wir machen eben lange Beine. Wir werden ſie ſchon einholen.“

Gut alſo: ſie machten lange Beine. Aber mit einem Male ſtanden ſie an einer Wegegabelung und wußten nicht, war der Sergeant rechts oder links marſchiert. Colonel Krohn meinte zwar zuerſt: „Langhans, du unterſchätzt mich!“ — Seit Privat war auch er zu dem kameradſchaftlichen Du übergegangen. — „Du vergißt, daß ich den Spürſinn eines indianiſchen Pfadfinders beſitze. Beim großen Lederſtrumpf, das iſt eine Kleinigkeit!“ Er ſpürte denn auch auf dem linken und auf dem rechten Wege nach Fußſtapfen, aber das Reſultat war kläglich. Auf beiden Wegen waren wohl ſchon ganze Regimenter marſchiert, der vom ſtarken Regen der letzten Tage aufgeweichte Boden zeigte außerdem die Spuren unzähliger Wagenräder und Roſſehufe. Es war nichts zu machen.

Einen Weg mußten ſie einſchlagen. Aufs Geratewohl alſo den rechten. Nach einer Viertelſtunde kam wieder ein Kreuzweg. Diesmal gingen ſie den linken Weg. Der wurde immer ſteiler und immer dürftiger, ſchließlich war's nur noch eine Holzſchneiſe.

Seitdem irrten ſie im Argonner Waldgebirge umher, einen Tag nun und eine Nacht. Das Unglück verfolgte ſie. Sie trafen nicht einmal auf ein Forſthaus, nicht auf eine einſame Ferme. Sie hungerten. Den Durſt konnten ſie wohl an irgend einem Tümpel ſtillen, aber zu ‚faſſen‘ gab's nichts. Nicht einmal ein Stück Wild ſahen ſie. Das letzte Krümel Brot war geteilt worden; dann hatten ſie den Leibgurt ein paar Löcher enger geſchnallt. Der arme Junge

hatte nicht einmal ſolch einen Leibgurt. Er flennte nicht. Immer wieder riß er ein paar Blätter ab, kaute ſie, ſpuckte ſie wieder aus. Die beiden anderen machten es bald ebenſo. Aber es half nichts.

Anfangs hatte der Colonel noch große Roſinen. Er war in einem der letzten Quartiere, einem Schulmeiſterhaus, in den Beſitz einer Karte von Frankreich gelangt. Es war freilich nur ein dürftiges Atlantenblatt, aber er war ſehr ſtolz darauf. Vorgeſtern noch hatte er der Korporalſchaft einen ſtrategiſchen Vortrag gehalten. „Wißt ihr, was ein Rechtsabmarſch iſt? Natürlich wißt ihr das nicht! Aber ich weiß es. Als wir unter unſerem glorreichen General Lee bei Chancellorsville den dämlichen Burnſide aufs Haupt geſchlagen hatten, marſchierte unſer großer Führer rechts ab — nach . . .“ Weiter kam er freilich nicht, denn es gab wie immer, wenn er von ſeinen amerikaniſchen Heldentaten erzählte, ein ſtürmendes Hallo. Aber die Grenadiere hörten dann doch zu, wie er ihnen auseinanderſetzte, daß er ſich tief in die Geheimniſſe der Moltkeſchen Kriegskunſt eingedrungen fühle. „Erſt ſind wir auf Verdun marſchiert, ſozuſagen auf der geraden Straße nach Paris. Der Kronprinz muß auch von Südoſten her — ſeht ihr: hier! — die gleiche Richtung eingeſchlagen haben — etwa auf Chalons. Dann aber hieß es mit einem Male: rechts um! Der Vogel, Mac Mahon genannt, war nämlich ausgeflogen. Was weiß ich, vielleicht um dem Kollegen Bazaine in Metz zu Hilfe zu kommen. Seht ihr . . . und da machen wir Jagd auf ihn . . .“

So etwa hatte der große Kronide doziert. Jetzt ſprach er nicht mehr von dem Vogel, der ausgeflogen war. Jede Erinnerung an ein Poulet war ihm vorläufig vergällt.

Aber beim letzten Dämmerlicht des 29. und im grauen Morgen des 30. ſaß er auf einem Baumſtumpf, zog ſeine Karte aus dem Brotbeutel und ſtudierte — ſtudierte —

„Ich, der ich im glühenden Sonnenbrand die Savanne durchquert habe!“ — „Ich, der das Felſengebirge allein überſchritt, auf unwegſamen Pfaden!“ — „Ich, deſſen Falkenauge —“

„Quatſche nich, Krohn!“

Nun waren ſie beide ſtill geworden.

Am 30. in aller Morgenfrühe ſchnupperte der Junge, der Lulu, in der Luft, behauptete, Kanonendonner zu hören. Sie ſpitzten die Ohren. Wahrhaftig — es ſchlug wieder einmal ein. Irgendwo.

„Auf den Kanonendonner marſchieren! Das iſt der Grundſatz aller großen Feldherren! Auf, Langhans! Vorwärts!“

Eine Weile ſchien es wirklich, als ob ſie die rechte Richtung gefunden hätten. Sie glaubten, dem Geſchützkampf näher zu kommen, meinten, das Knarren der Mitrailleuſen, dann und wann auch knatterndes Gewehrfeuer zu erkennen. Dann verhallte das Getöſe wieder. Vielleicht war der Kampf verſtummt, vielleicht ſchob ſich zwiſchen ihn und ſie eine Bergkette ein, die den Schall dämpfte. Vielleicht hatten ſie ſich wieder im Wege geirrt. In dieſem Wirrwarr von Waldwegen, die bergauf, bergab führten.

Wieder ſank der Tag. Es war zum Verzagen. Eine Handvoll Brombeeren — das war das einzige, womit ſie den Hunger ſtillen konnten. Schließlich warfen ſie ſich, todmüde vom Umherirren, am Rande einer Lichtung nieder. Lulu wollte ein Feuerchen anzünden, denn die letzte Nacht

war hundekalt geweſen. Aber Krohn verbot es. In den letzten Tagen hatten ſie gehört, daß in dieſem vermaledeiten Argonner Walde Franktireurs aufgetaucht wären; einige zurückgebliebene Fußkranke waren meuchlings ermordet worden; die Täter hatte man nicht faſſen können, aber man vermutete ſie zwiſchen den Bauern, den Kerlen mit der blauen Bluſe, die ſcheinbar friedlich ihres Weges gingen. Nein, lieber frieren, als dieſe Geſellen auf ſich locken. Frieren und hungern — und dazu noch im Herzen die Scham, nicht bei der Truppe zu ſein!

Am 31. war's nicht anders, nicht beſſer. Als die Sonne aufſtieg, verſuchten Krohn und Langhans, ſich aufs neue nach ihr und der elenden Karte zu orientieren. Ein armſeliges Ding, der Wiſch Papier. Da war die Maas, da lag Clermont, wo ſie vor drei Tagen durchmarſchiert waren, da Stenay, Beaumont, Sedan. Viel half's nicht. Das Sicherſte war noch, ſie trudelten ſo weiter, daß ſie immer die Sonne im Rücken hatten. Einmal mußte man doch auf eine Ortſchaft treffen, auf eine große Chauſſee.

Und ſie ſchnallten den Leibgurt noch enger. „Jetzt braut ſich der Ulbrich ſeinen Kaffee!“ ſchimpfte der Berliner. „Seinen — meinen Kaffee. Er hat meine Portion mit in ſeinem Brotbeutel. Solch ein Kerl!“

Der Mittag kam heran. Einmal hatten ſie geraſtet, denn der Junge konnte kaum noch weiter. Er heulte nicht, er klagte nicht, aber er humpelte erbärmlich. Es war ein Jammer. Und immer, immer die gleiche Waldeinſamkeit. Eigentlich eine wunderbare Gegend. Faſt wie der Harz oder Thüringen. Was nützte es, wo der Kümmelkäſe und die Kartoffelklöße fehlten —

„Achtung!“ rief plötzlich der Berliner.

Einen ſchmalen Waldweg waren ſie hinaufgeklommen, ſchwer, müde, Schritt um Schritt. Langhans voran. „Achtung!“ rief er noch einmal, duckte ſich und winkte zurück. Krohn haſtete herauf.

Dicht unten ſahen ſie in eine Schlucht, auf eine Straße. Ein Zug Wagen ſtand dort, unbeſpannt, ein paar Pferde daneben. Und um die Wagen kribbelte und wibbelte es von Blauröcken. Merkwürdig genug ſahen die aus. Preußen waren es nicht. Aber rote Hoſen hatten ſie auch nicht an. Und Helme hatten ſie auf, ganz wunderliche, mit einer mächtigen Raupe anſtatt der Spitze.

Einen Augenblick ſpähte der Colonel noch. Dann machte er eine ſeiner großartigen Handbewegungen — „Bayern!“ Er ſagte es wie etwas Selbſtverſtändliches. Aber es war ein Schluchzen in ſeiner Stimme dabei, und er ſchloß: „Gott ſei's geſungen und gepfiffen! Bayern — und die haben was zu futtern gefunden!“

Ein paar Minuten ſpäter ſtand er unten vor einem jungen Offizier, ſtramm, mit Gewehr auf: „Melde verſprengt zwei Grenadiere von der preußiſchen Garde.“ — „Schau — ſchau!“ ſagte der. „Na dann komm mal mit uns, Landsmann —“

So waren die drei unter die Bayern geraten und fuhren nicht ſchlecht dabei. Denn die Blauen hatten gerad die zurückgelaſſene Bagage eines franzöſiſchen Huſarenregiments erbeutet mit allem Drum und Dran, Offizierkoffer, Uniformen, Stiefel, Kaffeeſäcke, Zucker, Brot. Brot! Das war das Wichtigſte, viel wichtiger als all die zierlichen Toilettekäſten, die Bürſten und Parfüms. Wichtiger ſogar

als die wohlgefüllte Regimentskaſſe, aus der jeder Mann zwanzig Franken erhielt.

Prachtkerle, die Bayern! Gaben ab, was ſie hatten — Lulu ſtopfte ſich ordentlich voll. Und nachher im Biwak bei Remilly führten die Blauröcke eine richtige Faſchingsmaskerade auf mit den eben erbeuteten franzöſiſchen Uniformen, und die Offiziere ſtanden dabei und wollten ſich ſchief lachen. Lachen konnten die Bayern — es klang ganz anders, wie wenn ein Norddeutſcher lacht. Und erzählen konnten ſie auch. Geſtern hatten ſie bei Beaumont die Franzoſen wieder einmal vertobaken helfen. Und heut, am Vormittag, hatten ſie zum erſten Mal den König von Preußen geſehen. Den Oberfeldherrn! Als das zehnte Infanterieregiment raſtete, war er vorübergeritten mit ſeinem großen Stabe, hatte halt gemacht, hatte mit ein paar Offizieren geſprochen. „Iſt das ein Greis! Sitzt noch ſo feſt im Sattel, wie der Jüngſte. Und als einer ein biſſel viel redete von den großen Verluſten geſtern bei Beaumont, da meint er: ‚Ja, ja, das pflegt im Kriege ſo zu gehen.‘ Hat ganz recht, der alte Herr. Was, Landsmann?! Iſt ſchon recht, du Preuß! Proſt!“

Sie waren ſehr nett, ſehr gemütlich. Ein kleines Verhör hatten die beiden Grenadiere freilich vor dem Bataillonskommandeur zu beſtehen. Der machte es aber kurz: „Vorläufig bei uns bleiben. Wo euer Regiment iſt, weiß ich auch nicht.“ Nickte und meinte: „Sie, Herr Hauptmann, geben's ihnen zu eſſen — wenn Sie ſelber was haben.“ Und lachte auch ſo recht aus der tiefen Bruſt heraus.

* * *

Knapp vier Uhr in der Früh, am 1. September. Dicker, dichter Nebel liegt noch im Tal. Man ſieht nicht zwei Schritt weit. Die Wachtfeuer werden verlöſcht, das ‚Gelumpe‘ umgehängt. „An die Gewehre.“ Komiſches Gewehr haben die Bayern, Patronen noch mit Zündhütchen. Der und jener probiert an der Schlagfeder des Hahns, bläſt mit dem Mund durch den Zündkanal. ‚Podwills‘ nennen ſie ihre Flinten. „Zum Gebet!“ kommandiert der Major, und die Regimentsmuſik ſpielt. ‚Vater, ich rufe dich!‘ Hm — alſo gibt's heute was. Und da donnern auch ſchon von vorn her die Kanonen.

Antreten. Da iſt der Fluß — die Maas. Auf einer Pontonbrücke geht's hinüber. Hin und her ſchwankt die. Unheimlich dunkel iſt's noch. Einzelne Leute haben als Wegweiſer Laternen vorn an den Gewehren. Wie die Irrlichter glimmen die in dem fauſtdicken Nebel.

Halt —

Vorne ſcheint's ſchon luſtig zuzugehen. Jetzt knattert zwiſchen dem Geſchützfeuer das Gewehr. „Hörſt du's, Landsmann? Du, Preuß, hörſt du's?“ Famoſe Kerle, die Bayern. Sie lachen dazu. Und das Zündnadelgewehr wollen ſie ſehen. Die Griffe zum Chargieren müſſen Krohn und Langhans ihnen zeigen.

Es dämmert. Aber der Nebel will und will ſich nicht heben. Wie ein dichter Schwaden liegt er auf der ganzen Gegend. Der Kronide hat wieder einmal ſeine Karte vorgezogen, eines der Laternchen leuchtet dazu. Die Maas hier — und da drüben, nordweſtlich, gar nicht weit, muß Sedan liegen. Weiß denn keiner, wo die Kanonen brummen? Ja, einer hat's gehört von den Offizieren an der Pontonbrücke: Bazeilles oder ſo ähnlich heißt der Ort.

Antreten. „Komm, Landsmann!“

Weiter geht es durch den grauenden Morgen, durch den dicken, dichten Nebel. Nur ganz hoch oben am Himmel iſt es hell, blau, wie zum Vorzeichen eines ſchönen Tages. Und dann und wann kommt ein Sonnenſtrahl, kämpft, taucht wieder unter, verſchlungen von wogenden Dunſtwolken.

Schwärmen! Schon pfeifen die Kugeln. Nicht ſo hageldick, wie bei St. Privat, aber doch ganz nett, findet Langhans. „Biſt du da, Lulu?“ — „Jawohl!“ — „Na alſo. Leg dich hierhin, Lulu.“ — „Ich geh mit!“ — „Dummer Junge . . . na denn man los!“

Sie ſtürzen in den Nebel hinein, gradaus. Ein Ziel ſieht man nicht. Nur in ganz dunklen Umriſſen Mauern, ragende Gebäude, Aufblitzen der Schüſſe. Und es iſt, als ob die Pulverſchwaden ſich mit dem Nebel miſchen, ihn verdichten. Es ſtinkt — pfui Geier!

Eine Dorfſtraße. Jawohl. Es ſcheint ſo — Häuſer rechts und Häuſer links. Aber die Kugeln fegen die Straße hinunter. „Donnerwetter, Krohn . . . das iſt doch faſt ſo, wie bei St. Privat!“ Drüben brennt ein Haus und da noch eins. Wo ſind denn die Bayern? Wo ſind denn die Franzoſen? „Langhans, Lulu, hierher! Immer dicht an den Mauern entlang.“ — „Halt mal, du, Landsmann! Wo willſt hin?“ — „Gradaus . . . vorwärts!“ Und ſie ſtürzen, taſten ſich vorwärts. Hier ein Häuflein, dort ein Häuflein, ſchreiend, fluchend, unſicher, wer Freund, wer Feind. Dann und wann hebt ſich ein Gewehr, ſinkt zurück. Der fällt und jener, ſtumm der eine, mit kurzem Wehlaut der andere. „Jeſſes-Maria!“ Dann und wann ein Kommandowort, halb nur zu verſtehen im Getöſe —

Seit früheſtem Morgen wogte der Kampf in Bazeilles. Faſt ohne einen Schuß zu tun, waren die bayriſchen Jäger und die vom zweiten Regiment eingebrochen, mit einem brauſenden Hurra, hatten die Franzoſen überraſcht. Aber ſie fanden einen ebenbürtigen Gegner, Marineinfanteriſten, Kerntruppen. Aus dem Schlaf aufgejagt, ſtürzten die an die Fenſter, verrammelten die Türen, ſandten Schuß auf Schuß in die durch die dunklen Straßen vordringenden Bayern. Jedes Haus faſt ſchien eine feuerſpeiende Zitadelle. Jedes Haus wollte einzeln erobert ſein. Trotz allem — die Bayern kamen voran. Bis zum Nordrand faſt, bis zu einem großen Haus, das einem Fort glich. Hier ſtockte der Anſturm. Vergeblich folgte Kompagnie auf Kompagnie. Sie zerrannen den Führern wie Sand unter den Händen, in der Dunkelheit, im Gewirr des Kampfes, zwiſchen den Häuſern und Gärten, Villen und Schlößchen. Und immer neue Kompagnien, Bataillone mußten hineingeworfen werden, löſten ſich auf in lauter Einzelkämpfe, wurden verſchlungen von dem Höllenſtrudel —

„. . . du Preuß, Landsmann — da auf das Haus!“

Ein Dutzend Leute oder zwei — wer kann's in der Dunkelheit wiſſen — hat der junge Offizier beiſammen. Sie ſchlagen mit dem Kolben die Türe ein. Leer ſcheint das Haus. Aber kaum ſind ſie auf der Treppe, ſo ſchmettern die Kugeln auf ſie. Himmelſakrament, wie die Bayern anbeißen! Wie die Stiere ſind ſie! Wer fällt, fällt. Mit einem Wutbrüllen über ſie hinweg nach oben. Ein paar Mal knallen die Büchſen, dann tut's der Jatagan, tut's das Bajonett beſſer! Es wird ſtill. Nur ein Stöhnen noch . . .

„Ans Fenſter — drüben ins obere Stock zielen, im-

mer wo ein Schuß aufblitzt. Mordio . . . gebt's ihnen, Kerls! Huber, ruhig ſchießen. Landsmann, du, gib mir mal deine Zündnadel . . ."

Von unten her, aus dem Erdgeſchoß, ſchreit's laut auf. Und noch einmal. Ein Krankenträger, mit der weißen Binde am Arm, kommt herauf, glühend heiß im Geſicht, brüllt: „Aus dem Keller ſchießen ſie. Piſangs ſind's! Kommt mit! Einer von uns hat ſchon einen Schrotſchuß im Nacken!" Zwei, drei, acht Jäger ſind gleich am Werk. „Heimtückiſche Schufte!" In großen Sätzen geht's die Treppe hinunter, die Kellertür fliegt in Trümmer. Ein paar Blaubluſen ſind undeutlich zu erkennen, an der Wand ſtehen ſie, mit Jagdflinten in den Händen. „Schurken —" und da ſitzen den Kerlen ſchon die blutigen Meſſer im Leibe. Und wieder hinauf, atemlos, wieder an die Fenſter, wieder drüben auf das große Haus gefeuert, Schuß auf Schuß. Den Kameraden zu helfen, die gegen dies verfluchte Haus vorgehen, das aus allen Stockwerken Feuer ſprüht —

„En avant! En avant, mes braves!" Trommelwirbel . . . in dichten Haufen ſtoßen die Franzoſen vor, friſche Marineinfanterie, todesmutig.

Langſam, langſam, Schritt um Schritt, müſſen die Bayern zurück. „Verflucht! Zurück!" Setzen ſich wieder, hinter jedem Vorſprung, an jeder Straßenecke. „Teuer ſollen ſie's bezahlen — teuer!"

. . . und wieder wirft General von der Tann neue Kompagnien, neue Bataillone in die Hölle hinein. Das ganze Leibregiment, das erſte Regiment, die neunten Jäger. Wieder ſtürmen ſie mit Hurra vorwärts, die Hauptſtraße entlang, löſen ſich wieder in dem tobenden, toſenden Kampf

auf, zerſplittern in Gruppen und Häuflein. Aber ſie hal=ten doch die Hälfte des Ortes feſt, niſten ſich in den erober=ten Häuſern ein. In dem einen, in dem andern, und zwi=ſchen beiden ein drittes, in dem noch die Mariniers ſtecken und ſich wehren wie die Helden.

„Hier, Lulu! Hier! Biſt du da?“ — „Freilich bin ich da!“

Hinter einem Prellſtein lag Krohn, den hageren Kör=per in die Straßenrinne gezwängt. Hinter ihm ein Bayer, vor ihm ein anderer, daneben der Junge.

Mohrenelement, ja — da hatte man gedacht, ſchlimmer als bei St. Privat könnte es nicht ſein. Aber das hier — das war doch noch toller! Der reine Mord war's. Wie die blauen Brüder zupacken! Wie die Wilden gingen ſie los. Furor teutonicus. So was hatte es drüben in 'merika doch nicht gegeben, nicht bei Frederiksburg und nicht bei Rich=mond —

Eine Patrone nach der andern ſchob er in das Gewehr. Der Lauf glühte.

Donnerwetter! Die eine Taſche war ſchon leer, und in der andern nur ein kümmerlicher Reſt. Verflucht, hier gab's keinen Erſatz. Die Patronen für die alten Bayernknarren paßten nicht in die Zündnadel. Haushalten mußte man —

War wohl auch ſolch kleine Pauſe. Ein Atemholen. Bis die blauen Stiere von neuem vorſtürmten. Der Tag war noch lang.

Allmählich wurde es hell. Der Nebel ſank. Mit einem Mal ſtand die Sonne leuchtend hell am Himmel.

. . . als ob der Vorhang fortgezogen wäre von einem Bilde des Grauſens . . .

Krohn ſah gerad in das Geſicht des Jägers vor ihm. Verzerrt ſah es aus, verbiſſen. Das Blondhaar lag dem Bayern tief in die Stirn. Ganz ſchwarz war die und die Backen auch, nur der Schweiß zog helle Streifen hinein. Und drüben brannte das Haus und da rechts noch eins. Oben zum Dach ſchlugen die Flammen heraus. Die Fenſter waren längſt zerſprungen, ſchwarz wälzten ſich die Rauchſchwaden die Straße entlang. Und durch den Rauch ſchoſſen feurige Blitze, unaufhörlich, unaufhörlich. Unaufhörlich, wie das Knattern des Feuers, das Pfeifen der Kugeln, ihr Aufprallen, Klatſchen gegen das Pflaſter, gegen die Mauern. Unaufhörlich — unaufhörlich —

Die Zunge klebte am Gaumen. Kaum atmen konnte man in dem ſtinkenden Dunſt. Als ob in den brennenden Häuſern Betten ſchwelten und Lumpen. Wenn es nicht noch ſchlimmer war! Wenn nicht Menſchen darin verbrannten, Tote, Verwundete. Wer konnte ſie retten? Einmal — vorhin — war einer herausgekrochen. Bis zur halben Straße war er gekommen; nun lag er ſtumm und ſtill. Ein Toter mehr. Wer zählte ſie heut!

Mit einem Male kommt von rückwärts her die friſche junge Stimme des Jägerleutnants. Alſo der lebt doch noch. „Auf!“ Und es kommt gleich darauf das ſcharfe Trab — Trab einer Kolonne, ein Hurra dann —

Auf! Auf!

Wieder geht es vorwärts, die Straße entlang gegen das vermaledeite Haus, das zur Zitadelle wurde.

Und im wilden Jagen kommen zwei Geſchütze hinterdrein. Die Führer ſchwingen den Kantſchu, tief bohren ſich die Sporen in die Leiber der ſchauernden, bäumenden

Pferde. Ein Kugelhagel . . . das Geſpann zuckt auf dem Pflaſter — ein paar Kanoniere daneben. Aber das Abprotzen glückt. Sie fühlen es alle: die Kanonen bringen Rettung! Neben den Jägern greift Krohn ein, das erſte Geſchütz iſt herumgeworfen: „Feuer!“ Krachend ſchlägt die Granate ins Haustor. Auf ſiebzig Schritt: Und noch eine — und die dritte. Da verſtummt der Chaſſepot. Ein Drauf noch, ein Hurra —

Das Eckhaus iſt genommen. Eins von vielen. Aber drüben die Villa, in der die Franzoſen ſitzen wie ein Weſpenſchwarm, die trotzt noch immer.

„Die Geſchütze vor!“

Es iſt kein Pferd mehr da. Krohn iſt der erſte an den Speichen. „Brav, Landsmann!“ Durch eine Nebenſtraße ſchieben, ziehen ſie die Kanonen bis vor die Villa Beurmann, die furchtbare, mörderiſche. Mitten im Kugelregen protzen ſie wieder ab. Zwölfmal feuern ſie, zwölfmal. Dann ſchweigen ſie. Der letzte Kanonier iſt gefallen. Nur der Leutnant lebt noch, wie durch ein Wunder —

Aber das feſte Landhaus trotzt weiter. Und weiter brodelt, tobt der Kampf in dem Krater Bazeilles, Stunde auf Stunde. Um jedes Gehöft, um jedes Haus, um jede Straßenbiegung. Ein Raufen iſt's, Mann gegen Mann, zwiſchen den brennenden Mauern, ſtürzenden Dächern, im wilden Getöſe, unter dem Krachen des Feuers, dem Stöhnen der Verwundeten, dem vergeblichen Ruf der Signale, vergeblichen Kommandoworten.

Sie mußten wieder zurück. Ein kleiner Haufe ſtehen ſie zuſammen in einem Hofe, auch die beiden Preußen und Lulu, der Junge. Wo iſt der Leutnant mit der friſchen,

hellen Stimme? Einer weiß es: Liegen geblieben beim letzten Vorſtoß — tot — das junge Blut. Wo iſt der Oberjäger Huber, der alte, bärtige Allgäuer? Wieder weiß es einer: ein Dachſparren hat ihn erſchlagen. Mit heiſerer Stimme erzählt's einer: „Ja, Landsmann, Preuß . . . in ein Haus war ich, da hat ein Weib geſchoſſen auf uns —" und er zeigt ſein blutiges Meſſer. „Mußte ja ſein . . ." Und einer erzählte: „Unſeren guaten Hauptmann han wir drüben ins Haus getragen. Fangt das an zu brennen. Als da wir reinkomme, ihn rauszuholen, unſe guate Hauptmann, ſchaun wir erſt, das ganze Haus liegt voll bleſſierte Franzoſen. Sechs, acht han wir herausgeſchafft, die andern . . ." Er ſchweigt — weiſt mit der umgekehrten Hand nach drüben auf die geborſtenen Trümmer, aus denen kohlſchwarz der Rauch hochſteigt.

Da iſt noch einer, der hat bislang geſchwiegen. Stockgerade ſteht er gegen die Mauer gelehnt. Das Blut ſickert aus einem Schnitt quer über der rechten Wange. Manchmal preßt er ein ſchmutziges Tuch dagegen. Dann läßt er's wieder rinnen, blickt mit rollenden Augen um ſich, ballt die Fäuſte. —

Und mit einem Male ſtößt er's heraus, laut brüllend: „Unſe Tann läßt nicht los . . . wir kriegen ſie doch!"

* * *

Auf der Höhe von Frenois ſtand der Preußenkönig, der Bundesfeldherr.

Weit vor ihm dehnte ſich das Schlachtfeld. Gerad vor dem Glaſe ſeines Fernrohrs hob ſich aus dem Tal-

keſſel, an einen baſtionbewehrten Kegel gelehnt, Sedan, Feſtung und Stadt. Dunkel ſtarrten über den Kirchtürmen und den weißen Mauermaſſen des alten Schloſſes der Herzöge von Bouillon die Waldſäume der Ardenner Vorberge. Dort hinten lag die belgiſche Grenze. Tief unten ſchlängelte ſich, ſilbrig hell im klaren Sonnenlicht, die Maas durch das Tal, durch grüne Wieſen und braune Ackerfelder. Am Fuß des Hügels ſchimmerte zwiſchen Baumwipfeln, friedlich faſt, das weiße Schlößchen Bellevue auf. Jenſeits war das Waſſer der Maas hoch aufgeſtaut, deckte ſeengleich die Niederung mit leichtwogendem Spiegel.

Dicht hinter dem königlichen Greiſe ſtand Moltke, der Schlachtendenker und Schlachtenlenker. Neben ihm ſein Gehilfe im Rat, Podbielsky. Weiter zurück das große, große Gefolge. Prinz Karl von Preußen darunter, die Herzöge von Weimar und von Gotha, die ruſſiſchen, engliſchen, amerikaniſchen Militärbevollmächtigten: Kutuſoff, Walker, Sheridan.

Ein Einſamer ſaß am Rande eines Stoppelfeldes, lange Zeit, und blätterte in Papieren. Faſt, als ginge ihn das gewaltige Schauſpiel nichts an. Aber dann ſtand er auf und reckte die Rieſengeſtalt im Küraſſierkoller, hob das gewaltige Haupt mit der weißen Feldmütze, richtete die Blauaugen durchdringend ſcharf auf das ungeheure Keſſeltreiben dort unten: Bismarck.

... das ungeheure Keſſeltreiben, das Moltke erſonnen, das die deutſchen Heerführer durchführten, dem die wackeren Regimenter, Schwadronen, Batterien in heißen langen Tagesmärſchen raſtlos vorgearbeitet, in dem ſie nun Blut und Leben einſetzten.

Ein Sommertag war triumphierend aus den Frühnebeln emporgeſtiegen.

Aber der Friede iſt längſt aus der lieblichen Landſchaft gebannt. Um all die Dörfer, die wie ein Perlenkranz das jenſeitige Ufer ſäumen, Givonne, Daigny, Moncelle, Bazeilles, um die Schlöſſer und Schlößchen und Villen, um die mauerumhegten Parks und Gärten tobt der Kampf.

Als der Bundesfeldherr um die achte Morgenſtunde die Höhe von Frenois beſtieg, braute unten in Bazeilles ſchon das Verderben. Dichte, dunkle Rauchwolken lagen über dem Ort. Unſicher mochte dem Uneingeweihten noch Ziel und Ausgang des Ringens ſein. In ſtarken Stellungen harrten rings um Sedan die Franzoſen. Überall ſah man ihre bunten, dichten Maſſen, weiße Zeltlager, krönende Batterien.

Aber nun vollzog ſich, gleich den wohlberechneten Zügen des geübten Schachmeiſters, das gewaltige Schauſpiel. Hart nebeneinander, Hand in Hand, griffen die deutſchen Korps in die Schlacht ein. Drüben jenſeits des Tals die nach den Entſcheidungskämpfen vor Metz unter dem Kronprinzen von Sachſen neugebildete Maas-Armee: neben den Bayern Tanns die Sachſen, dahinter das vierte preußiſche Korps, nördlich die preußiſchen Garden. Weiter und weiter drangen ſie vor, nahmen Moncelle, eroberten Daigny, ſtürmten Givonne, Dorf und Wald. Schon donnerten drüben, zu ungeheurem Halbkreis geſchloſſen, Hunderte von Geſchützen, und es barſten immer aufs neue die todesmutigen Gegenſtöße der Franzoſen in blutende Trümmer.

Und hier, auf dem Weſtufer der Maas, hatten ſich ſeit zwei Uhr nachts das preußiſche fünfte und elfte Korps in Marſch geſetzt. Nordwärts zogen ſie zur weiteren Um-

faſſung über Donchéry hinaus, längs der gewaltigen Schleife, die der Fluß durch die Niederung zieht.

Nach ihnen, nach Norden ſpähten und ſpähten die Fernrohre von der Höhe von Frenois und von dem andern nahen Hügel, auf dem Friedrich Wilhelm, Preußens Kronprinz, als Führer der III. Armee Wacht hielt. Denn geradeswegs in den Rücken des Feindes führte ihr Marſch. Sie hatten ihm den letzten Ausweg zu verſchließen: den Durchbruch zur belgiſchen Grenze.

Jetzt — jetzt —

Weit drüben, jenſeits der großen Biegung der Maas, dort, wo die Karten die Dörfer St. Menges, Floing und Illy weiſen, ſteigt ein ſilberweißes Wölkchen zum blauen Himmelsrand empor. Und noch eins — und noch eins. Sie verdichten ſich, heben ſich: die Batterien des elften Korps ſind in den Kampf getreten.

Langſam, gemeſſen faltet Moltke ſeine Karte zuſammen. Kaum eine Miene zuckt in dem hageren Geſicht, nur ein Leuchten iſt in ſeinen Augen. So tritt er zum oberſten Kriegsherrn, legt die Rechte an den Mützenſchirm. Und ganz gelaſſen ſpricht er ſeine Meldung: „Majeſtät, der Keſſel iſt geſchloſſen!“

* * *

Um halb fünf in der Frühe war durch Escombres der Alarm gegangen mit Ramtam-Ramtam. Viel Schlaf hatten ſie freilich nicht gehabt, die Grenadiere. Erſt gegen zehn Uhr am Abend waren ſie in das elende Neſt gekommen, und die Unterkunft war arg dürftig. Die Grenadiere lagen zum guten Teil auf der Dorfſtraße an großen Feuern, in

merkwürdig friedlichem Verein mit zahlreichen Turkos, die auf dem letzten Marſch ‚aufgeleſen‘ worden waren; die Auflöſung im franzöſiſchen Heer mußte ſchon einen bedenklichen Grad erreicht haben.

Wenn die Unterkunft ſchlecht war, ſo war's um die Verpflegung noch ſchlechter beſtellt. Die Lebensmittelkolonnen der Garde waren weit zurück. Monſieur und Madame Piſang hatten die Zähne gebleckt: „Rien du tout; rien du tout; nix du pain — nix du vin.“ Das letztere, das mit dem vin war freilich gelogen, denn als man ihnen etwas auf den Zahn fühlte, gab's genug roten Rotſpon. Das war aber auch das einzige.

Berkenfelde hatte es noch gut getroffen. Er führte ſeit St. Privat die Königliche Achte; als hoher Kompagnieführer war er des Vorzugs eines eigenen Bauernſtübchens und ſogar eines eigenen Bettes — eines wirklichen leibhaftigen Bettes — teilhaftig geworden. Er hatte denn auch geſchlafen wie ein Murmeltier. Immer ſchlief er jetzt wie Gott in Frankreich. Als Marheinke ihn auf die Alarmtrommelei hin weckte, wollte er — im Halbſchlaf — mit ihm unterhandeln, wie's der junge Offizier mit dem Burſchen in der Kaſerne tut, wenn der kommt: ‚Aufſtehen, Herr Leutnant!‘ Dann hatten ſie beide gelacht. Herzlich lachen konnte Kurt Berkenfelde jetzt.

An Kaffee, Sahne, Milchbrot und Butter war freilich nicht zu denken. Rein in die Kanonenſtiefeln! Raus aus der Bude! Rauf auf den Gaul — die Grenadiere kamen ja ſchon von allen Seiten im Trab-Trab an. „Erſte Korporalſchaft?“ — „Alles hier!“ — „Zweite Korporalſchaft?“ — „Alles hier!“ Die Zugführer meldeten. Nur

der Krohn fehlte und der Langhans. Zum Geier nicht nochmal! Wenn die Kerle nur den Franktireurs nicht in die Hände gefallen ſind. Na, Unkraut vergeht nicht ſo leicht. „Stillgeſtanden! Das Gewehr — über! Mit Sektionen rechts ſchwenkt — marſch!“

Vor dem Dorf, noch in dunkler Nacht, ſammelte ſich das Regiment. Major von Laſſow konnte zufrieden ſein: knapp zwanzig Minuten waren ſeit dem erſten Ramtam vergangen. So ſchnell ging's kaum in der Kaſerne.

Man wußte natürlich mal wieder von nichts. Der Frontſoldat weiß nie etwas. Man ahnte höchſtens, daß ſich was vorbereitete. Es lag in der Luft. In der ungefähren Richtung auf die kleine Feſtung Sedan ging der Marſch. Dicht dabei lag die belgiſche Grenze. Vorgeſtern hatte es bei Beaumont gedonnert; das Regiment war gerad noch zurecht zu einiger Nachleſe im verlaſſenen franzöſiſchen Lager gekommen; Mac Mahon war auf dem Rückzuge — man ahnte etwas; die Leutnantsſtrategie zog ihre Schlüſſe. Aber die gingen neunmal unter zehnen in die Quere. Nur eins wußte man beſtimmt: der Magen knurrte.

Der knurrte den ganzen Vormittag über. Während des langen mühſeligen Marſches auf den ſteinigen Gebirgswegen, die bergauf und bergab führten. Aber da man bald Kanonendonner von Weſten her hörte, ſtärker und ſtärker, vergaß man den Knurrpeter und machte recht lange Beine. Ganz von ſelber taten's die Grenadiere.

Dann gab's eine Rendezvousſtellung, faſt die ganze Diviſion geſchloſſen. Nur zwei Bataillone des Regiments wurden vorgetrieben, auf Givonne zu. Das dritte Bataillon blieb vorläufig am Weſtrand des Gehölzes; vorwärts Villers

Cernay. So hieß das Neſt auf der Karte. Auch Berkenfeldes Kompagnie blieb hier.

Nun ſahen ſie's —

Auf einem Bergrücken ſtanden ſie, und wie ein gewaltiges Panorama breitete ſich das Schlachtfeld vor ihnen. Kaum tauſend Schritt vor ihnen fiel die Höhe zur Schlucht ab; unten auf dem Grunde waren die Kameraden ſchon im Gefecht. Man hörte das, aber der Blick war hier beſchränkt, ſo plötzlich und ſteil fiel der Abhang. Doch jenſeits der Schlucht auf dem ebenſo ſteilen Hang — da ſah man Schützengräben über Schützengräben, Batterieſtellungen dazwiſchen, tief eingegraben; das Ganze in Pulverdampf gehüllt, nur dann und wann, auf Augenblicke, Scharen von Rothoſen darin. Dahinter ein großer grüner Wald, aus dem ſich ein Prunkbau mit blaugrauen Dächern erhob, irgend ein Chateau, wie ſie nur Frankreich kennt.

Der Feind drüben in ſeiner mächtigen Stellung ſchien das Häuflein hier auf der Höhe gar nicht zu bemerken. Ab und zu nur ſtreifte ein verirrtes Geſchoß herüber. Dafür hagelte es nach halblinks: Chaſſepot, Mitrailleuſe, Geſchütz. Auch dort unten, wo Daigny liegen mußte. Da brannte der Kampf —

Ganz in Berkenfeldes Nähe hielt ſeit ein paar Minuten der Diviſionskommandeur, General von Pape, ſchaute aufmerkſam nach drüben und nach links. „Das ſind die Sachſen," ſagte er einmal.

Dann kam Prinz Hohenlohe, der Kommandeur der Artillerie des Gardekorps, auf ſeinem langen engliſchen Braunen angeſprengt.

„Gut, daß Sie da ſind, Prinz!" rief ihm der General

zu. „Sehen Sie doch, wie die Kerle den Sachſen zuſetzen. Schaffen Sie mir nur zwei Kanonen her, und wir wollen ihnen bald in der Flanke einheizen!“

„Nein, Exzellenz! Zwei Kanonen nicht — die würden ſchnell vernichtet ſein. Aber neunzig Stück bring ich herauf!“

Und da kamen ſie auch ſchon, die geliebten Donnerbüchſen. Seit St. Privat waren es den Grenadieren wirklich die geliebten Kanonen. Man ſah's jetzt. Die Pferde konnten's nicht ſchaffen, ſie krochen, matt vom langen Anmarſchtrab, den Berg herauf. Da griffen die Grenadiere ein, ganz von ſelber, um die Wette mit den ſchwarzkragigen Kameraden. Nun waren ſie herauf, die erſten drei Batterien, protzten ab. —

Aber der Feind hatte auch nicht geſchlafen. Mit einem Male raſt das Feuer los, vom Hange drüben, weit her von jenſeits des großen Waldes, von Illy herüber. Krach auf Krach — Schlag auf Schlag. In ein paar Batterien gab's Unruhe. Das lange „H—a—a—l—t!“ kommandierte Prinz Hohenlohe. Da mußten die Kanoniere ſtill ſtehen neben den Geſchützen. „Ich laſſ' euch ſtehen, bis ihr zuſammengeſchoſſen ſeid, wenn ihr ſchlecht zielt. Um Batterien, die nichts treffen, iſt's nicht ſchade!“ Das half. Und ſchon kamen weitere Batterien herangeraſſelt, gingen in Stellung, ſandten ihre Eiſengrüße hinüber.

Ha! Wie ſie aufräumten! Berkenfelde ſah es deutlich durch das Glas. Erſcheint dort drüben eine Batterie, ganz mit Schimmeln beſpannt. Prachtvoll! Taucht auf, bricht unter dem Feuer zuſammen, noch ehe ſie zum Schuß gekommen. Bricht zuſammen in einen einzigen, wirren

Knäul von Geſchützen, Protzen, Geſchirren, Pferden, Menſchenleibern. Weit, weit konnte man ſehen heute, ſo klar war die ſonnenhelle Luft.

Ja, unſere geliebten Donnerbüchſen. Wie iſt das heut anders als bei St. Privat. Heut arbeiten ſie uns vor, heute bahnen ſie uns den Siegesweg! Die braven, lieben Donnerbüchſen. „Was, Uhlenhuth? Feine Arbeit das heute!“ Der Unteroffizier nickt. Auch er hat ſolch eigen frohes Lächeln. „So muß es ſein. Das flutſcht! Das flutſcht! Sehen Herr Leutnant nur unſere Kerle. Der Piſchko tanzt mit Lüttjohann einen Schleifer vor lauter Vergnügen.“ Wahrhaftig — die Kerle tanzten. Ja, das war anders als auf der Blutbahn von St. Privat.

Heute gab das wieder einen Siegestag, größer vielleicht noch als den vom glorreichen Achtzehnten! Und alle deutſchen Stämme, ſo ſchien es, taten dabei mit: Preußen, Sachſen — auch die Bayern ſollten dabei ſein. Eine Entſcheidungsſchlacht wird es vielleicht. Bazaine in Metz feſtgekettet, dort unten Mac Mahon . . . eine andere Armee hat Frankreich nicht mehr ins Feld zu ſtellen.

Die beiden Generäle, von Pape, Prinz Hohenlohe, beobachteten noch immer mit ihren Gläſern. Sie müſſen etwas ganz Beſonderes bemerkt haben, etwas, was ſie ſich ſelber noch nicht recht erklären können. Jetzt kommt auch der Prinz Auguſt von Württemberg, der Korpskommandeur, auf die Höhe. In dem großen Stabe gibt's Erregung, die Adjutanten ſprengen davon. Einmal jagt der kühne Schimmelreiter, den jeder in der Garde kannte, der Gardehuſar, am Halbbataillon vorüber, auf den Major zu: „Dort drüben — der Kronprinz!“

Was war denn das?

Wahrhaftig: weit dort drüben — jenſeits Illy mußte es nach der Karte ſein — ſtiegen weiße Wölkchen auf, verzogen ſich wieder, zeichneten ſich von neuem am blauen Himmel ab. Waren das wirklich Geſchütze von der dritten Armee? Dann wäre . . . dann wäre das ja wie ein Ring, um Sedan gezogen, um das Heer Mac Mahons, das letzte Frankreichs . . .

Jetzt geht unſere Artillerie weiter vor. Sie nimmt den Wald unter Feuer. Aber da kommt es aus dem herausgeſtürzt: eine Maſſe, ein Regiment, eine Brigade vielleicht. Im Sturmſchritt auf Daigny zu, laufend und im Lauf ununterbrochen feuernd. In grauem Pulverdampf iſt die Kolonne eingehüllt, aber man ſieht's doch deutlich: oben blau, unten rot — blaue Röcke, rote Hoſen! Alle Wetter, laufen die Kerle! Arme Kerle: jetzt kommen unſere Donnerbüchſen über ſie — da . . . da ſitzt ſchon die erſte Granate, mitten im Haufen . . . die zweite . . . die dritte . . .

Trotz allem, ſie kommen vorwärts. Trotz der ungeheuren Verluſte. Brave Kerle . . . arme Kerle! Nun iſt's keine Kolonne mehr, nun iſt's nur noch ein Haufen — jetzt ſind's nur noch Schwärme . . .

Unten liegt eine dünne Schützenlinie. Ganz ruhig liegt ſie. Kein Schuß fällt aus ihr. Faſt unheimlich iſt dieſe Feuerdiſziplin.

Da . . . da ſind die Rothoſen dicht an ſie heran. Zweihundert Schritt mögen's noch ſein. Plötzlich knattert die Zündnadel. Schnellfeuer! Und die braven Rothoſen fallen wie die Haſen auf der Treibjagd . . . man ſieht's, Kobolz ſchießen ſie, kopfüber fallen ſie . . .

Antreten!

Ah — nun kommen wir doch noch an die Reihe —

Es iſt wie ein Rauſch, der über Berkenfelde gekommen iſt. Über ihn, über alle. Ein leichter, wonniger Rauſch, geweckt durch das ſtundenlange Hinſchauen auf das gewaltige Schlachtenbild, durch Erwartung und Hoffnung. Als ob ihnen ein ſtarker Wein durch die Adern ſtrömte.

Hinab ging's den ſteilen Hang nach Givonne hinunter. Das hatten die Kameraden ſchon genommen. Gute Ernte hatten ſie gehalten. Haufen von Gefangenen ſtanden entwaffnet am Wege, Geſchütze, Mitrailleuſen, Pferde, Maultiere. Nun hinauf auf den ſteinigen Feldwegen, dem Walde zu, den man den ganzen Tag über vor Augen gehabt hat, den Bois de la Garenne. Dort drinnen müſſen noch viele Franzoſen ſtecken.

Die vom erſten Bataillon, auch die grünen Brüder, die Garde-Jäger, ſind ſchon voraus.

Schwärmen —!

... ein Höllenwald iſt das ja! Man kommt gar nicht vorwärts, ſo dicht iſt das Unterholz, verwachſenes Geſtrüpp. Aus dem leuchtenden Sonnenglaſt iſt man jäh in der grünen Dämmerung, kaum fünf Schritt weit ſieht man. „Zuſammenhalten!" Ja, wenn's nur ginge! Alles kommt durcheinander, ſtürzt, ſtrömt dabei vorwärts, ruft, brüllt. Es knallt von rechts und von links, es knallt von vorn und von rückwärts. Der Geier mag's wiſſen, ob von Freund oder Feind.

... ein Höllenwald iſt das! Hier ein Trupp Franzoſen, da einer. Der wehrt ſich, der ſchmeißt die Chaſſepots hin. Dabei der Boden aufgewühlt, aufgeriſſen von den

Granaten, die Hohenlohe hineingeſchickt, bedeckt mit abgebrochenen Äſten. Vorwärts — nur vorwärts! „Uhlenhuth! Sind Sie da?“ — „Zu Befehl, Herr Leutnant!“ „Immer links halten — immer links!“

. . . eine tiefe Grube, ein Steinbruch. Ein paar Dutzend Rothoſen ſtecken darin, haben Schutz vor den preußiſchen Donnerbüchſen geſucht, winken mit weißen Tüchern, ſchießen dann doch wie die wilden Tiere . . . werden überwältigt. Vorwärts, nur vorwärts!

. . . eine Waldblöße, eine Lichtung, ein Gehöft, in Flammen lodernd. Hurra — und drauf! „Rendez-vous! Rendez-vous!“ Diesmal wehren ſie ſich blutig, Hunderte ſind's, Tauſende. Schießen ſinnlos, laufen umher, ſchreien. Die franzöſiſchen Clairons klingen dazwiſchen. Ein paar Offiziere verſuchen, die Mannſchaft zu ſammeln. Es quirlt durcheinander, Freund und Feind. Plötzlich vom Weſten her ein geſchloſſenes Bataillon. Gerade noch Zeit iſt's, in das Gehöft einzudringen. „Hierher! Mir nach!“ Nun aushalten — aushalten —

Da kommt ſchon Hilfe. Schnellfeuer! Mit Hurra ſtoßen die anderen Kompagnien nach. Der Feind geht zum Teil zurück, wird verfolgt. Durch das Dickicht, bis ins freie Feld. Die anderen werfen die Gewehre fort. Hunderte noch, Tauſende. Ein Glücklicher, Goldacker, entreißt einem Franzoſen ein Fahnentuch: Jena ſteht darauf geſtickt — Jena! Und da iſt auch der goldene Adler, der dazu gehört. „Rendez-vous! Rendez-vous!“

Erntetag — Siegestag! Siegestag ſondergleichen! Sedan —

* * *

Auf der Höhe von Frenois ſteht der König von Preußen, der Bundesfeldherr. Auch der Kronprinz — ‚unſer Fritz‘ — iſt zu dem königlichen Vater hinübergekommen von ſeinem Beobachtungspoſten oberhalb Donchéry.

Moltke ſteht bei ihnen. Im weiten Halbkreis dahinter das große Gefolge, Fürſten und Generäle. Etwas abſeits der einſame Rieſe, Bismarck, in tiefem Sinnen. Als ob er plante, fügte, baute, ſchon über das Heute hinaus.

Sie wiſſen es nun alle, ſie fühlen es: es war ein Erntetag, ein Siegestag ſondergleichen.

Eiſenfeſt iſt der Gürtel längs der lodernden Maasdörfer um Sedan gezogen. Zurückgeſchmettert wurden alle Vorſtöße des Feindes. Sie haben es mit angeſehen, miterlebt: wie die franzöſiſchen Diviſionen im Südoſten vor Moncelle und Bazeilles zerſchellten, daß der heldenkühne Todesritt der franzöſiſchen Reiter gen Floing ſich brach. Es geht zu Ende, wie der Tag ſich neigt.

Der oberſte Kriegsherr hat befohlen, daß die deutſche Artillerie ihr Feuer auf Sedan vereinigen ſoll. Seit vier Uhr donnern die Geſchütze. Schon ſind die bayeriſchen Jäger bis an die Paliſaden des einen Feſtungstores vorgedrungen. In der Stadt, zwiſchen den Baſtionen, in denen ſich die Trümmer des geſchlagenen Heeres zuſammendrängen, lodern die Feuergarben empor. Von allen Seiten eilen die zu den deutſchen Korps entſandten Generalſtabsoffiziere zurück nach der Höhe von Frenois, und immer wieder melden ſie: Sieg! Sieg!

Da ſteigt in Sedan die weiße Flagge hoch.

Der Bundesfeldherr hat den Oberſtleutnant von Bronſart und den Hauptmann von Winterfeld in die Feſtung

hineingeſandt, um zur Kapitulation aufzufordern. Sie kommen zurück, ſie bringen neue Kunde: Kaiſer Napoleon iſt bei der geſchlagenen Armee —

Und ein weißhaariger, franzöſiſcher General kommt — Graf Reille heißt er —, ſteigt vom Pferde, geht ſchweren Schrittes, gebeugten Hauptes auf den königlichen Sieger zu, lüftet das Käppi, überreicht den Brief ſeines Gebieters:

‚Nachdem es mir nicht vergönnt war, in der Mitte meiner Truppen zu ſterben, bleibt mir nichts übrig, als meinen Degen in die Hände Eurer Majeſtät zu legen —‘

* * *

Feldpoſtbrief.

Hedwig von Berkenfelde an Bruno von Berkenfelde.

Wiesbaden, den 26. Oktober 1870.

Lieber Bruno!

Ich bin ſchon zu lange feige geweſen. Ich will endlich tun, was ich längſt hätte tun müſſen: ein Ende machen. Ich gebe Dir Dein Wort zurück. Erlaß mir Erklärungen, erſpare uns Erörterungen. Es war ein Irrtum, der uns zuſammenführte, das iſt alles. Das eine nur muß ich Dir ſagen: ich habe mir dieſe Erkenntnis ſchwer erkämpft. Dafür ſteht ſie nun unerſchütterlich feſt.

Wir wollen beide verſuchen, zu vergeſſen, und, wenn wir uns wiederſehen, will ich Dir die ſchweſterliche Freundin ſein, die ich Dir und Kurt ſeit Kindheitstagen war.

Hedwig.

* * *

Als der Feldpoſtſchwager dieſen Brief mit tauſend anderen in Pont à Mouſſon übernahm und die Briefſäcke unter fröhlichem Hörnerklang auf ſeinem Chaiſchen nach dem Stabsquartier fuhr, war Metz gerade gefallen. Der Brief mußte weit wandern, ehe er Bruno Berkenfelde erreichte.

Am 29. Oktober hatte er mit im endlos langen Spalier geſtanden, durch das die erſte Staffel der Gefangenen, das Gardekorps, ſchreiten mußte, an dem Bezwinger von Metz vorüber, dem Prinzen Friedrich Karl, ſeit geſtern Generalfeldmarſchall.

Ein Regentag war's, wie ſie deren ſo viele vor den Wällen der Feſtung erlebt, erlitten hatten. Heut achtete niemand darauf. Von den Baſtionen flatterten ja endlich die ſchwarz-weißen Fahnen; brauſende Hurras begrüßten ſie, die Regimentskapelle ſpielte: ‚Heil dir im Siegerkranz' —

. . . und da kamen ſie, die erſten der hundertdreiundſiebzigtauſend Mann, die heut die Waffen ſtreckten.

Zu Fuß voran ein alter graubärtiger Oberſt, ſtraff, die Hand am Säbel. In breiter Marſchkolonne dann die Karabiniers der Garde, Artillerie, Kavallerie zu Fuß, die Grenadiere, die Chaſſeurs, die Voltigeurs, die Gardezuaven in ihren bunten, phantaſtiſchen Uniformen. Die Elite des Kaiſerheeres. Reſpekt vor dem beſiegten Feind! Würdig, in militäriſcher Haltung marſchierten ſie vorüber, mit den Ehrenzeichen auf der Bruſt. Offizier auf Offizier tritt an den kommandierenden General heran, den alten Franſecky, lüftet die Mütze, überreicht den Rapport. Weiter zieht die Kolonne. Geradeaus ſtarren die Augen, kummervoll,

zornig. Mitten unter ihnen Kameraden, mit dem Arm in der Binde, mühſam ſich fortſchleppend, Bleſſierte und Kranke, die nimmer von ihrer Truppe weichen wollen, die treu bei ihr bleiben — auch im Unglück. Reſpekt vor ſolchen Feinden!

... und es kommen andere, in aufgelöſten Kolonnen, wild durcheinander, den Stecken in der Hand, die roten Hoſen in Fetzen, die Gamaſchen verfault, mit zerriſſenen Schuhen; ſchieben und drängen ſich, ſchreien, taumeln. Bis dicht an Bruno lief einer vor, ſtreckte die Hände aus, bettelte: Brot! Brot! Es mochte ſchon wahr ſein: für die kaiſerliche Garde war bis zuletzt Rat geſchafft worden, indes die anderen darbten. Aber es war doch nicht nur das. Jene alten Troupiers hatten Ehre im Leibe, Soldatenehre; über dieſe jungen Burſchen hatte die Manneszucht keine Gewalt mehr. Man ſah's den Offizieren, man ſah's den ergrauten Sergeanten an, wie ſie doppelt litten, unter dem Unglück der Kapitulation und unter der Demütigung, den Siegern ſolche Mannſchaft vorführen zu müſſen. Finſter, verbiſſen, gebeugten Hauptes ſchritten ſie daher.

Aber es gab Ausnahmen. Lehrſtunden ſind's hier. Wo ein Kolonel ſein Regiment, ein Kapitän ſeine Kompagnie feſt in der Hand gehabt, wo er nicht nur der Vorgeſetzte geweſen, wo er Herz für ſeine Untergebenen gehabt, zeigte ſich's heut. Wie eine Inſel im Meer ragten ſolche Verbände aus den Trümmern empor. Und wenn ſolche Offiziere von ihren Leuten Abſchied nahmen, dann gab's Händedruck und Tränen. Gerade Bruno gegenüber ſpielte ſich eine ergreifende Szene ab. Ein alter Huſarenoberſt wurde umdrängt wie ein Vater von ſeinen Kindern. Kaum

rühren konnte er ſich. Bis er plötzlich die Arme ausbreitete, den und jenen und noch einen an die Bruſt zog, küßte. „Haltet euch gut, meine Braven!“ Der Diener ſtand ſchon da mit dem Pferd. Jeder wollte ihm den Steigbügel halten. Nun ſaß er im Sattel, winkte, winkte, und dann ſprengte er im ſauſenden Galopp nach Metz zurück, wo die Offiziere ihres Schickſals harrten.

Weiter zogen ſie, Artillerie, Zuaven, Chaſſeurs, Genie und Train, durch den ſprühenden Oktoberregen, durch den grauen Tag, in die Ferne, nach Deutſchland zu.

„Sie haben ſich's anders gedacht,“ hörte Bruno hinter ſich den flinken Welling ſagen.

Er ſah ſich um. Es hätte ihn verdroſſen, wenn er ein Spottlächeln geſehen hätte. Aber Mann für Mann blickten ernſt drein. Sie fühlten die Schwere dieſes Soldatengeſchicks. Lieber tot — als gefangen.

* * *

Addio, ihr Sumpflöcher um Metz! Addio, du knietiefer Lehmboden, du Laubhütte, du Regenfall, du Jammerbiwak, du Dreckneſt!

Wir reiten —

Quer durch Frankreich zog das Regiment. Die Sonne ſchien wieder, und das reiche Land lachte im Herbſtſegen. Alle Tage ein neu Quartier und neue Geſichter. Heut ein Chateau auf Bergeshöh, morgen eine einſame Ferme im Walde. Heut beim Herrn Curé mit Poulardenbraten, morgen in einer verlaſſenen Bauernhütte, wo der Burſche die letzte Erbswurſt im Keſſel aufbrodelte. Wein gab's ja überall. Mal beſſer, mal ſchlechter. Aber auch der rote

Krätzer ließ ſich noch als Glühwein verwenden, und die Kognakflaſche hatte immer einen guten Pegelſtand. Nur der Tobak . . . mit dem ſah's bald bös aus . . .

Wir reiten — Hurra, wir reiten!

Hinausjubeln möchte es Bruno. Er . . . alle! Das träge Blut kommt endlich mal wieder in Bewegung. Wie neuer Saft ſchießt's empor. Die alten Huſarenlieder klingen wieder auf den Märſchen und neue dazu. Ganz merkwürdige neue. Plötzlich ſind ſie da. ‚Was kraucht denn da im Buſch herum? Ich glaub, es iſt Napoleum. — Was hat er nun zu krauchen dort? Drauf, ihr Huſaren, jagt ihn fort!' — ‚Das geht mir ſehr im Kopf herum: Auf Wilhelmshöh Napoleum! Was haſt du da aufs Schloß zu tun — Als Priſonjeh? Das frag ich nun.' Und dann das blitzneue Marketenderlied:


TAYLOR INSTITUTION OXFORD

Es leb' der Marketender,
Der dort an dem Geländer
Bei ſeinem Karren ſteht!
Er iſt fürwahr der Beſte
In dieſem ganzen Neſte —
Geht alle hin und ſeht!
Holländ'ſchen Käſ', auch Schweizer,
Brot gibt's für wenig Kreuzer
Ein großes Stück allda.
Er hat auch ſchöne Kerzen,
Ein Töchterchen zum Herzen
Das iſt die Hauptſach' ja —

Herrlich war's. Als ob man alle Sorgen vor dem vermaledeiten Metz im knietiefen Lehmboden, in der elenden Laubhütte hätte ſtecken laſſen. Alle Sorgen — und alle dummen Gedanken. Und wo noch ſolch Reſtchen von Sor-

gen und dummem Zeug im Kopf ſtecken geblieben war: hinaus damit! Hinaus!

Auch die geliebten Pferde merkten's. Ganz ſtumpf und ſteif waren ſie geworden. Jetzt heben ſie wieder die Köpfe, wiehern hell auf, greifen gut aus. Hurra!

Immer gibts was Neues, was Pläſierliches. Geſtern, gerad ſind wir eingerückt in den fetten Pachthof, ſteht der Welling da, hat ſeine große, ſilberne Bolle herausgezogen, weiſt ſie Madame Piſang, bläſt die Backen auf; zeigt auf die drei, ſagt ‚manger'; auf die ſechs, ſagt ‚manger'; auf die neun, ſagt ‚manger' — und dann rund um die Uhr herum: „Vin — vin — vin —" Um Mitternacht möcht er noch futtern, der Kerl. Kriegt's ſchon fertig, ſo, nach den verfluchten Metzer Monaten. Ein rechter Huſar kriegt alles fertig.

Fragt der däniſche Schleſier, der Krotzanke, den Einjährigen Werner: er müßte ſeine Attila flicken, wollte ſich von Madame Piſang einen Faden geben laſſen, was ‚der Faden' in dem franzöſiſchen Kauderwelſch hieße? ‚Un fil.' Schönecken! Kommt der Krotzanke zu Frau Piſang, die ein Baby im Schoß hat, ſagt erſt — ſelbſtverſtändlich — ‚manger! manger!' Das ſagen ſie alle und immer. „Oui, Monsieur." Pauſe. Worauf Krotzanke eine Weile nachſinnt, bis er herauskommt . . . ſeltſam gedehnt: „Fille! Fille! Madame Pisang!" Schreit die Frau auf, rennt auf die Straße, ringt die Hände: „Menſchenfreſſer! Kannibalen! Ich habe einen Pruſſien, der will meine Tochter eſſen!"

Und dann unſer Herr Wachtmeiſter, der dicke Pullrich. Der findet das Franzöſiſch kinderleicht. Ihn verſtehen ſie immer, die dummen Kerle, ſagt er. Das gab ein

Lachen, als wir hinter das Geheimnis kamen. Er ſchiebt ſich ins Quartier. Natürlich hat er das beſte. Der Deubel ſoll den Quartiermacher frikaſſieren, der nicht für ihn und ſeine ‚Helene‘, die immer in erſtaunlichem Futterzuſtand iſt, ſorgt. Schiebt ſich alſo ins Quartier, ſtellt ſich mitten in die Stube, ſo dick wie lang, ſtößt gewaltig mit dem Säbel auf den Boden, dreimal, daß die Wände dröhnen; rollt die Augen, ungefähr, wie er ſie rollt, wenn er einem Rekruten, der ſeinen Gaul gedrückt, Zuchthaus und Totſchießen androht; ſtellt die Beine breit auseinander, ſperrt den Mund auf. „Rum — bum! Aſſay — raſſey! Rum — bum! Tazzey — ſchaſſey! Rum — gum!“ Streicht rechts und links den Schnurrbart: das heißt eſſen! Legt die linke Rieſentatze an die Backe: das heißt ſchlafen. Legt den Kopf zurück, hebt die rechte Klaue an den Mund: „Gluck — gluck! Rum — bum! Aſſay — ſchaſſey — raſſey! Rum — bum! Habt ihr's verſtanden, ihr Piſangs!“

Und dann, eine Stunde ſpäter, ſitzt der dicke Pullrich ganz ſicher vor der Haustür, hat ein Franzoſenbaby auf den Knieen, macht: ‚Hoppla — hoppla‘ und ſtreichelt dem Göhr ſo ſanft die Bäckchen, wie's kaum 'ne Mutter beſſer kann. Ein biſſel verlegen faſt: „Na ja, Herr Leutnant, man denkt doch manchmal ans eigene Kroppzeug — daheim —“

Daheim! Ja . . . daheim! Iſt ſchon beſſer, man denkt nicht ans Daheim. Da trotzt das Mädel immer noch! Das ſüße, ſtolze Mädel!

. . . wird ſchon wieder gut werden. Pah! Sie ſchmollen und trotzen alle gern, und dann küſſen ſie deſto ſüßer . . .

Und wenn ſie nicht wollen? Gar nicht wollen? Wie macht der dicke Pullrich: „Rum — bum! Naſſey — taſſey

— ſchaſſey! Rum — bum!“ Das verſtehen die Mädchen auch — komm den Frauen zart entgegen, du gewinnſt ſie, auf mein Wort — doch wer keck iſt und verwegen, kommt am End noch beſſer fort . . .

Na überhaupt, die Mädchen!

Nette Puſſelchen unter den zierlichen Franzöſinnen mit dem ſchwarzen Schopf und den blanken Augen, in den kleinen Städten auf dem Lande, den Bourgeoiſes und den Piſangstöchtern. Was anderes kriegt man ja nicht zu ſehen. Nette Käfer — ein Brandfuchs freilich iſt nicht drunter geweſen. Einen Brandfuchs gibt's vielleicht überhaupt nicht zum zweiten Mal. Wer weiß? Man muß abwarten. Iſt noch nicht alle Tage Abend. Reſpekt aber vor den kleinen Schwarzhaarigen hier. Temperament mögen ſie haben, doch ihrer Haut wiſſen ſie ſich zu wehren! Nicht rühr an!

Jetzt machten ſie ſich übrigens merkwürdig dünn. Meiſt waren ſie ausgerückt, Frau Piſang und Fräulein Piſang. Nur die ganz alten Megären und die Klappergreiſe hüteten das Haus. Man hatte die Jungen wohl graulich gemacht. Unſinn: wenn ein Huſar mal handgreiflich werden wollte, vertobakten ihn die Kameraden, daß ihm Hören und Sehen verging.

Aber die jungen Männer ſind auch fort, wie vom Erdboden verſchlungen. Iſt überhaupt manches anders geworden in den letzten acht Tagen. Nicht gerade gemütlicher.

Erſt war das faſt wie ein Friedensmarſch. Nun regt ſich's. Am Ende hat der Oberſt recht, wenn er meint, wir kriegen noch feſte zu tun. Erſtaunlich eigentlich: da haben wir den Franzoſen die zwei großen Armeen abgeknöpft, haben Metz erobert, Straßburg und ein halbes Dutzend an-

derer Feſtungen, und ſie ſind nicht klein zu kriegen. Paris hält ſich, und hinter der Loire ſollen ſie ſchon wieder ein neues Armeechen aufgeſtellt haben. Werden wir ihnen ſchon beſorgen, wir ſind ja auf dem beſten Wege dahin. Aber auch ſonſt: heut knallt es hier, morgen knallt's dort; mal aus einem Gehöft, mal aus 'ner Waldecke. Eine Schwefelbande, die Franktireurs. Kaum, daß man noch ſeine Nachtruhe hat. Und die alten Mummelgreiſe, die man im Quartier trifft, ſind verbiſſen und höhniſch; der dicke Wachtmeiſter raſſelt ſogar ſein ‚Rum — bum! Teſſey, ſchaffey, leſſey!' umſonſt herunter.

Nee — ſo nett wie er im Anfang war, iſt der Marſch nicht mehr. Iſt auch eklig kühl geworden. Am Tage geht's noch, aber in der Nacht kann man noch ſolch grand feu im Kamin machen, es wird nicht warm. Und dann liegt man und liegt, und die dummen Gedanken kommen doch wieder, die Gedanken an die Heimat —

Ein Glück, daß es genug vin gibt. Jetzt gerade, wo man ſo dicht am geſegneten Burgunderland vorüberſtreift. Welling hat ſich ſchon 'ne ganz rote Naſe angeſoffen. In Gießkannen und Stalleimern holen es die Kerle aus den Kellern der verlaſſenen Häuſer. Kann man's ihnen verdenken?

Die brave Feldpoſt kam überall durch. Manchmal wurde ein Poſtſchwager abgeknöpft, manchmal brauchte ein Brief aus der Heimat hölliſch lange Zeit; aber im großen und ganzen — allerhand Achtung —

Geſtern nacht hatte der Befehlsempfänger einen ganzen Sack Briefe mitgebracht. Auf dem Rendezvous in aller Herrgottsfrühe wurden die Briefe verteilt. Bruno hatte

auch einen. Er wollte ihn gerade öffnen, da rief ihn der Oberſt. Alſo nachher. Weg mit dem Brief in die Satteltaſche.

„Berkenfelde, ſuchen Sie ſich aus Ihrem Zug ein halb Dutzend Huſaren heraus mit guten Pferden. Hier, bitte — ſehen Sie mal auf die Karte. Ihre Schwadron ſichert die linke Flanke, ich hab ſchon mit Ihrem Rittmeiſter geſprochen. Sie greifen aber noch weiter ſüdlich aus, bis über Chablis. Seien Sie ein biſſel vorſichtig, die Gegend ſoll voll Franktireurs ſtecken. Verſtanden?“

„Zu Befehl, Herr Oberſt.“

Dann war der Rittmeiſter da. „Sie, ſchöner Bruno, jagen Sie mir die Gäule nicht ſo ab! Und wenn Sie wirklich bis Chablis kommen, bringen Sie mir 'ne Pulle mit. Die Auſtern dazu werden wir uns freilich beide verkneifen müſſen.“

„Zu Befehl, Herr Rittmeiſter.“

Sie lachten beide. Schließlich ſchmeckte Chablis auch ohne Auſtern.

Aber Bruno kam das Lachen nicht recht aus freier Bruſt. Er dachte an den Brief in der Satteltaſche. Er hatte ja die Handſchrift erkannt, dieſe feſte, ſteile Mädchenhandſchrift. Es war der erſte Brief von Hedwig, den er empfing ſeit dem Ausmarſch aus der Heimat —

Der Morgen war wunderſchön. Auf den Hängen lag leichter Reif, aber die Sonne war ſchon im Hochkommen. Die Luft ſo klar, weithin konnte man ſehen. Es wurde ſicher ein herrlicher Ritt. Die Wege waren freilich hart auf den Kreidebergen, doch die Gäule hatten ſich ſchon daran gewöhnt. Und dann Chablis! Eine Pulle Chablis

TAYLOR INST. OXFORD

an Ort und Stelle zu trinken: das war doch mal was Beſonderes! Los alſo!

Wenn nur der Brief nicht wäre. Daß der gerade heut kommen mußte. Was ſchrieb Hedwig? Vorwürfe natürlich. Schön — die hatte man ſich ſchon ſelber gemacht, die waren alſo eigentlich überflüſſig.

Komiſch . . . die Satteltaſche ſchien ſchwer und ſchwerer zu werden während des Ritts. Und dabei zögerte Bruno immer noch, den Brief herauszuziehen, den Umſchlag aufzubrechen. Zu dumm! Feige geradezu! Feige vor den paar Vorwürfen? Feige vor Hedwig . . .

Wohl eine halbe Stunde waren ſie geritten; auf der großen Straße erſt, dann ein paar Male links auf die eine, auf die andere Höhe, Ausſchau zu halten. Zu ſehen war nichts. Ein Meer von Rebengärten, ein paar ganz friedliche Gehöfte darin.

Nun blieb er ein wenig zurück. Mochte Welling mal die Spitze übernehmen. Der konnte ſich vielleicht heut die Treſſen verdienen.

Im Schritt ritt er hinter den anderen drein. Zögerte noch immer, ſtrich ſich rechts und links über den Schnurrbart. Zog langſam den Brief heraus, brach langſam den Umſchlag auf —

Jetzt hielt der Gaul. Unſanft hatte er die Kandare angezogen.

. . . dann kam er plötzlich in Karriere nachgeſprengt, daß die Funken auf der Pflaſterſtraße ſtoben.

„T—rab!“ kommandierte er. Es wurde ein ſehr, ſehr langer Trab. Welling wunderte ſich. Der Gäule wegen, und dann: nicht einmal wurde Ausſchau gehalten, immer

ging's den Weg entlang, zwiſchen den Weingärten hindurch, bergauf und bergab. Die Pferde ſchnauften und kamen ſtark in Schweiß. Wenn das der Rittmeiſter wüßte oder gar der dicke Pullrich, der Wachtmeiſter, der immer ſchonen wollte.

Was nur der Leutnant hatte? Sonſt war gerade der doch immer luſtig, machte ſeine Späßchen, teilte den letzten Schluck aus der Feldflaſche. Heut ſah er nicht rechts, nicht links, ſprach kein Wort.

Einmal wagte der Gefreite einen Ton: „Das Gehöft drüben, Herr Leutnant.“ Der ſchüttelte nur den Kopf, und weiter ging die wilde Jagd.

Bis die Gäule wirklich nicht mehr konnten. Erſt blieb ein Huſar zurück, dann der zweite. Und ſelbſt die unverwüſtliche Halbblutſtute, die Jenny, kam ins Stolpern. Da hob er endlich den Arm: „Schritt.“

Aber nun döſten ſie im Schritt auf der Straße hin. Wenn ſich ein paar Kerle in den Weinbergen verſteckt hatten, konnten ſie abgeknallt werden wie die Haſen. Ganz anders war das als damals auf der Patrouille vor Vionville —

Schließlich gab ſich der Leutnant einen Ruck. Es war wirklich, als ob er ſich einen Ruck gäbe. Er hielt plötzlich ſeine Jenny an. Sah ſich um, ſtrich ſich mit dem Handrücken über die Stirn, auf der die dicken Schweißtropfen ſtanden, ſagte ganz laut: „Ja — ſo!“ Und dann lachte er. Es klang aber wieder ganz wunderlich: es kam faſt wie ein Schluchzen heraus.

Aber er war nun wieder ganz bei Beſinnung, fand Welling. Es hatte jetzt alles wieder ſeine Ordnung. Der Leutnant holte die Karte heraus, orientierte ſich. Welling

mußte links auf die Höhe. Zu ſehen war nichts, nur einige Fermen zwiſchen den Weinbergen. Da wurde ein kurzer Halt gemacht, daß wenigſtens die Gäule Waſſer kriegten. Ja — und die Menſchen du vin.

Dann ging's weiter. Und um die Mittagsſtunde tauchten endlich ein paar Türme auf. „Chablis," ſagte der Leutnant. „Kinder, da woll'n wir uns was zugute tun."

Sie preſchen heran an den Ort und gleich durch. Groß iſt das Neſt nicht. Sieht aber gut aus, recht wohlhabend. Vom Feinde keine Maus, keine Laus. Da und dort ſteht ein Bourgeois in der Haustür, die Hände in den Hoſentaſchen, glotzt: natürlich glotzt er, hat ja noch nie einen Pruſſien geſehen. Alſo gut: Kehrt und im Schritt zurück bis zum Hauptplatz. Da iſt eine feine Auberge. Der Leutnant pocht ans Fenſter, ſteigt ab. Der Propriétaire erſcheint, dienert. Es riecht gut aus dem Hausflur, das Diner ſcheint parat.

„Welling, abſitzen. Ich laſſ' euch allen Eſſen herausbringen und Wein, Chablis — trinkt ihn mit Verſtand."

Er ſcheint wieder ganz luſtig, der Leutnant. Und der Propriétaire iſt ein vernünftiger Mann. Es kamen ein paar dralle Mägde. Ein Tiſch wird aufgeſtellt, Weinflaſchen darauf, und bald dampft eine mächtige Schüſſel dazwiſchen. So gut hatten wir's lange nicht — — —

Drinnen in der Wirtsſtube ſitzt Bruno Berkenfelde. Er hat den Säbel zwiſchen den Knieen, vor ihm auf dem Tiſch liegt die Karte, drauf ein Brief. Der Propriétaire bedient eigenhändig und ſehr befliſſen. Aber Bruno ſchiebt das Eſſen beiſeite. Nur dem Wein tut er alle Ehre an. Trinkt, trinkt — ſtarrt auf den Brief — trinkt weiter.

Sehr ſchnell, in großen Zügen. Sapriſti, können die Pruſſiens ſaufen!

Mit einem Male gibt's draußen ein Hallo. Lautes Brüllen, Fluchen, deutſch und franzöſiſch. Es fällt ein Schuß —

Berkenfelde iſt am Fenſter, reißt es auf. Sieht drüben auf der Straße einen Trupp Menſchen, Geſindel, mit Miſthaken, Dreſchflegeln, Gewehren. Die Huſaren werfen den Tiſch um, ſind ſchon bei den Pferden, haben die Plempen 'rausgeriſſen. Er ſpringt aus dem Fenſter, fällt, rafft ſich hoch. „Hier, Herr Leutnant!“ — „Aufſitzen!“ Da knallt es ... es iſt wie ein Schlag gegen die Bruſt — „Fort, Welling! Fort! Ich —“ Noch einmal rafft er ſich empor. „Herr Leutnant —“ „Fort! Fort! Ich befehle —“ Und er ſieht noch, zuſammenbrechend, wie die Gäule ſich bäumen, daß die Säbel blitzen, das Geſindel auseinanderſtiebt. Ein Schuß blitzt auf ... noch einer ... dann iſt es Nacht — dunkle Nacht —

Ob er träumt?

... er liegt in einem weißen, weichen Bett. Eine verhüllte Lampe brennt. Eine Frauengeſtalt ſteht am Lager, neigt ſich, ſtreicht ihm ſanft das Haar aus der Stirn ...

... er will ſprechen, fragen. Die Frau legt den Finger an die Lippen, wie Schweigen gebietend. „Mon enfant,“ ſagt ſie. „Mon enfant ...“ und hat doch gar nichts Mütterliches. Jung iſt ſie und ſchön ...

... aber es iſt doch nur ein Traum ...

* * *

Feldpoſtbrief.

Major von der Decken an Exzellenz von Berkenfelde, Berlin.

St. Florentin, 18. November 1870.

Euer Exzellenz wollen mir geſtatten, mit der durch die Verhältniſſe gebotenen Flüchtigkeit über Ihren Herrn Sohn, der am 15. in Chablis überfallen worden, einige beruhigende Worte zu ſchreiben, die Euer Exzellenz hoffentlich noch vor der Benachrichtigung durch die Verluſtliſte erreichen. Ihr Herr Sohn befindet ſich in Pflege der Gräfin de Briſſonet auf Chateau Bellegarde bei Chablis (Depart. Yonne). Er iſt bei einem Überfall verwundet worden, durch einen Schuß in die Bruſt; nach ärztlicher Anſicht iſt die Verwundung zwar nicht leicht, aber eine augenblickliche Gefahr iſt nicht vorhanden.

Zur Erklärung dieſer Zeilen erlaube ich mir hinzuzufügen, daß ich geſtern auf Befehl des Königlichen Generalkommandos mit einem Detachement in Chablis war, um den Ort für jenen Überfall zu beſtrafen. Ich konnte, da ich am Abend mich bereits wieder an das Korps anſchließen mußte, Ihren Herrn Sohn nicht ſelbſt aufſuchen. Herr Stabsarzt Roſe iſt aber nach dem nur wenige Kilometer von Chablis entfernten Schloß geritten und verſichert, daß Ihr Herr Sohn in jeder Beziehung vortrefflich aufgehoben wäre. Die Gräfin de Briſſonet hat ihn ſelbſt aus den Händen des Pöbels gerettet. Eine weitere Beläſtigung durch die Bevölkerung erſcheint nach unſeren Maßnahmen ausgeſchloſſen.

Euer Exzellenz wollen die Verſicherung der ausgezeichneten Verehrung genehmigen

Ihres gehorſamſten
C. v. d. Decken,
Major und Bataillonskommandeur im Infant.-Rgt. Nr. 16.

Übermittelt, da Adreſſatin poſtaliſch in Berlin nicht auffindbar, durch das ſtellvertretende Kriegsminiſt.
J. A.: Siekmann.

* * *

Am 19. September in der Frühe hatte das Regiment im Verband der Diviſion auf der Patte d'Oie geſtanden, im Norden vor Paris, an der großen Straße nach Lille.

Ein ſonniger Herbſtmorgen. Klar war die Luft. In flimmerndem Licht lag das gewaltige Häuſermeer. Vorn die Höhen von Montmartre und Belleville, noch weiter davor die Ebene von Romainville und St. Denis mit den trotzigen Forts, mit blühenden Dörfern, Schlöſſern und Villen, in grüne Weinberge, Gärten und Felder gebettet. Ganz hinten, in der Ferne, ein violettblauer Dunſt.

Die Gewehre wurden zuſammengeſetzt.

Seit einigen Tagen hatte Kurt Berkenfelde die Führung der Kompagnie abtreten müſſen. Am 13. waren die erſten Erſatzmannſchaften eingetroffen, mit ihnen Premierleutnant von Ohderig, der die Kompagnie übernahm. Der Erſatz tat bitter, bitter not. Mit zweihundertundfünfzig Mann war die Kompagnie ausgerückt; am Morgen des 19. Auguſt hatte ſie noch hundertfünfzehn Gewehre gezählt; am 2. September meldete der Feldwebel ſechs Unteroffiziere, vierundneunzig Grenadiere zum Dienſt.

Als Berkenfelde von ſeinem Häuflein Abſchied nahm, brauchte er nicht vom hohen Roſſe herabzuſteigen. Major von Laſſow hatte ihn ſich für Britzky, der ſchwer erkrankt in Reims zurückbleiben mußte, zum Adjutanten erkoren. Trotzdem wurde ihm der Abſchied ſchwer. Die Tage von Gravelotte und Sedan waren ein gar feſter Kitt. Die Grenadiere umdrängten den jungen Offizier, der ihnen faſt für einen Monat der ‚Alte‘ geweſen, der mit ihnen Not und Gefahr und alle Strapazen geteilt, der für ſie geſorgt hatte wie ein richtiger ‚Alter‘. Er mußte rechts und mußte links die Hände ſchütteln, die ſich ihm entgegenſtreckten. Auch Krohn, der Colonel, kam an die Reihe. ‚Die Bayern‘ wurden er und der Berliner ſeit Sedan genannt, ſeit ſie ſich mit dem ausgeriſſenen Notizbuchblatt am Spätabend des 1. September im Biwak zurückgemeldet hatten; ‚die Grenadiere Krohn und Langhans haben heut brav mitgehalten,‘ ſtand auf dem zerknitterten Papier mit Bleiſtift geſchrieben, und darunter: ‚Bruggaier. Königl. Bayeriſcher Hauptmann,‘ und wieder darunter: ‚Mit Gruß an die preußiſchen Kameraden.‘ Wie die Räuber hatten die beiden übrigens ausgeſehen, voll Ruß und Dreck, mohrenſchwarz im Geſicht. Aber ſeither ſchwadronierte der Colonel nie mehr über ſeine amerikaniſchen Heldentaten, er ſprach nur von Bazeilles: „Ha, Langhans, wie war's? Du, Lulu, erzähl du auch mal. Die Kerle machen immer eine Fratze, als ob ſie mir nicht glaubten! Mir! Mir!“

Nun hielt Kurt Berkenfelde mit ſeinem Kommandeur vorn bei dem Stabe. Major von Laſſow kannte Paris. Er wies nach vorn: „Da rechts, das muß der Mont Valérien ſein. Da unten — nehmen Sie mal das Glas — dort, in

der Einſenkung, die Türme von Notre-Dame und die Kuppel des Pantheon. Und nun, vor uns, die Kathedrale von St. Denis, die alte Grabkirche der franzöſiſchen Könige.“ Er rieb ſich die Hände. „Was Berkenfelde — in ein paar Wochen ſind wir wohl drin. Vielleicht noch früher. Augen werden Sie machen!“

Vielleicht noch früher —

Die Garde-Huſaren waren vorn zum Rekognoszieren. Ab und zu kam ein Offizier zur Meldung zurück. Einmal hieß es: „An die Gewehre“ — „Gewehr in die Hand“ — „Mit Patronen geladen.“ Zum erſten Mal ſeit Sedan. Mancher Grenadier mußte feſt an die alte Knarre ſchlagen, das Schloß wollte nicht gleich aufgehen.

Gab es heut doch ein Gefecht? Gab's vielleicht gar einen Sturm auf die Schanzen dort unten? Auf die Forts?

Colonel Krohn hielt ein paar Einjährigen vom Schwamm einen belehrenden Vortrag mit großartigen Handbewegungen: „Warum ſollen wir nicht ſtürmen? Ihr grünen, jungen Herrleins verſteht das natürlich nicht. Wie das gemacht wird? Nun — vor den Forts ſind breite, tiefe Gräben, über die wir hinweg müſſen. Höchſt einfache Choſe: man füllt ſie mit Menſchenleibern aus. Es heißt dann: Freiwillige vor. Wir erwarten“ — Pauſe und rollende Augen — „wir erwarten die lebhafteſte Beteiligung der Herren!“

Aber die Gewehre wurden wieder zuſammengeſetzt. Man wartete. Faſt als wenn man heut das Warten und das Sichgedulden lernen ſollte — auf Monate hinaus.

Erſt am Spätnachmittag trat das Bataillon an. Komiſche Leutchen, die Franzoſen: den Weg hatten ſie auf ihre

Art zu ſperren verſucht; die Pappeln gefällt, die Chauſſeen auf weite Strecken mit Glasſplittern beſtreut. Die Grenadiere lachten. Als ob man nicht auch neben dem Weg marſchieren könnte. Man tat's, und in der Dämmerung wurde Stains beſetzt, wurden die erſten Vorpoſten gegen Paris bezogen mit Feldwachen, Unteroffizierpoſten, der Doppelpoſtenkette und fleißigem Patrouillengang gegen die Forts. Der Feind verhielt ſich artig. Dann und wann pfiff eine Chaſſepotkugel herüber, einmal kam, mit viel Getöſe, eine ſchwere Granate angeſauſt und ſuchte ſich irgendwo ein unſchuldiges Fleckchen Erde. Das war alles. Aber Lärm machten dafür die Franzoſen, viel Lärm. Das Trommeln in den Forts hörte nicht auf, immer wieder klangen die hellen Töne der Clairons dazwiſchen.

Die Nacht war herabgeſunken, als Berkenfelde mit ſeinem Kommandeur von der Feldwache an der großen Straße nach St. Denis zurückkam. Die Bewohner des ganzen Ortes waren vor den gefürchteten Barbaren geflüchtet. Die Moblots hatten dafür in den letzten Tagen arg gehauſt. Nun waren die Burſchen beim Großreinemachen. Marheinke, der Rieſe, aber ſtand am Küchenherd und zog ein wichtiges, ſehr befriedigtes Geſicht. Es duftete unbeſtimmt, aber es duftete.

„Sollte er wirklich etwas zu kochen haben?" fragte der Major auf der Schwelle.

Geliefert war nichts worden, nicht Fleiſch nicht Brot. Die Proviantkolonne mochte noch weit zurück ſein. Während des ganzen Tages hatte ein Stückchen Schokolade reichen müſſen, nun knurrte der Magen. Man merkte es immer beſonders, wenn die Ruhe winkte.

„Haſt du 'was, Marheinke?“

„Jawohl, Herr Leutnant.“ Das rote Geſicht glänzte vom Herdfeuer herüber.

In der guten Stube war ſchon ‚gedeckt‘. Irgendwo hatten die Burſchen einen Tiſch aufgetrieben; er zählte zwar nur drei Beine, aber er war durch ein untergeſchobenes Fäßchen kuriert. Dafür gab es zwei Prachtſtühle: einen tiefen, mit rotem Plüſch überzogenen Lehnſtuhl für den Major und ein goldlackiertes Seſſelchen für den Herrn Leutnant. Das beſte war, daß der Kamin brannte; denn es war empfindlich kalt. Das Brennmaterial erſchien freilich auf den erſten Blick etwas eigentümlich: es beſtand aus zwei mächtigen Balken, die mit dem Stirnkante in den Kamin geſchoben waren, im übrigen aber durch das ganze Zimmer reichten. Teller ſchienen nicht aufzutreiben, aber dafür ſtanden zwei blankgeputzte Kochgeſchirrdeckel auf dem Tiſch und zwei dito Blechlöffel; der vor dem Kuvert des Herrn Leutnant hatte allerdings nur noch den Anſatz eines Stiels.

Marheinke brachte ſeinen Kochkeſſel. Es duftete wirklich großartig.

Eine Suppe war es. Man konnte ſie beinah als Bouillon anſprechen. Sie hatte wenigſtens einen gelbgrauen, öligen Schimmer. Jedenfalls ſchmeckte ſie wunderbar. Im Felde ſchmeckt alles, wenn man vierundzwanzig Stunden nichts Warmes in den Leib gekriegt hat. Sie löffelten um die Wette, der Major mit dem ganzen, der Leutnant mit dem halben Löffel.

Als der Kochkeſſel leer war, lehnte ſich der Major behaglich in ſeine Plüſchpracht zurück. „Rufen Sie doch mal

Ihren Marheinke, Berkenfelde. Der Mann iſt ja ein Künſtler.“

Der Rieſe kam. Der Major ſprach ihm die allerhöchſte Anerkennung aus. „Nun ſagen Sie aber mal, woraus haben Sie denn die famoſe Suppe gemacht, lieber Marheinke?“

Da verwandelte ſich der zufriedene Ausdruck in dem Geſicht des Braven in ein gradezu triumphierendes Grinſen: „Einen Knochen hatte ich noch im Torniſter, Herr Oberſtwachtmeiſter — und einen hab ich hier auf dem Hof gefunden.“

„Es iſt gut. Sie können gehen!“ Sie ſaßen ſich eine Weile ſchweigend gegenüber. Bis der Major laut auflachte. „Hören Sie, Berkenfelde, eins wollen wir uns zuſchwören: in Zukunft fragen wir den Marheinke nie wieder. Gut, daß der Stabsarzt heut nicht hier iſt — ich glaube, er würde uns Rizinusöl verordnen.“

Es blieb nicht ſo ſchlimm. Es wurde ſogar recht komfortabel vor Paris, wenigſtens in den Kantonnements hinter der Vorpoſtenlinie, in dieſen von den Bewohnern verlaſſenen Dörfern und Flecken, denen, wie der Berliner Langhans meinte, „die Wohlhabenheit aus allen Knopplöchern guckte“; worauf Landsmann Ulbrich brummte: „Löcher ſind's doch — nich mal 'n Ofen haben die Piſangs gehabt, immer bloß die labbrigen Kamine; vorn brät man, und hinten rum wird man langſam Eis.“ Pittelko ſtöhnte: „Un immer gibt's Hammel.“ Das war ſchon richtig. Es wurde nichts wie Hammel — Hammel — Hammel geliefert. Aber die andern lachten den Schleſier aus: „Sei du Schaf doch froh. Oder geniert's dir von wegen die Verwandtſchaft? Anmerken tut man dir's auch, ſo ville Fett,

wie du anſetzt.“ Und der Colonel Krohn ſtrich ſich ſeinen majeſtätiſchen Vollbart, den er jetzt wieder ſorgſam pflegte, ſeit er mit den Gefreitenknöpfen den höchſten Grad der Gemeinheit erreicht hatte: „Man könnte es ſchon eine Weile hier aushalten. Nur das Beſte fehlt, die Krone des Lebens, meine Lieben, die edle . . . und auch die minder edle Weiblichkeit.“

Es waren wirklich Männerdörfer, dieſe Orte und Flecken rings um Paris. Früh morgens, wenn die Reveille klang, gingen die Grenadiere zum Brunnen und zum ‚Einholen‘, das heißt zum Proviantempfang oder zum Kartoffelbuddeln; ſie kamen zurück mit Brot und Fleiſch und Reis und Kaffee und Salz; ſie kochten den Kaffee; ſie ſcheuerten; ſie kochten das Mittageſſen, wuſchen ihre Wäſche, flickten und ſtopften, nähten Knöpfe an, unendlich feſter, als eine Frauenhand es kann. Und in den Ruheſtunden hockten ſie um den vielgeſchmähten Kamin, der, da das wirkliche Brennholz bald ausging, mit dem möglichſt unmöglichen Material geſpeiſt wurde, vom Rebholz bis zum Dachſparren, — und klatſchten wie die Weiber.

Sie kannegießerten ganz gehörig: über Napoleum, der nun nicht mehr im Buſch herumkroch, und über den alten König Wilhelm drüben in Verſailles; daß Straßburg ‚über‘ wäre, und der rote Prinz ‚woll balde mit Metz fertig ſein würde‘; über ‚dat dämliche Paris‘ und ob da der Hunger ſchon ‚feſte mang‘ wäre: „Der Jas is ihm ſchon ausjejangen; es flimmert abends nich mehr; Kohlen haben ſe alſo nich mehr; lange kann’s nich dauern, dann fehlt auch dü päng! Un dann gehn wir nach Hauſe.“

Natürlich ſprachen ſie auch von zu Hauſe, von der

Heimat. Mancher alte Reſervemann, mancher junge Burſch ſehnte ſich wirklich ſchmerzlich-herzlich nach Frau und Kind und Schatz. Die meiſten freilich lebten dem Tag und der Stunde und zerbrachen ſich den Kopf nicht darüber, wie's zu Hauſe zuging. Höchſtens, daß ſie die Zeitungen durchſchmökerten, die die Einjährigen geſchickt bekamen oder die aus den Offiziersvillen von den Burſchen dem oder jenem zugeſteckt wurden. Daß die Zeitungen drei, vier Wochen alt waren, verſchlug nichts.

Pittelko, der Schleſier, ſetzte Fett an und mancher andere auch. Aber es war ſchon dafür geſorgt, daß die Fettſchicht nicht gar zu dick wurde. Neben den weiblichen Arbeiten im Männerdorf gab's auch genug andere. Es war alles geregelt, als ob Magiſtrat und Stadtverordnete und eine wohllöbliche Polizei im Kantonnement regierten. Die Straßen wurden täglich gefegt, an gewiſſen verſchwiegenen Gartenſtellen wurden Gräben zu löblichem Zweck ausgehoben, die Schornſteinfeger im Regiment mußten die Schlote reinigen, die Schlächter hatten mit den unvermeidlichen Hammeln zu tun, die Bäcker ſtanden am Backofen. Dann gab's eine hochwichtige Beſchäftigung: das Suchen. Die beiden Berliner, von Lulu aſſiſtiert, waren Meiſter darin. Sie ſchnupperten in allen Kellern nach friſchgemauerten Wandteilen herum, ſie gingen mit der Gießkanne in die Gärten, und wo das Waſſer beſonders ſchnell einzog, wurde fix nachgegraben. „Die Piſangs müſſen uns doch für mordsdumm gehalten haben!“ Es gab höchſt erfreuliche Reſultate. Aus den aufgebrochenen Kellern feierte allerlei Hausrat fröhliche Auferſtehung; auch ‚dü väng‘ wurde anfangs reichlich gefunden; wenn es auch meiſt böſer

Kräzer war, die Grenadierkehlen waren nicht empfindlich.

Dann gab es ſtrammen Dienſt. „Kinners, der Feldwebel hat ſich die Mütze mit neu Rot beſetzen laſſen," berichtete Kruſe eines Morgens bedenklich. „Nu paßt mal uff. Jetzt kommt's." Es kam auch, mit Lumpen- und Gewehrappellen und Stiefel- und Kochgeſchirr-Antreten und noch einigem. Alles ſollte wieder blitzblank ſein. Herr Gott von Bentheim, und es ſollte auch alles d a ſein, was auf den Märſchen und im Biwak längſt verloren war; der Mantelriemen, der durch eine Strippe erſetzt war, der Kochgeſchirreinſatz, der irgendwo zwiſchen St. Privat und Sedan am Wachtfeuer liegen geblieben; die Kaffeemühle, die Kruſe weggeworfen hatte, weil er es praktiſcher fand, die Bohnen kleinzuhauen. Unerbittlich war die Mutter der Kompagnie. Es gab Heulen und Zähneklappern. „Ordnung, ſegensreiche Himmelstochter —" deklamierte der Gefreite Krohn verzweifelt, als ihm bedeutet wurde, mit den drei Sorten Knöpfen vorn am Waffenrock ginge das nicht einen Tag länger.

Dann wurde ſtramm exerziert. ‚Unter den Linden' ſogar, denn alle Straßen und Plätze hatten deutſche Namenſchilder erhalten. Na ja, daß die grünen Jungen vom Schwamm feſter 'rangenommen wurden, das war ja ganz in der Ordnung. Das ſah ein Blinder: ſolche Griffe, wie die machten, gehörten ſich nicht für Königlich Preußiſche Grenadiere. Aber daß die Alten wie auf dem Kaſernenhof Marſch üben und Griffe kloppen ſollten, das war doch Unfug. Nach St. Privat und Sedan! Einmal riskierte Kruſe eine Lippe gegen ſeinen früheren Korporalſchafts-

führer, nun Vizefeldwebel Uhlenhuth. Aber da kam er übel an. Erſt hieß es überhaupt nur: „Es iſt befohlen — baſta!“ Dann freilich lachte der Vize: „Euch iſt's körperlich ſehr geſund, wenn das Blut alle Tage ordentlich in Bewegung kommt. Und außerdem, Kruſe — ich weiß, Sie ſind ein verſtändiger Mann — außerdem reißt ſolche Stunde ſtrammen Exerzierens den Soldaten zuſammen, erhält ihn bei Diſziplin, puſtet ihm alle dummen Gedanken aus dem Schädel. Verſtanden, alter Kruſe?!“ Na ja ... der Vize mochte ſchon recht haben. Der hatte immer ſeine Sache verſtanden.

Das eigentlich Wahre aber brachten doch die Vorpoſtentage. Manchmal wurde zwar geſchimpft: „Schon wieder! Die Füſiliere drücken ſich, und wir müſſen dran glauben.“ Aber in Wirklichkeit brachten die Vorpoſten doch eine erwünſchte Abwechſlung. Nicht daß man gerade wonnig aufgehoben war in Montmagny oder in Pierrefitte. Das hatte ſo ſeinen Haken, beſonders wenn man nicht im Replis, ſondern ganz vorn lag. Es gab da ‚hölliſch zugigte‘ Feldwachen und Unteroffizierpöſtchen, vor denen ſich die Füchſe gute Nacht ſagen; es gab in Pierrefitte auch einen Laufgraben, in dem eine Unterkunftbaracke gebaut war mit kleinen reißenden Tieren, in ſolcher Maſſe, daß man ſie mehr fürchtete als den Feind. Man war aber auf Vorpoſten doch wieder Feldſoldat! Im Kantonnement war's nicht viel anders als im Frieden. Denn daß alle Tage ein paar Granaten ins Dorf und in die Gärten fielen, darum kümmerte ſich ſelbſt der grünſte Junge vom Schwamm längſt nicht mehr; die ‚Zuckerhüte‘ waren nicht acht gute Groſchen wert. Und daß dann und wann ein Luftballon

von Paris her angezogen kam, davon war auch nicht viel Redens zu machen. Es lief dann zwar alles mit den Knarren aus den Häuſern und knallte auf den ſeltſamen Vogel, trotzdem's ſtreng verboten war; herunter kriegte man keinen. Auf Vorpoſten aber, da galt's doch noch! Da hörte man die Chaſſepotkugeln pfeifen, wenn man die Naſe gerade nur über die vorderſte Barrikade hob; da ſah man die Rothoſen drüben vor den Forts exerzieren; da guckte der Feldwebel nicht nach, ob die Knöppe geputzt oder die Stiebeln geſchmiert waren.

Er ſah auch nicht gern genau hin, wenn die Kompagnie in der Abenddämmerung antrat, um nach Montmagny zu marſchieren. Er ſah nicht hin, denn er wußte: ‚Du ärgerſt dich nur.‘ Und der Hauptmann hätte ihn doch ausgelacht, wenn er hier räſonieren wollte. Für ſolch richtiges Kommißherz mochte der Anblick ja nicht erhebend ſein. Kruſe ſchleppte eine dicke Decke mit, die er bei Sedan gefunden hatte; Pittelko hatte einen Damenſchal unter den Uniformkragen gewürgt; Langhans trug an der Bajonettſcheide eine Bratpfanne. Und die Brotbeutel waren vollgepfropft bis zum Platzen. Wie die Säcke hingen ſie herunter.

Nur der Gefreite Colonel Krohn verſchmähte alles Beiwerk; denn das mußte ihm ſein Leibſklave Lulu nachtragen. „Ihr verliert an Beweglichkeit, meine Lieben,“ deklamierte Miſter Krohn. „Beweglichkeit iſt alles. Seht mich an, ich brauche kaum den Mantel. Ihr findet es kalt? Kälte iſt ein ganz relativer Begriff. Ich krieche bei meinen berühmten Patrouillen eine Stunde lang auf dem Bauch und friere doch nicht. Ich friere niemals.“ Sprach's,

rollte die Augen, ſtrich ſeinen majeſtätiſchen Bart mit der Linken und machte mit der Rechten eine großartige Handbewegung.

Er hatte gut reden, der Gefreite Colonel Miſter Krohn. Die mit ihm das Quartier teilten, waren vereidigt, ſie durften ſein Geheimnis nicht ausplaudern. Er trug nämlich vier Hemden übereinander: erſtens eine wollene Liebesgabe, zweitens ſein eigenes, drittens ein franzöſiſches Offiziershemd, das er am 2. September aufgeleſen, und viertens — ſein Stolz! — ein langes, ſeidenes Damenhemd, das er in einer Villa in Pierrefitte gefunden hatte. Aber, alles was wahr iſt, beweglich war er trotz ſeiner reichlichen Unterwäſche. Und mit ſeinem Patrouilleneifer hatte es auch ſeine Richtigkeit. Wenn der Herr Leutnant Freiwillige für eine Schleichpatrouille aufrief, immer war der Colonel der erſte; es kam ihm wirklich nicht darauf an, wie ein Indianer eine Stunde lang auf dem Bauch durch die Reben zu kriechen, um recht dicht an die Franzoſen heranzukommen. Furcht kannte er nicht, der Colonel. Kruſe behauptete, er hätte neulich, als er am Abend ſo gegen zwei Liter gekochten ‚du vin' getrunken, erklärt, das Eiſerne Kreuz müſſe er ſich noch holen. Na, wenn Paris man nicht vorher kapituliert . . .

* * *

Es hatte eine kleine Rechtsſchiebung in der Vorpoſtenlinie ſtattgefunden. Der hohe Bataillonsſtab lag jetzt in Groslay in der reizenden Villa des verſchwundenen Monſieur Armand Malherac. Der Brave war, wie ſich aus vorgefundenen Papieren ergab, ſeines Zeichens Tuchhändler und jedenfalls ein recht wohlhabender Mann. Mar-

heinke entdeckte wenigſtens beim Aufräumen gleich am erſten Tage in einem Wandſchrank ein Käſtchen mit Wertpapieren. Es waren über achtzigtauſend Franken, wie Berkenfelde feſtſtellte. Mit einigem Fluchen, wobei der Major mithalf: was ſollten ſie denn mit dem Gelde anfangen? Wer ſollte es für den leichtſinnigen Beſitzer aufheben? Schließlich wurde es dem Zahlmeiſter anvertraut, und der fluchte auch.

Merkwürdig genug, daß die Moblots die Wertpapiere nicht gefunden hatten, denn im übrigen hatten ſie in den letzten Tagen, ehe die Pruſſiens kamen, wie die Vandalen in der hübſchen Villa gehauſt. Das Unterſte war zu oberſt gekehrt und alles unflätig beſchmutzt. An Möbeln war auch nicht viel vorhanden. Nun — das tat nichts. Gegen den Schmutz gab es zwar keine Seife, aber deſto mehr Waſſer und Ordonnanzhände. Und die Neumöblierung machte auch keine Sorgen. Der Major ging rechts, der dicke Stabsarzt Vedder links und der Adjutant geradeaus auf Entdeckungsreiſen, jeder mit einem kleinen Detachement handfeſter Grenadiere. Nach ein paar Stunden kamen ſie ſchwerbeladen zurück, und am Abend war die Villa ſtandesgemäß möbliert. Standesgemäß und ſehr behaglich. Die Möbel ſtimmten zwar nicht ganz ſtilrein zueinander. Neben dem zierlichen Bouleſchränkchen ſtand eine mächtige Eichenholztruhe; um den Eßtiſch gruppierten ſich ſechs ganz verſchiedene Stühle; Kurt Berkenfelde hatte für ſich ein ungeheuerliches Bett aufgetrieben, aber den Waſchtiſch mußte er vorläufig improviſieren; der Major nannte einen köſtlichen Schreibtiſch Louis XVI. ſein proviſoriſches Eigentum, aber er klagte, daß der Herr Regimentskommandeur im gleichen Keller von dem dazugehörigen Stuhl Beſitz ergrif-

ſen hätte. Am ſtolzeſten war der Stabsarzt. Er hatte ein vollſtändiges Tiſchſervice, ein ganzes Depot von Bett- und Tiſchwäſche, vor allem aber einen Flügel gefunden. Da er behauptete, ſehr muſikaliſch zu ſein, ſo ſchwelgte er in Zukunftswonne, mußte aber leider erleben, daß ihm ſchon am dritten Tage die Ausübung unnötiger Geräuſche unterſagt wurde.

Man konnte am Abend des Einzugstages mit gleichfalls ‚gefundenem‘ vin rouge, bei einer etwas mageren Hammelkeule — alle dieſe Gigots hatten entſchieden eine feldzugsmäßige Hungerkur durchgemacht — auf ein wohlgelungenes Werk anſtoßen. Es fehlte ja noch einiges, aber wozu waren die Vorpoſtendörfer da? Dort ſchlummerten noch ungehobene Schätze, und wenn in den nächſten Wochen der hohe Stab aus Montmagny heimkehrte, wurde jedesmal der ‚Wohlſtand‘ vermehrt. Sogar ein Kachelöfchen fand ſich. Er machte ſich ſehr wunderlich in dem eleganten Salon mit ſeinem ſchwarzen, in den Kamin eingeführten Rohre; aber er wärmte.

Alles in allem: es war äußerſt behaglich in der Villa. Kurt Berkenfelde konnte ſich gratulieren: er hatte den denkbar liebenswürdigſten Kommandeur und einen urgemütlichen Hauskameraden in der etwas dicklichen Perſon des Stabsarztes. Beide waren zudem feingebildete Männer von vielſeitigen Intereſſen und vorzügliche Plauderer.

Nur etwas eintönig war es, um nicht zu ſagen langweilig. Zuerſt tat die Ruhe nach den gewaltigen körperlichen und ſeeliſchen Anſpannungen der letzten Monate gut. Bald kam aber ein leiſer Rückſchlag. Es gab zu wenig zu tun. Die Tage ſchlichen zu gleichförmig dahin. Dies ge-

waltige Paris verhielt ſich gar zu ſtill. Und, leider, man mußte ſich, entgegengeſetzt den erſten Hoffnungen, auf ein längeres Ausharren, auf Wochen, auf Monate vielleicht gefaßt machen. Erſtaunlich war's doch, bewundernswert, wie die Franzoſen nach allen den vernichtenden Schlägen noch dieſe Widerſtandskraft entwickelten. Nicht nur hier in Paris; auch in den Provinzen. Man erfuhr ja nicht allzuviel und das meiſte nur aus den heimatlichen Zeitungen; aber das ſtand doch feſt, daß es ſich überall, im Norden und im Süden, regte, daß ſich überall Anſätze zu neuen Armeen bildeten. Viel kam dabei kaum heraus, glaubte man. Der wackere Bayer von der Tann hatte ja ſoeben erſt mit ſeinem Korps und der zweiundzwanzigſten Diviſion ohne gar zu große Mühe das junge franzöſiſche Heer, das ſich ihm bei Artenay entgegenſtellte, geſchlagen und war in Orleans eingezogen. Aber Achtung mußte man doch vor dieſem Volk haben, das nach ſo beiſpielloſen Niederlagen ſich nicht für beſiegt erklärte. So windig, wie man ſich die Franzoſen manchmal vorgeſtellt hatte, waren ſie wahrhaftig nicht.

Etwas eintönig war das Leben. Zuerſt hatte Berkenfelde, mit ſeinem ‚Brotherrn' oder allein, lange Ritte gemacht; teils der militäriſchen Orientierung wegen, teils um die lieben Gäule zu bewegen, hauptſächlich aber, um ſich der ſchönen Umgebung zu erfreuen. Er konnte ſich gar nicht ſatt ſehen an dem Blick auf Paris von der Höhe von Montmorency aus, weithin über die ſilbrig glänzende Seine, auf das ungeheure Häuſermeer, aus dem ſich in der klaren Herbſtluft zum Greifen deutlich die Türme von Notre Dame, die Kuppel des Pantheons, das Königsſchloß der Tuilerien, der Invalidendom, unter dem die ſterblichen Reſte

des großen Napoleon lagen, der gewaltige Triumphbogen hoben. Welch eine Fülle hiſtoriſcher Erinnerungen! Hier hatten die preußiſchen Garden 1814 zum Angriff angeſetzt; dort drüben unter den blauſchimmernden Höhen von Meudon hatte Marſchall Vorwärts 1815 mit ſeinem ſiegreichen Heer vor dem zweiten Einzug in Paris gelagert. Welch reiches Land! Die echten Kaſtanien reiften hier; Rebenhänge breiteten ſich überall und Gemüſegärten; Park reihte ſich an Park, Landhaus an Landhaus. Stätten einer alten Kultur waren es, ſorgſam gehegt und gepflegt. Dort unten lag Enghien, einer der Lieblingsaufenthalte der Pariſer Lebewelt; links vorn St. Denis mit der herrlichen Kathedrale; und hier im Park von Montmorency ſelbſt hatte Jean Jacques Rouſſeau bei Frau von Epinay ſeine Eremitage gefunden . . .

Auffallend früh ſetzte der Winter ein. Man blieb mehr zu Hauſe, las viel, und Kurt Berkenfelde wurde ein eifriger Briefſchreiber. An die Stelle der flüchtigen Feldpoſtkarten trat der ausführliche Brief. Wußte er doch, wie ſehr er damit die Mutter erfreute. Die geliebte, arme Mutter! Nun ſorgte und bangte ſie ſich auch um Bruno, der ſchwerverwundet in Chablis lag, in einer Gegend, in welche die deutſche Hand nur ſelten kraftvoll hinübergriff. Über die neutrale Schweiz waren die letzten Nachrichten von ihm gekommen; kurze, wunderliche Nachrichten von Frauenhand.

Oft, oft ſchrieb Kurt an Hedwig —

* * *

Meine liebe Hedwig! Du wirſt dieſen Brief wohl nie leſen — denn ich werde ihn nicht abſenden, wie ſo manchen

vor ihm, wie vielleicht noch manchen ſpäteren. Nie leſen? Wir ſollten mit dem Worte nie vorſichtiger ſein. Es kann der Herr über Leben und Tod anders entſcheiden. Falle ich, ſo wirſt Du dieſe Briefe erhalten. Dann, dann wirſt Du nicht über den Grübler und Phantaſten lächeln, wie Du lächeln würdeſt, wenn Du ſie jetzt lieſt.

Aber ich denke nicht an den Tod. Nicht mehr wenigſtens, als wir täglich an ihn denken ſollen, da er ja täglich, ſtündlich über uns kommen kann. Ich freue mich des Lebens. Und ich bin auch nicht mehr Grübler und Phantaſt. Phantaſt gewiß nicht mehr: die harte und doch ſo wundervolle Wirklichkeit hat mich aufgerüttelt. Ich bin ein ganz anderer geworden. Ein Grübler? Ich erlaube mir dann und wann noch den Luxus, nachzudenken. Aber auch das in anderem Sinn als ehedem. Ich ſpinne mich nicht in Träume ein, ſondern ſinne über die — laß mich noch einmal meine eigenen Worte wiederholen: über die harten und doch ſo wundervollen Wirklichkeiten des Lebens nach.

Als ich heut mittag nach dem Regimentsbureau zum Befehlsempfang ging, machte ich einen kleinen Umweg. Ich ſchlenderte ‚Unter den Linden‘, wo gerade meine liebe alte Kompagnie fleißig exerzierte. Es iſt mir immer eine ſo große Freude, die Grenadiere wieder zu ſehen; eine noch viel größere aber, daß die braven Kerle ſich freuen, wenn ſie mich ſehen. Jeder zeigt's auf ſeine Weiſe: der eine blinzelt mir verſtohlen aus Reih und Glied zu, der andere riskiert etwas wie ein Nicken, der Dritte grinſt über das ganze Geſicht.

Die braven Kerle! Ich weiß es am beſten, wie brav ſie waren, als wir über das Blutfeld zwiſchen St. Marie

und St. Privat vorſtürmten, als wir uns im dichten Bois de la Garenne feſtbiſſen.

Während ich weiterging, kamen mir wunderliche Gedanken, und ſie haben mich nicht losgelaſſen bis auf dieſe Abendſtunde.

Waren dieſe beiſpiellos Braven Helden? Trug ſie eine hehre Begeiſterung, trug ſie hohe Vaterlandsliebe über das Bewußtſein der Gefahren hinweg? Stürmten ſie vorwärts, getrieben von dem heißen ſtarken Willen zu ſiegen oder zu ſterben?

Wenn einſt die Geſchichte des Kampfes um St. Privat geſchrieben werden wird, wird man es leſen, daß ſie Helden waren. Der Geſchichtsforſcher, der das Reſultat vor ſich ſieht, wird ſie ſo nennen. Der Dichter wird ſie beſingen. Und das iſt gut ſo.

Aber ich ſage Dir, Hedwig, Helden waren wir all insgeſamt nicht. Einige wenige vielleicht ausgenommen, einige Rätſelhafte, Übermenſchliche. Uns allen pochte das Herz gegen die Rippen. Dann kam wohl das Gefühl eines Rauſches im lebhaften Vorwärtsdringen. Aber dann wieder, als wir zuſammengeſchmolzen wie der Schnee in der Sonne, als das Vorgehen ſtockte, als wir hilflos vor den weißen, feuerſprühenden Mauern lagen, war recht wenig von Heldentum in uns. Wir waren Menſchen.

Man muß das geſehen und miterlebt haben: erſt die Kompagnie in Linie; dann, mehr und mehr dezimiert, ein ſich drängender Haufen, dann etwas wie ein Schlauch, ſchmaler und ſchmaler werdend; vorn, was von Offizieren noch lebte, vorn die kräftigſten, zähſten Unteroffiziere und Grenadiere, nach hinten, rückwärts, die körperlich und

ſeeliſch ſchwächeren. Menſchen! Menſchen! Es gab wohl auch einige ‚Drückeberger‘; unter Hunderten werden ſie nie ganz fehlen. Aber ſelbſt die, die ſich am Ende des Schlauches weiterſchleppten, waren brave Kerle wie die Vorderen. Nur war das Menſchliche in ihnen ſtärker.

Es iſt gewiß niemals eine Truppe begeiſterter in den Krieg gezogen als wir. In uns lebte ja, konzentrierte ſich gleichſam die Stimmung des ganzen Volkes. Wie oft, Hedwig, habe ich an das Leuchten Deiner Augen gedacht, als Du ſprachſt: ‚Wir ſind doch ein Volk!‘

Aber die hohe, wundervolle Begeiſterung hält nicht recht Stich vor den Wirklichkeiten des Krieges. Denn der Krieg iſt nun einmal, man mag ihn nehmen, wie man will, die hohe Schule der Leiden. Die Anſtrengungen der Märſche, mangelhafte Verpflegung, naſſe Biwaks, wenig Schlaf: das ſind nur einige der Faktoren, die lähmend auch auf eine ſtolze feſte Seele wirken. Am lähmendſten aber wirkte auf mich der Anblick des Schlachtfeldes von Vionville. Männer, die ohne tiefſte Erſchütterung über ſolch ein Blachfeld ſchreiten können, müſſen Nerven von Stahl haben oder — kein Herz.

Ich will nicht ſagen, daß die Begeiſterung ganz verſiegt, ganz erſtirbt. Aber ſie ſinkt in unſerem Bewußtſein tief, tief. Und erſt eine große Stunde mag ſie dann wieder aus Schlacken zur lodernden Flamme wecken.

Sie trug uns jedenfalls nicht vorwärts. Oder wenn ſie doch in uns war, wir wußten nichts von ihr.

Die Pflicht trieb uns. Die eiſerne Pflicht, anerzogen durch ſtraffe Friedenszucht. Und mit der Pflicht eine männliche Scham — ich ſcheue mich nicht, das auszuſprechen. Das: Du darfſt nicht feige ſein! Und das: Du mußt

GERMAN SEMINAR LIBRARY
TAYLOR INSTITUTION
OXFORD

vorwärts, und koſte es dein Leben! Das war es, was uns zum Siege half.

In jedem von uns lebte dieſes Empfinden: dieſes Pflichtbewußtſein, das zum Ehrgefühl gewachſen war. Stärker in dem einen, als in dem anderen, und der Stärkere riß die Schwächeren auf und mit ſich fort in echt ſoldatiſcher Kameradſchaft. Hier war es ein Offizier, dort war's ein Unteroffizier, dann wieder war's ein einfacher Grenadier. Was verſchlägt's, wer es war. Unter dieſen einzelnen gab's dann gewiß ſolche, die ſich als wirkliche Helden bewährten. Helden im Augenblick der Tat. Und es kam noch eins hinzu: das anerzogene Vertrauen auf die Führer. Auch das zeigte ſich, während wir todwund vor den weißen Mauern lagen. Wir alle warteten, jeder von uns wußte: es muß Hilfe kommen! Die Führung wird Rat ſchaffen. Sie wird Reſerven vorſchicken, ſie wird Geſchützmaſſen auf dies Unheilsdorf dort drüben wirken laſſen. Sie läßt uns nicht umſonſt verbluten.

Vieles mag anders geweſen ſein, als die Waffenwirkung noch eine andere war. Ich könnte mir denken, daß auch in der geſchloſſenen Maſſe einer attackierenden Reitermaſſe heut noch andere moraliſche Elemente mitſprechen. Auch ich habe noch anderes erlebt. Als wir endlich, endlich zum letzten Anſturm anſetzten, als wir in St. Privat eindrangen, kam es wieder wie ein Rauſch, wie ein großes Vergeſſen über uns. Vergeltungswut nach ſchwerſten Leiden wurde zur tollkühnen Luſt am Dreinſchlagen; der noch unklare und doch ſo unendlich hohe Siegestaumel wollte mir ſchier die Bruſt zerſprengen. Wir ſtürzten, wir ſtürmten vorwärts, blind und taub. Und ich weiß nur, daß ich am

Oſtſaum des in Flammen ſtehenden Dorfes den Degen hoch gen Himmel hob und laut ausrief: Sieg! Sieg!

Als einen Helden fühlte ich mich darum wahrlich nicht.

Es gibt alſo auch in der Schlacht der Gegenwart ſolche Momente, in denen nicht nur der einzelne, in denen die Maſſe das Bewußtſein der Gefahr vergißt, verliert. Sie drängen ſich aber auf kurze Augenblicke zuſammen, und neben ihnen ſtehen die langen, blutigſchweren Stunden des Sichvorwärtskämpfens, des Ausharrens, in denen nur das eiſerne Pflichtgefühl die Kampfreihen hält. Solches Pflichtgefühl mag in dem einen Volk, in dem einen Volksſtamm als angeborenes Gut ſtärker leben als in dem andern; es mag ſich in dem einen ſtärker entwickeln laſſen, wie es in dem einen Individuum lebendiger ſein wird als in dem andern. Aber ich glaube, nirgendwo iſt es ſtark genug, um in einem langdauernden Feuerkampf Stich zu halten, wenn nicht die Erziehung, wenn nicht die Ausbildung im Frieden das Eiſen zum Stahl umſchmiedet. Sie ſoll uns Soldaten nicht zu Maſchinen machen, aber ſie ſoll uns den Gehorſam bis in den Tod in die Seelen pflanzen. Der Sieg wird heute immer bei dem Heere ſein, in dem die Manneszucht am ſtärkſten iſt. Sie allein verſagt auch in der Stunde höchſter Gefahr nicht.

Wunderbar iſt es, wie die Gewöhnung auf die Maſſe wirkt. Ich erinnere mich einer Epiſode aus dem Feldzuge von 1866, die uns Vater erzählt hat. Es war bei Königgrätz. Der König ſah, wie aus dem Holawald ein Regiment aufgelöſt zurückflutete. Der immer gütige König ließ den Kommandeur hart an. Er befahl ihm, wie auf dem Exerzierplatz, Points vorzunehmen und im Granatfeuer

auszurichten. Es geſchah. Das Regiment ſtand. ‚Ich werde euch noch einmal vorſchicken, ſchlagt euch wie brave Preußen!‘ rief der König über die Bataillone hin. Und ſie holten ſich die Lorbeeren des Tages. Ich ſelbſt ſah etwas Ähnliches. In den Batterien des Prinzen Hohenlohe war bei Sedan ſichtbare Unruhe. Da ließ der Prinz die Bedienungsmannſchaft eine Weile bei den Geſchützen ſtillſtehen — und die Ordnung war ſofort wiederhergeſtellt und blieb. Die Gewöhnung des Exerzierplatzes, des entſchloſſenen Kommandowortes wirkt auch in Gefahr fort, ſie ſiegt über die Schwäche in der Menſchenbruſt.

Ich will euch wahrlich nicht verkleinern, euch, meine lieben, braven Grenadiere. Ich weiß es am beſten, wie brav ihr geweſen. Brav wart ihr! Tapfer! Ja! Nur — Helden waren wir nicht. Oder es waren doch nur wenige unter uns Helden — Helden des Augenblicks. Brave, pflichttreue Soldaten ſind wir geweſen. Daß wir's waren, darauf dürfen wir ſtolz ſein. Wohl dem Vaterlande, wenn es ſtets ſo brave, pflichttreue Krieger haben wird. Es kann nimmer untergehen —

* * *

Meine liebe, liebe Hedwig! Ich will Dir heut von einem Briefe erzählen, den ich einem vor St. Privat gefallenen Grenadier abnahm. Ich habe lange gekämpft, ob ich ihn der ſenden ſoll, an die er gerichtet war. Ich habe es nicht getan. Wunden des Herzens ſind wohl noch ſchmerzlicher, als Wunden des Körpers. Man ſoll die einen und die anderen nicht aufreißen.

Der Grenadier war ein ſtiller, in ſich gekehrter Menſch.

Etwas ſchwächlich war er, er ſchleppte ſich, mit wunden Füßen, von Quartier zu Quartier, aus einem Biwak in das andere. Er hat nie verſagt. Er war auch bei St. Privat in den vorderſten Reihen, einer der Braven, von denen ich Dir ſchrieb.

Der Brief, den ich auf ſeiner Bruſt fand, liegt vor mir; ein zermürbtes, zerknülltes Blatt Papier, bedeckt mit ungelenker, eckiger Bauernſchrift. Wie ich ihn jetzt anſchaue, wird mir klar, daß alles, was ich Dir über die Pſyche des Soldaten in Gefahr ſchrieb, Stückwerk geblieben iſt. Sie iſt unendlich mehr differenziert, als man annehmen möchte. So gewaltig gewiß in einer Truppe das Maſſenbewußtſein iſt, in den unendlich vielen Individuen lebt doch der einzelne Menſch.

Ich bin heut gewiß, der Grenadier, der dieſen Brief ſchrieb, ſuchte den Tod nicht, aber er nahm ihn hin als den Erlöſer von größerem Leid. Er nahm ihn hin in der ſicheren Erwartung, daß das Mädchen, das er liebte, erſt glücklich werden könnte, wenn er nicht mehr war.

Unmittelbar ehe wir in den Kampf traten, hab ich noch mit ihm geſprochen. Er tat mir leid, der Mann, der immer mit hängendem Kopf herumſtand. Ich fragte, ob er Nachricht von zu Hauſe hätte? Nein. Ob er Eltern hätte? Nein. Ich wollte ſcherzen: ‚Aber doch eine Braut?‘ Da kam ein hartes Schimpfwort auf den Bruder: ‚Ja, wenn ſie mir der Wilhelm nich weggeſchnappt hat.‘ Und dann, als ich weiter auf ihn einſprach: ‚Is enjahl — ich komm nich wieder.‘ Und: ‚Is vielleicht gut ſo . . . wenn ſe ihn lieben tut . . .‘

Nachher, ein paar Tage ſpäter, hab ich mehr erfahren.

Es war ein Mann in der Kompagnie, der aus demſelben Dorf ſtammte. Die Bauern ſprechen nicht allzugern über Familienverhältniſſe. Ich mußte mühſam herausholen, was der andere wußte. Und er wußte auch nur weniges und ſah das wenige aus ſeinem engen Geſichtswinkel. Er hatte kein rechtes Verſtändnis für das fremde Leid. Der Gefallene mochte ja auch ganz anders geweſen ſein, als ſonſt Bauernſöhne ſind. Es fehlte nicht viel, und er hätte noch über den Toten gelacht.

Ich will ihn Grun nennen; Walter hieß er mit Vornamen. Die Eltern waren die reichſten Bauern im Dorf. Sie wollten aus ihrem Älteſten wohl etwas Beſonderes machen; ſchon der Vorname Walter, der bei unſeren Bauern ſonſt ungewöhnlich iſt, deutet darauf hin. Er kam auch in die Stadt zur Schule; aber es ſchlug nicht bei ihm an, er lief nach dem Dorf zurück. Die Eltern ſtarben dann kurz nacheinander. Er bekam den Beſitz; der jüngere Bruder erhielt ein knappes Erbteil, wie das auf dem Lande üblich, und blieb auf dem Hofe. Als erſter Knecht, und doch als eigentlicher Verwalter. Denn er war, entgegengeſetzt dem Älteren, ein feſt zugreifender Menſch, der Kopf und Hände zu gebrauchen wußte. Auf dem Hofe war als Dienſtmagd eine Verwandte, die ſchon die Eltern halb aus Mitleid aufgenommen hatten und halb in der Erwartung, eine billige Arbeitskraft dauernd zu feſſeln. Das Mädchen war herangewachſen, und eines Tages fragte der Bauer ſie, ob ſie ſeine Frau werden wollte. Sie ſagte ja. Selbſtverſtändlich. Wie hätte ſie nein ſagen können, das blutarme Ding! Im Auguſt ſollte die Hochzeit ſein — und da kam der Krieg. Im Dorf hatten ſie erwartet, daß die beiden nun ſofort heiraten wür-

den, aber Walter Grun ging zu ſeinem Truppenteil, ohne das Aufgebot zu beſtellen.

Alles andere erklärten die wenigen Zeilen des Briefes. Für mich wenigſtens bedürfen ſie keiner Erklärung. Ich ſetze ſie, unverändert, mit allen Fehlern in der Rechtſchreibung, hierher:

Liebe Guſte. Du haſt ſer geflennt als ich fortmußte und vieleicht tats Dir leid un vieleicht wars Dir lieb gewehſen wenn wir noch Hukſt gemacht hatten un Du hatſt in Eren den Kranz getragen oder ſie hatten doch alle geglaubt daß Du ihn tragen derfteſt. Nemlich aber ich weis wie es mit Dich un Willem geweſen iſt. Nemlich ehrſt hat er Dich nich von hinten angeſeen, bis das ich Dir als Braut gehabt hab un da is die Begier groß geworden un Du biſt ihm zu Willen geweſt Willem hat immer haben gemußt was mich gehörte un wenn ers nich kriegte nam ers. Ich bin immer ſtille geweſt dazu aber ich hab Dir zu ville lieb gehabt als das ick das leiden gekonnt. Aber Hukſt machen — nee nee man hat ſeine Ere im Leib un bin fortgegangen und nu in Krieg un is mir allens gans recht wenn ick nich wiederkomm. Willem hat denn ſo den Hof un Du kenſt die Baurin ſein un is allens in richtigkeit. Aberſt Willem kann ich nich glück wünſchen kann ick nich kann ich nich. Aberſt Dir wil ick glück wünſchen, weil Du niſcht davor kannſt un weil ich Dir lieb hab un Lieb hört nimmer auf

Das ſchreibt Dich Dein in den Tohd betrübter geweſter Bräutigam . . .

Ich hab es auf mich genommen und den Brief nicht abgeſchickt. Dem armen Grun mit dem ewig hängenden Kopf, dem weichherzigen, ſchwachen Menſchen hätte es nichts

genutzt. Als er den Brief ſchrieb, ahnte er nicht, daß er mit ihm Sturm ſäen würde.

Ich ſchrieb dem Mädchen nur, im erſten Quartier nach St. Privat, daß ihr Bräutigam als wackerer Grenadier für ſeinen König und ſein Vaterland gefallen ſei, und daß es ſeiner, wenn einſt ſein Name auf der Ehrentafel in der Kirche prangt, gedenken ſolle.

Mögen die beiden in der Heimat ihr Leben zimmern, wie es Gott gefällt. Es iſt nicht notwendig, daß ein Schatten zwiſchen ihnen ſteht. Früher hätte ich wohl anders gehandelt. Aber ich glaube und hoffe: ich tat recht.

* * *

Man ‚findet' hier vielerlei, liebe Hedwig. So haben wir in einem der ſchönen Landhäuſer von Pierrefitte eine ſtattliche Bibliothek gefunden, die ihrem Inhalt nach und nicht minder durch die zum Teil prachtvollen Einbände das Entzücken jedes Buchliebhabers bilden müßte. Es iſt ſchmerzlich, wie ſie verwüſtet und zerſtört wird — aber es iſt eben ‚der Krieg'. Wäre der Marquis d'Alland in ſeiner Villa geblieben, ſo würde man ſein Hab und Gut geſchont haben, ſoweit es irgend die Verhältniſſe geſtatten. Jetzt iſt es herrenlos. Wir können nicht vor jeder Villa einen Poſten aufſtellen. Die Bibliothekſchränke fanden wir ſchon erbrochen vor, die koſtbaren Bücher liegen auf den Fußböden. C'est la guerre comme à la guerre —

Ich habe mir einen Band mit nach Groslay genommen, deſſen Titel mich reizte. Es iſt ein Werk des Abbé von St. Pierre, Charles Caſtel; es erſchien 1713 und heißt:

Projet de traité pour rendre la paix perpétuelle entre les souverains chrétiens usw. Ein wohlmeinender Geist spricht aus dem Buch. Der gute Abbé denkt sich Europa als einen großen Staatenbund, an dessen Spitze selbstverständlich Frankreich steht; die Fürsten schließen ein Bündnis auf ewige Zeiten, sie verzichten ein für allemal auf den Austrag etwaiger Streitigkeiten mit den Waffen, werden jene vielmehr auf dem Wege der Vermittlung beseitigen; sollte aber einer der Fürsten dem Bunde ungehorsam sein, gar zum Kriege rüsten, so wird man ihn mit Gewalt zwingen, sich zu fügen; man wird ihn zwingen, die Kosten der Bundesexekution zu ersetzen und eine hinreichende Sicherheit für die Zukunft zu stellen.

Vor meinem Geiste ist, während ich das seltsame Buch las, immer wieder das grimme Gesicht meines alten Professors Benecke aufgetaucht. Man hatte uns Kadetten in dem alten Herrn eigentlich den Bock zum Gärtner bestellt, denn er, der uns Zöglinge des Mars Geschichte lehrte, behauptete immer wieder, daß der Krieg unsittlich und verwerflich wäre. Er selber freilich war ein alter Streithammel, der mit allen Vorgesetzten und Untergebenen auf ewigem Kriegsfuß stand und, wie wir Jungens natürlich erfuhren, auch mit seiner Frau, seinen Töchtern und Dienstboten. Übrigens muß ich einschränken: den Krieg verurteilte er; aber er predigte uns doch: Wenn das Vaterland in Gefahr ist, dann haut drein. Aber feste — damit bald Frieden wird.

Wie sich das alles in seinem Geiste spiegelte, weiß ich im einzelnen nicht mehr. Ich vermute aber, daß er sich die Sache nicht viel anders vorstellte als der Abbé von St.

Pierre: den Friedensſtörer ſchlug man mit den Waffen nieder — — — und hatte damit doch wieder, was man vermeiden wollte, den Krieg nämlich.

Ich verſtehe, daß uns Menſchen der Friede als das goldene Ideal der Zukunft vorſchweben mag, vorſchweben muß. Aber dies Ideal hängt doch oben in den blauen Wolken, wie andere Menſchheitsideale auch. Man greift danach, man reckt und ſtreckt den Arm: das Ziel bleibt unerreichbar. Denn wir ſind Menſchen, und unter uns Sterblichen kann die Streitaxt niemals auf ewig begraben bleiben. Es wird immer einen Unruheſtifter geben, der nur mit Gewalt niedergezwungen werden kann. Vielleicht gelingt es, lange und längere Friedenszeiten zu ſchaffen, manche Streitpunkte zwiſchen den Staaten wirklich durch Vermittlungen friedlich aus dem Wege zu räumen, wie das ja auch bis 1864 glückte; ruhte denn nicht ſeit 1815 eine Friedensperiode über Deutſchland, die, kaum unterbrochen, an fünfzig Jahre währte! Bis ſich dann doch ſoviel Zündſtoff aufgeſammelt hatte, daß die lodernde Flamme wieder aufflackerte. Mag ein Einzelner den Feuerbrand zwiſchen die Völker ſchleudern, eine Perſönlichkeit etwa wie Napoleon I.; mögen ſich zwiſchen ganzen Nationen Gegenſätze entwickelt haben, die keinen friedlichen Ausgleich zulaſſen: es kommt auf das gleiche hinaus. Immer wieder einmal wird ſolch eine Gottesgeißel erſcheinen, wie der Korſe; immer wieder einmal wird ein Volk für die Verteidigung ſeiner Lebensintereſſen, für ſeine Ehre einſtehen müſſen, mit den Waffen in der Hand, mit Gut und Blut.

Aber ich wollte darüber nicht ſchreiben. Ich bin Soldat, bin Partei. Ich bin kein Philoſoph, der ſich berufen

wähnt, dem tiefſten Zuſammenhang der Dinge und Begriffe nachzuſpüren.

Ich wollte nur verſuchen, die Summe perſönlicher Eindrücke und Empfindungen zu ziehen.

Der Krieg iſt etwas Furchtbares. Es hieße freveln, wenn man das leugnen wollte. Die Grauſamkeit eines Kondottiere, die Unbarmherzigkeit eines in lebenslangem Feldlager verhärteten Generals des Dreißigjährigen Krieges mag an den Leiden, die der Krieg ſchafft, offenen Auges vorübergegangen ſein, ohne das zu empfinden. Die großen Feldherren aller Zeiten haben ſich gewöhnen müſſen, die ſchwerſten Opfer zu heiſchen um großer Erfolge willen. Auch wir ſtumpfen ab gegen Blut und Leid. Aber das alles ändert nichts an dem einen: der Krieg iſt etwas Furchtbares. Das Furchtbarſte wohl, was es auf der Welt gibt. Wer einmal über ein Schlachtfeld ſchritt am Morgen nach dem blutigen Ringen, weiß das. Aber auch dieſe entſetzlichen Bilder, die das ſtärkſte Herz beugen müſſen, ſind nur ein Teil des Leids, das der Krieg mit ſich bringt . . . Leid iſt überall in ihm und mit ihm; in der Heimat ſind die Tränen um die Gefallenen, in den Spitälern ſind die Schmerzen der Verwundeten, auf den ſchweren Märſchen im Sonnenbrand, in den regenſchwangeren Biwaks ſchier übermenſchliche Strapazen, Hunger und Durſt; dann das andere Leid, das der Krieg über das heimgeſuchte Land bringt, heut gewiß geringer als ehedem, und noch ſchrecklich genug: die Ortſchaften, um die der Kampf tobte, in Flammen, in Trümmer geſchoſſen; das Dorf an der Heerſtraße, über das Tag um Tag neue Regimenter herfallen, aus dem der Bauer die letzte Kuh gegen den Requiſitionsſchein hergeben,

mit dem letzten Pferd Wochen und Wochen der fremden Truppe folgen muß, bis der abgetriebene Gaul in der Fuhrkolonne zuſammenbricht — — —

Er iſt furchtbar, der Krieg, und er wird immer furchtbar bleiben.

Und dennoch — dennoch —

Wenn ich einen unſerer braven Grenadiere fragen wollte — gleichviel welchen — ob ihm die Strapazen, die er erlitten, zu viel dünkten; er würde mich ganz verwundert anſehen. Wenn ich ihn fragen wollte, ob er mit Grauſen an die Blutbahn vor St. Privat zurückblicke, würde er ſicher verneinen. Und wenn ich weiter fragte, wie denn jene Stunden vor ſeiner Erinnerung ſtünden, würden ſeine Augen hell aufleuchten. S t o l z iſt jeder von uns auf das, was wir überſtanden; ganz erfüllt iſt jeder von dieſem gerechten Stolz auf überwundenes Leid, auf treu erfüllte Pflicht. Iſt das nicht etwas Köſtliches?

Und wenn Du unſere teure Mutter, der dieſer Krieg ihr Liebſtes nahm, fragteſt: Möchteſt du die Tage dieſes Sommers miſſen und den Glanz, den ſie über ganz Deutſchland ausgoſſen? — Mutter würde den Kopf ſchütteln. Schon um des einen willen, daß Dein Wort, Hedwig, wahr wurde: ‚Wir ſind doch e i n Volk!‘ E i n Volk geworden, n u r durch den Krieg! Da haben ſie geſonnen und geſchmiedet an unſeres deutſchen Volkes Einheit Jahrzehnt um Jahrzehnt, immer vergeblich, bis dieſer gebenedeite Krieg in einer Stunde, könnte man ſagen: in einer heiligen Stunde alle deutſchen Stämme zu einem Willen und Wollen zuſammenhämmerte! Iſt das nicht etwas Köſtliches, Rieſengroßes, der höchſten Opfer wert?

Ich bin nur einer von Hunderttauſenden, die hinauszogen. Unter dieſen Hunderttauſenden aber, in unſerem Lager und gewiß auch drüben beim Feinde, werden viele, viele mit mir dieſem Kriege dankbar ſein. Nicht nur um des großen Allgemeinen willen, nicht auch, weil dem und jenem eine Glücksſtunde vielleicht Gelegenheit bot, ſich aus der Maſſe herauszuheben. Nein! Ganz perſönlich dankbar, weil er aus unreifen Jünglingen Männer ſchuf! Was ſonſt vielleicht — vielleicht, nicht immer! — Jahrzehnte ſchwerer, ſeeliſcher Arbeit an ſich ſelber erringen helfen: der Krieg gab's uns als Weihgeſchenk.

Du weißt es, Hedwig, Du am beſten, wie ich hinausging. Ich war ewig ein Taſtender. Ich ſchritt immer auf unſicherem Grunde einher. Ich tat meine Pflicht gegen den Beruf, in den mich mehr Geburt und Zufall, als eigener Wille hineingeführt hatte; aber die Pflicht kam mir bitter ſchwer an. Ich bin heut ſicher, es wäre mir in jedem anderen Beruf nicht beſſer ergangen. Ich hatte viele Ziele und kein Ziel. Ich hatte immer Entſchlüſſe und keinen Entſchluß. Es iſt mir heut wie ein Traum: ich ſah Jahr um Jahr anbetend zu einem Mädchen empor; und erſt als ein anderer kam und ſie an ſich riß, erſt da erkannte ich: daß ich ſie liebte.

Ein ſchwankendes Rohr war ich, jedem Winde preisgegeben. Ich will auch das ſchwerſte Selbſtbekenntnis nicht verhehlen: in mir lebte die peinigende Angſt — biſt du überhaupt wert, deines Königs Rock zu tragen? Du, Kurt Berkenfelde, biſt du nicht feige? Wirſt du das große Examen des Krieges in Ehren überſtehen?

Hedwig! So ging ich hinaus. Und es wuchs mir die

Kraft, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde. Woher ſie mir kam — ich kann's nicht im einzelnen ergründen. Das Beiſpiel, das ich täglich vor Augen hatte, tat Wunder. An dem ſchlichten Pflichtgefühl eines Reſerviſten, der Weib und Kind daheim hatte, richtete ſich mein Wille ebenſo auf, wie an dem Vorbild eines Kameraden, dem Tapferkeit etwas Selbſtverſtändliches war. Die Scham, nicht zurückzuſtehen, tat's, und der erwachende Ehrgeiz tat's, es anderen gleichzutun. Ich lernte die Zähne zuſammenbeißen und lernte, feſt und feſter auf eigenen Füßen ſtehen und an mich ſelber zu glauben. Etwas Geheimnisvolles, etwas Wundervolles war dies Wachſen!

Rückſchläge blieben nicht aus. Es kamen Eindrücke, die mich niederſchmettern wollten. Aber ich kannte nun ſchon die Kraft der Worte: Du mußt! Wolle nur! Du mußt! Du mußt! Unter dem Segen dieſes Wortes hab ich bei St. Privat die Feuertaufe empfangen, und dort iſt mir zum erſten Mal voll die beſeligende Erkenntnis gekommen: ich habe mich ſelbſt überwunden!

Geſegnet ſei der Krieg!

Und ſetzet ihr nicht das Leben ein — nie wird euch das Leben gewonnen ſein!"

* * *

Es war doch kein Traum geweſen.

Er lag noch immer in dem weißen Bett, deſſen Vorhänge weit zurückgeſchoben waren; in dem großen, mit ſchwerer Eleganz eingerichteten Zimmer, das er nun kannte bis in die letzten Ecken und Winkel hinein. Bis zu den breiten Fenſtern, bis zu dem großen gotiſchen Schrank, in

dem — auch das wußte er jetzt — ſeine Attila hing, ſein Säbel und ſein Revolver lagen; bis zu dem Marmorkamin, auf deſſen Konſole ſeit einigen Tagen die Bronzeuhr wieder ticken durfte.

Er kannte den alten Diener, der faſt ohne Unterbrechung um ihn war. Antoine hieß er, hatte in dem glattraſierten Geſicht ein ewiges, faſt zärtliches Lächeln und hatte leiſe, leiſe Sohlen und merkwürdig kleine, geſchickte Hände. Es ſchmerzte gar nicht, wenn er den Verband wechſelte. Viel beſſer beſorgte er das als der Arzt, der täglich kam, ſich nach dem Befinden des Verwundeten umzutun. Ein altmodiſcher Herr war das, mit etwas bäuriſchen Manieren; ein kleines, dürres Kerlchen mit ſchlohweißem Haar und ſchlohweißem Henri-quatre und einer heiſeren Wiſperſtimme. Monſieur Ballardon wurde er genannt. Einmal war auch ein preußiſcher Stabsarzt dageweſen, ganz im Anfang, und dann wohl noch einmal ein anderer; ſie hatten mit Monſieur Ballardon unterhandelt, erſt in ihrem ſchrecklichen Franzöſiſch und dann lateiniſch, und ſie ſchienen ganz zufrieden wieder abgezogen zu ſein. Warum ſollten ſie nicht zufrieden ſein? Es ging gut, täglich beſſer. Man ſorgte rührend. Ein Segen, daß man hier und nicht in irgend einem der vermaledeiten Lazarette lag. Man hatte es hier ja — wie ſagte man doch daheim? — ja ... man hatte es wie Gott in Frankreich ...

An jedem Morgen kam eine dürre, alte Perſon ins Zimmer, nachdem Antoine ihn verſorgt hatte. Das war Madame Berthe. Sie trug am Gürtel ein Schlüſſelbund, das immer leiſe klirrte, war ſtets ganz ſchwarz gekleidet, hatte ein ſauertöpfiſches Geſicht mit einer Hakennaſe und

einem richtigen ſchwarzen Schnurrbart darunter. Überall ſteckte ſie die Naſe hin, und alles muſterte ſie, während Antoine etwas betreten zur Seite ſtand. Manchmal redete ſie auch auf ihn ein, leiſe, aber ſehr energiſch.

Madame Berthe mochte Bruno Berkenfelde nicht. Er ſtellte ſich immer ſchlafend, wenn ſie kam. ‚Es beruht auf Gegenſeitigkeit,‘ dachte er; denn ſie ſah auch über das Bett hinweg, als läge da kein Kranker drin. Vielleicht dachte ſie: ‚Un Prussien!‘ Ja, wenn es ein verwundeter franzöſiſcher Offizier geweſen wäre.

Aber Jeannette, die mochte er. Jeannette kam meiſt kurz nach Madame Berthe; ein zierliches, junges Ding mit einer Weſpentaille; immer hatte ſie ein kokettes Lächeln in dem artigen Geſicht, ſah ihn mit den blanken Augen von der Tür aus an, knickſte, kam näher, knickſte noch einmal und ſtellte dann die friſchen Blumen in die Vaſe auf ſeinem Nachttiſch. Alle Tage friſche Blumen, mitten im Winter, mitten im Kriege; Roſen heut und Veilchen morgen. Ein paar Mal hatte er mit Jeannette ſprechen wollen. Aber da hatte ſie gleich wieder geknickſt, den Zeigefinger an die Lippen gelegt und den Kopf geſchüttelt. Das taten ſie alle: Monsieur le docteur, Antoine, Mademoiſelle Jeannette. Er ſollte nicht ſprechen. Denn in den erſten Tagen hatte er, als er ein paar Sätze wagte, ein paar Fragen ſtellte, einen ſtarken Blutſturz bekommen. Die verfl— Kugel! Seitdem hatten ſie immer gleich den Zeigefinger an den Lippen.

S i e auch. Wenn ſie bald nach Jeannette kam, ging ein Duft von Heliotrop durch das Zimmer. Es war doch wohl Heliotrop? Nein, Heliotrop iſt zu ſtark; es war ein unaufdringlicher Duft, aber er ſchien völlig eins mit ihr.

Auf jedes Stück, das ſie berührte, übertrug er ſich. Manchmal, in der erſten Zeit, hatte Bruno dieſen zarten Duft an ſeiner Stirn, an ſeinen Händen geſpürt, wenn er erwachte. Dann mußte ſie bei ihm geweſen ſein, hatte wohl am Bett geſeſſen, ihre langen, ſchmalen Finger über ſeine Stirn, über ſeine Hand gleiten laſſen. Das tat ſie auch jetzt. Saß an ſeinem Lager, ſtreichelte ſeine Hände. Und ſie wenigſtens ſprach zu ihm. Franzöſiſch, aber auch in ſehr gebrochenem Deutſch, wie Schülerinnen eine ſchwere Sprache ſprechen. Es klang dann ſehr komiſch. Aber es hörte ſich ihr gut zu. Sie hatte eine wundervolle, zärtliche Stimme.

Nun wußte er auch das: es war die Gräfin Madeleine Briſſonet. Er lag auf ihrem Chateau Bellegarde. Bruchſtückweiſe hatte er das erfahren. Aufgefangen gleichſam, denn er durfte ja noch nicht ſprechen, nicht fragen: einiges aus dem Geſpräch zwiſchen den Ärzten, einiges aus den halblauten Reden, die die Domeſtiken wechſelten, einiges von ihr ſelbſt. Auch daß ſie zufällig auf einer Ausfahrt durch Chablis gekommen, als die aufgehetzten Bauern ihn überfielen; daß ſie ihn gerettet hätte, ihn hierhergebracht, todwund . . . ja . . . ſeine Retterin war ſie . . . Gräfin Madeleine Briſſonet.

War ſie noch jung? Darüber hatte er oft nachgegrübelt. Kranke haben ja ſoviel Zeit zum Grübeln, und hier lohnte es wenigſtens, dies dumme Grübeln. Jung: es iſt ein ſo relativer Begriff bei eleganten, ſchönen Frauen. Sie konnte Ende der Zwanzig ſein, ſie konnte in der zweiten Hälfte der Dreißig ſtehen. Das eine war ſo gut möglich wie das andere. Eine ganz andere Schönheit, als die von Hedwig. Anders auch als der Brandfuchs. Ach du lieber

Himmel: der Brandfuchs und dieſe Frau! Rote Haare freilich hatten beide. Aber der Brandfuchs war eben der Brandfuchs, und die Haare der Gräfin hatten ein lichtes, goldiges Rot. Ganz ſchlicht trug ſie es über der Stirn geſcheitelt, aber dann war es in dichten, loſen Wellen um den feinen Kopf gelegt, und im Nacken ſchloß es ſich zu einem Chignon zuſammen. Wie ein goldener Block lag der auf dem weißen blühenden Fleiſch.

Wahrhaftig — man mußte an weiße Blüten denken. Manchmal trug ſie an den Vormittagen ganz loſe Gewänder, mit einem tiefen, herzförmigen Ausſchnitt und weiten Ärmeln. Das ſchimmerte dann überall aus der roten Seide wie Maienſchnee — —

Ja, ſchön iſt ſie. Zart und doch üppig — beides. Nicht allzu groß, aber jedes Glied vom ſchönſten Ebenmaß. Das Geſicht ein ſchmales Oval; rote volle Lippen drin, Zähne wie Elfenbein; das Näschen immer vibrierend, die winzig kleinen Ohren roſa angehaucht. Vielleicht trägt ſie ein wenig Rouge auf. Mag ſchon ſein. Es paßt zu ihr. Es paßt zu dem feinen Duft, der um ſie webt, und zu dem Kniſtern und Rauſchen von Seide, das mit ihr geht —

Aber das Schönſte ſind die Augen unter den dichten ſchwarzen Brauen. Welche Farbe haben ſie eigentlich? Der Geier mag das wiſſen. Sie leuchten immer, aber immer ſind ſie anders. Man traut ſich kaum, das recht auszudenken — hier auf dem Krankenbett. Manchmal hat ſie Madonnenaugen, und manchmal brennen ſie einem in die Seele hinein. Manchmal ſind es Sphinxaugen: dann ſind die Lider faſt ganz herabgeſunken, und hinter dem Spalt, hinter dem Seidenſchleier der Wimpern ſteht das Rätſel.

Und plötzlich ſchlägt ſie die Augen auf, und es iſt nichts darin, als eine einzig große Güte und Mitleid und Zärtlichkeit — —

— — gegen den Feind. Nun ja, gegen den bleſſierten Feind. Vielleicht weiß ſie auch, die Perſon ausnahmsweiſe von der Sache zu trennen. Vielleicht iſt ſie gar keine große Patriotin? Ausnahmsweiſe ... denn was man ſonſt von Franzöſinnen kennen lernte, das ſprudelte alles von patriotiſcher Leidenſchaft über. Waren freilich nur Bäuerinnen und Kleinſtädterinnen. Sie aber iſt die Dame der großen Welt.

Und der Gatte, der Hausherr? Sie trägt an ihren ſchlanken, langen Fingern zwiſchen den Brillanten und Smaragden einen einzelnen, ſchlichten Goldreifen. Ob die Franzoſen auch die deutſche Sitte haben, daß Witwen den Trauring des Verſtorbenen dem eigenen zufügen? Sie könnte Witwe ſein — —

* * *

In den letzten Tagen ging es Bruno beſſer. Der Arzt ſchien ſehr zufrieden. Antoine und ein anderer Diener waren gekommen und hatten das Bett bis an das geöffnete Fenſter gerollt. Draußen lag Schnee, aber die Sonne leuchtete darüber.

Da kam ſie. Sie hatte einen Pelzmantel um die Schultern gelegt, nickte ihm zu, legte den Zeigefinger an die roten, vollen Lippen, drückte ihn, der ſich zum Gruß aufrichten wollte, in die Kiſſen zurück, zog ſich einen Stuhl an das Bett.

Sie wenigſtens ſprach. Es war ein Glück, daß ſie

ſprach, in dieſer tötenden Einſamkeit des Krankenzimmers, in dieſer erdrückenden, ſtummen Langenweile. Sie ſprach davon, daß der Arzt ſehr, ſehr zufrieden wäre. Ob ihm die liebe Sonne da draußen nicht wohl täte? Im übrigen — ſolch einen ſtrengen Winter hätte man hier ſeit Menſchengedenken nicht gekannt. Die Weinbauern, die für ihre Reben fürchteten, behaupteten allen Ernſtes, den hätten auch die Pruſſiens mitgebracht, um ſie völlig zu verderben. Ein närriſches Völkchen, dieſe Bauern. In Deutſchland freilich, da ſei der Winter ja oft noch viel härter. Ah . . . an den Winter in Baden-Baden, als ſie bei der Viardot Geſangsunterricht genommen, denke ſie noch mit Schaudern zurück. So kalt, ſo kalt! Aber damals hätte ſie wenigſtens ihr Deutſch ein wenig vervollkommnen können, und das freue ſie, weil ſie nun doch beſſer mit ihm zu plaudern vermöchte, mit ihrem Gefangenen. ‚En vérité . . . ich hab einen Pruſſien zum Gefangenen gemacht . . . das haben nicht viele fertig gebracht!‘ Wie ſie dabei lacht mit leicht geöffneten Lippen und blitzenden Augen — „. . . mon pauvre prisonnier . . .‘

Dann holte ſie aus der Innentaſche des Pelzes einen Packen Zeitungen heraus. Faſt täglich brachte ſie ihm welche: eine aus Lyon, eine aus Baſel, eine aus München, über die Schweiz bezogen, eigens für ihn.

Er wollte danken, aber ſie hatte ſchon wieder den Zeigefinger vor den Lippen. ‚Daß ſich mein lieber Gefangener nicht etwa aufregt bei der Lektüre! Es hat ja nichts auf ſich, ob ſich die Soldaten da drüben ſchlagen, bei Orleans oder im Jura. Das kommt — das geht. Mon Dieu, dieſe dumme Politik, dieſer dumme Krieg! Daß der kluge

Napoleon ſolch einen törichten Streich machen würde, wer hätte es für möglich gehalten? Und nun wird man vielleicht die Republik auf dem Halſe haben. Eine plebejiſche Republik — und keinen Hof mehr in Paris. Paris ohne Hof — eine ganz undenkbare Sache.‘

Wohl eine halbe Stunde ſaß ſie, plauderte, lachte, und immer wieder blitzten ihre weißen Zähne, leuchteten die Sphinxaugen zu ihm hinüber mit dem zärtlich ſpielenden, koſenden Blick. Stand auf, beugte ſich über ihn, ſtrich ihm das Kiſſen glatt, ließ ein paar Augenblicke ihre kühle, duftende Hand auf ſeiner Stirn ruhen, faßte nach ſeiner Rechten, drückte ſie leiſe —, „au revoir, mon petit prisonnier!“

Manchmal war’s, als läge ein Doppelſinn in dem ‚Gefangenen‘ . . . ein Wunſch und ein Wille.

. . . dumme Gedanken das, dumme Gedanken . . .

Ihm war warm geworden, trotz des Schnees, der draußen lag. Die Sonne meinte es gut.

Ja ſo — die Zeitungen. Immer griff er zuerſt nach der jüngſten, nach der franzöſiſchen. Es war zu pläſierlich, was die Tag um Tag brachte. Einmal war ein ganzes bayriſches Armeekorps bei Orleans vernichtet worden; einmal hatte der glorreiche Garibaldi eine preußiſche Brigade über die Klinge ſpringen laſſen. Diesmal meldete die Lyonerin einen neuen ſiegreichen Ausfall vor Paris, die Aufhebung der Zernierung, die Beſetzung von Verſailles. ‚Wenige Tage nur noch, wenige Stunden vielleicht, und die Armee der Loire wird ſich mit der von Paris die Hand reichen! Frankreich wird frei ſein!‘

Das kannte man ſchon. Nein, Frau Gräfin, darüber

regt ſich ihr gehorſamſter Gefangener nicht mehr auf! Sehen wir die deutſchen Blätter an. Natürlich: ‚Nichts Neues vor Paris. Podbielsky.‘ Das klang ſchon anders. ‚Orleans zum zweiten Male, nach harten Kämpfen, durch Prinz Friedrich Karl beſetzt.‘ Ah . . . und man war nicht dabei geweſen. Dieſe heimtückiſchen Piſangs unten in Chablis hatten es verſchuldet. Weiter: ſchwere Verluſte . . . nun freilich, wo gehobelt wird, fallen Späne. Ein paar bekannte Namen: arme, glückliche Kameraden! Möge euch die fremde Erde leicht ſein . . .

Die Zeitungen ſanken auf die Bettdecke. Die Müdigkeit kam. Immer dieſe nicht zu überwindende Müdigkeit, als ob man Jahre verſäumten Schlafs nachzuholen hätte. Und dann ein quälender Huſtenreiz. Der Doktor Ballardon verlangte, den müſſe man unterdrücken. Jawohl . . . als ob das möglich wäre. Alſo klingeln . . . die Tropfen, Antoine . . . und dann ſchlafen, ſchlafen.

Aber nur nicht träumen, nicht träumen von der Heimat . . .

Nun durfte Bruno ſchon ein paar Stunden täglich in dem tiefen, tiefen Lehnſtuhl am Fenſter ſitzen. Auch das gänzliche Schweiggebot war aufgehoben. Wenigſtens etwas ſprechen durfte er, einzelne Sätze, Fragen und Antworten.

Er wußte nun auch, daß die ſchöne Frau nicht Witwe war. Er wußte überhaupt vieles. Ganz allmählich hatte er es, ganz vorſichtig, aus dem Arzt, der gern ſein Schwätzchen machte, aus Antoine und aus der niedlichen Jeanette herausgelockt. Der Graf war eigentlich gar kein richtiger Graf. Nur ein ‚comte romain‘, wie Ballardon, der legitimiſtiſch Geſinnte, mit ſpöttiſchem Achſelzucken es nannte:

ein päpſtlicher Graf. Man konnte den Titel in Rom kaufen, wenn man ſehr reich war, und Herr Briſſonet war Millionär; er hatte ein großes Champagnerhaus in Epernay und monopoliſierte den halben Weinhandel von Niederburgund. Das heißt, er ſelber kümmerte ſich ſpottwenig um die Geſchäfte; er lebte als großer Herr in Paris oder auf ſeinen Schlöſſern. Er brauchte das Geld nicht mehr aufzuſuchen, wie es ſein Großvater und ſein Vater getan; jetzt kam es von ſelber zu ihm, und er gab es wieder mit vollen Händen aus. Ein Lebemann —

Aber die ſchöne Frau hatte blaues Blut, ganz altes blaues Blut. Eine arme Vicomteſſe d'Azincourt war ſie geweſen, bis ſie römiſche Gräfin wurde. Und nun lebte man ſchon ſeit Jahren getrennt. „Eine Scheidung gibt es ja bei uns nicht. Es kommt auf dasſelbe hinaus. Monſieur iſt immer in Paris, wenn Madame nicht dort iſt. Das heißt, jetzt iſt er in London. Sie verſtehen, mein Lieber? Und Madame war immer hier oder in Vichy oder in Baden-Baden oder in Biarritz, wenn der Graf in Paris weilte. Es iſt ganz einfach, man hat ſich geeinigt. Oder richtiger, die Frau Gräfin hat ihren Willen durchgeſetzt. Sie hat einen ſehr ſtarken Willen. Ja . . . unſere Gräfin . . . ſtarken Willen und ſehr viel Temperament. Sie verſtehen, mein Lieber?" Und der gute Doktor zwirbelte ein wenig an ſeinem ſpitzen Henri-Quatre, lächelte fauniſch, neigte ſich noch weiter vor und meinte ganz leiſe: „Prenez garde, monsieur!"

Es war eine verzehrende Unruhe über Bruno gekommen, und ſie wuchs, je beſſer es ihm ging. Die ſchöne Frau hatte viel Sorge und Mühe um ihn. Er wollte nicht mehr

ihr ‚petit prisonnier‘ bleiben. Er wollte fort. Am liebſten zu ſeinem Regiment. Und da er doch einſah, daß das nicht ging, ſo wenigſtens nach Hauſe, nach der Heimat. Eigentlich war er recht undankbar. Manchmal konnte er ſogar heftig werden. Ohne Zweifel, er war eine ſehr leidenſchaftliche Natur. Aber wenn er heftig, faſt unartig geweſen war, dann kam, ſchien es, gleich wieder die Reue über ihn. Dann nahm er die weißen, ſchmalen Finger in ſeine Hände und küßte, küßte ſie.

Ganz erſchrocken war Bruno, als er ſich zum erſten Mal im Spiegel ſah. Gräßlich fand er ſich. Antoine mußte mit dem Schermeſſer kommen. Der ſtruppige Feldzugsbart fiel, die langen Haare wurden gekürzt. Aber als das Werk geſchehen war und Antoine ihm ſtolz den Handſpiegel vorhielt, erſchrak er erſt recht. Gottsjämmerlich! Hohlwangig war er, tief lagen die Augen, ſpitz war die Naſe, alle Knochen ſtanden aus dem Geſicht.

Auch die Gräfin erſchrak, als ſie ihn ſo ſah. Doch ſie meiſterte ſich gleich, ſetzte ſich dicht neben ihn, ſtreichelte ihm die Wangen, lobte ſein Ausſehen. Faſt wie eine mütterliche Freundin und doch wieder ganz anders. Er fühlte es deutlich: ſie wußte nun, daß er noch ihr Gefangener bleiben mußte.

Seitdem hielt er ſich gewaltſam aufrecht. Antoine hatte die Attila aus dem Schrank nehmen und ſäubern müſſen. Es war keine leichte Arbeit, denn ſie war vorn durchlöchert und voller Blutflecken. Aber nun zog Bruno ſie an. Und obwohl ſie ihm viel zu weit war, gab ſie ihm Halt. Er dachte es wenigſtens: äußerlich und innerlich.

Als Antoine ſich über die Attila hergemacht, hatte er

einen Brief in der Brusttasche gefunden und ihn diskret dem preußischen Offizier auf den Tisch neben den Stuhl gelegt. Auch der Brief war mit Blut getränkt, so daß die steile Mädchenschrift ganz verwischt war. Bruno konnte sie aber dennoch entziffern. Er las langsam, zwei-, dreimal. Dann riß er den Brief in kleine Stücke.

Hedwig — vorbei — vorbei —

Er hatte ja sonst gute Nachrichten von den Seinen. Über die Schweiz kamen Briefe von der Mutter; sorgenvoll erst, dann ruhiger; nun von der Sehnsucht erfüllt: wann kommst du, daß ich dich völlig gesund pflegen kann? Auch über Hedwig schrieb sie, vorsichtig jedes Wort abgewogen, daß es dem Sohn nicht wehe tue. Und einmal über Tine Rust, daß die in Berlin in dem großen Lazarett auf dem Tempelhofer Felde wäre —

Der Brandfuchs — vorbei — vorbei —

Manchmal überkam Bruno helle Verzweiflung. Die qualvolle Sorge: du wirst ja nimmer und nimmer gesund! Es ist aus mit dem alten, fröhlichen Bruno. Im besten Fall bleibt ein elender Krüppel übrig. Die Wunde ist scheinbar heil, doch die Lunge hat einen unheilbaren Schaden, die Kräfte sind erloschen. Aber dann, wenn die Sonne durch die Fenster leuchtete, kam der Mut wieder. Der Doktor war ja zufrieden. Das bißchen Husten verging schon, nur Geduld mußte man haben. Und das Leben war doch so wunderschön. Man war ja jung, man mußte hoffen. Daß man es ausschöpfen konnte, genießen — dies wunderschöne Leben!

Wenn die Gräfin ihn so antraf, leuchtete ihr Gesicht.

Sie war jetzt verändert, fand er. Bisweilen lag eine

leiſe Schwermut über ihr. Dann ſaß ſie bei ihm, ſchweigſam, manchmal ſinnend. Bisweilen ſprach ſie auch ſeltſam offen zu ihm: von ihrer freudloſen Jugend und von dem Unglück ihrer Ehe. Daß ihr kein Kind geſchenkt worden wäre — vielleicht würde vieles anders gekommen ſein. Und ſie hielt ſeine Hand lange, lange feſt, ſeufzte, ging plötzlich fort. Dann wieder war ſie voll Heiterkeit. Erzählte vom Tuilerienhof, von der Kaiſerin Eugenie; hatte kleine, drollige, pikante Anekdötchen; lachte übermütig, nannte ihn wieder ihren lieben Gefangenen —

In ſolchen Stunden preßte ihm dann und wann eine unbeſtimmte Angſt das Herz zuſammen. Faſt, als ob er ſich fürchtete. Sie kam dann wohl mit einem Körbchen erleſener Früchte, ſchälte ſie ſelbſt mit ihren langen weißen, juwelengeſchmückten Fingern, wollte ihn füttern wie ein kleines Kind, beugte ſich weit über ihn, legte ihre vollen, weichen Arme auf ſeine Kniee, ſah ihn mit ihren großen Augen bittend an . . .

Einmal war er unvorſichtig geweſen, hatte von der wunderbaren, ſeltenen Farbe ihres Haares geſprochen. Da hatte ſie erſt gefragt: „Bin ich denn wirklich noch ſchön? Noch ſchön, mon petit prisonnier?“ Und plötzlich hatte ſie in den Nacken gegriffen, und die rotgoldene Flut war ihr, in weiche Wellen aufgelöſt, über den Nacken geglitten. Sie ſchüttelte den Kopf, daß es gleißte und flimmerte. Nur einen Moment war's. Dann faßte ſie die ſchimmernden Wogen wieder zuſammen, lachte: „Welche Narretei!“ und lief hinaus. Wie ein Kind — wie ein gefährliches Kind konnte ſie lachen.

Es ging ihm im Kopf herum, er konnte nicht davon

loskommen: ‚bin ich wirklich noch ſchön?‘ War ſie denn nicht mehr jung? Er hatte den Doktor aushorchen wollen. Aber der war ausgewichen. So bäueriſch er ſchien, darin war er der richtige Franzoſe: „Es gibt Frauen, die das Geheimnis der ewigen Jugend beſitzen.“ Ganz recht hatte er. Mochte ſie dreißig ſein, mochte ſie noch fünf Jahre mehr zählen, was tat's? Sie war jung, und ſie war ſchön. Wahrhaftig: ſchöner wurde ſie von Tag zu Tag! Und immer war ſie von gleich bezaubernder Anmut, Liebenswürdigkeit, Güte — — —

Bisweilen und immer öfter griff Bruno nach dem Handſpiegel. Er lächelte wohl auch ſeinem Bilde zu. Eigentlich ſtand ihm das hagere Geſicht gar nicht übel. Die Weiber mochten es intereſſant finden. Und ein wenig Farbe fand ſich nun auch auf den Wangen ein. Es ging aufwärts! Wer nicht blind war, mußte es ſehen. Langſam ließ er den koketten Schnurrbart durch die Finger gleiten. Den hatte der Brandfuchs ſo gern geküßt — —

Eines Tages klang Trommelwirbel.

Berkenfelde konnte nun ſchon aufſtehen, ans Fenſter treten. Da ſah er unten auf der Landſtraße die Pickelhauben blitzen. Es war nur eine kleine Kolonne, ein Häuflein Musketiere. Deutlich unterſchied er den berittenen Offizier an der Spitze, im Mantel mit hochgeſchlagenem Kragen; auch die Leute hatten die Mäntel an. Es mußte kalt ſein draußen, ungemütlich kalt; der Marſch ſchien mühſam. Das Kavalleriſtenauge erkannte es: es war Glatteis. Der arme Gaul hatte ſeine Not. Aber die beiden Trommler an der Tete wirbelten, daß ihnen die Finger wohl warm werden mochten. Preußiſche Trommeln! Preußiſche Trommeln!

Die preußiſchen Trommeln riſſen Bruno das Herz wund. Eine jähe Sehnſucht brach in ihm auf: Sehnſucht nach der Heimat, Sehnſucht nach der Truppe, Sehnſucht nach der Mutter, nach Hedwig. Ja — nach Hedwig! Mit einem Male ſtanden ſie alle vor ſeiner Seele: die luſtigen Kameraden, ſeine flotten Huſaren, Mutter, Kurt, Hedwig. Ja — auch Hedwig! Und er ſelber kam ſich vor wie ein Ungetreuer —

Unten verklangen die Trommelwirbel, die Kolonne bog auf Chablis ab. Aber in ſeiner Seele wirbelte das Ram-tam, Ram-tam fort, bis der letzte Musketier, der ſich mit wunden Füßen nachſchleppte, hinter dem verſchneiten Rebenhang verſchwunden war. Die Tränen waren ihm nahe. Nein — er weinte wirklich. Große, ſchwere Tränen der Sehnſucht.

Dann lief er keuchend zur Klingelſchnur. Antoine kam, ganz erſchreckt. Er müſſe ſofort einen Boten haben. Nach Chablis. Schrieb ein paar Zeilen. Der Herr Kamerad möchte ihn doch auf ein Viertelſtündchen beſuchen, wenn es der Dienſt irgend erlaube: ihn, einen armen Verwundeten auf Schloß Bellegarde. Namen und Regiment darunter. Als er das Blatt Papier zuſammenfaltete, fiel ihm erſt ein: ‚wie adreſſierſt du?‘ Alſo: an den Herrn Kommandeur der deutſchen Truppe in Chablis. Es klang komiſch, aber es mußte genügen.

„Vite, Antoine, vite —“

Und dann wartete er.

Die Gräfin kam. Ein wenig verdroſſen, ſchien es, ein wenig unſicher. Er hätte nach Chablis hinuntergeſchickt . . . an den preußiſchen Offizier? Er hätte ſich doch über nichts

zu beklagen? „Aber ich bitte Sie, Gräfin! Ich hab den Kameraden nur gebeten, mich zu beſuchen. Ihre Erlaubnis vorausgeſetzt, Gräfin.“ — Höflich ſagte er es, aber kurz. Sie ſah ihn nicht an, ſpielte mit den Ringen an ihren Fingern. „Ich werde den Wagen ſenden. Der Weg iſt ſchlecht.“ — „Bitte, Gräfin, inkommodieren Sie ſich nicht. Vielen Dank . . . aber der Kamerad wird ſchon heraufkommen, auch zu Fuß.“ — „Nein . . . ich ſchicke lieber den Wagen.“ Damit ging ſie. An der Tür wandte ſie ſich noch einmal. Aber Bruno achtete gar nicht darauf. Er ſtand ſchon am Fenſter, ſah über die Schneefelder fort nach Chablis hin, auf die Kirchtürme und die ſpitzen Dächer; er trommelte mit den Knöcheln den Hohenfriedberger auf die Scheibe.

Und wartete. Unten fuhr der Wagen vor. Antoine kam aus der Schloßtür, legte ein paar Decken in das Kupee, ſteckte eine Wärmflaſche dazu. Es war zum Lachen: eine Wärmflaſche für einen preußiſchen Offizier! Überhaupt: dieſe Verwöhnung hier, dieſe Verweichlichung! Daran litt dieſe ganze Nation. Und man litt ſelber darunter. Gewiß: draußen, in der freien Natur, wäre man längſt ganz geſund. Die gute Gräfin verpimpelt mich. Die gute Gräfin — nun ja — die gute Gräfin.

Der Wagen rollte bergab, verſchwand dort, wo vorhin die Kolonne verſchwunden war, an der Wegbiegung. Man mußte Geduld haben. Der Kamerad dort unten hatte mehr zu tun, als ſich ſofort zu dem armen Kerl hier zu bemühen; dem armen Kerl, der eigentlich ſchon längſt ganz geſund war. Schande über den Kerl hier, der ſich verhätſcheln ließ . . . ja . . . und von hübſchen Frauenaugen kajolieren!

Berkenfelde begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Und ſeine Gedanken gingen mit ihm. Er redete ſich in eine ſtumme Wut hinein: auf ſich ſelber, auf die Gräfin, auf den Arzt. Wer weiß, ob die beiden nicht im Komplott gegen ihn waren, ihn feſtzuhalten ſuchten? Hatten ſie nicht manchmal heimliche, verſtohlene Blicke getauſcht? Was mochten ſie beredet haben, wenn ſie allein waren? Solch eine Frau — ſolch eine kokette Frau hat immer Abſichten. Eine junge einſame Frau — man kannte das! Wenn nichts anderes, wollte ſie wenigſtens ein Objekt haben für ihre kleinen Künſte. Selbſtverſtändlich. Und dazu war er, Bruno Berkenfelde, gerade gut genug geweſen . . .

Mit einem Male konnte er nicht weiter; mußte ſtehen bleiben, ſchob ſich mühſam bis zum nächſten Stuhl. Der unwiderſtehliche Huſtenreiz kam wieder. Ein paar Blutſpuren waren im Taſchentuch. Gräßlich — dieſe elende Schwäche! Dieſe Mattigkeit von den paar Schritten. Aber es hatte, gottlob, nichts auf ſich. Das ſagte der Schafskopf, der Bauerndoktor, wenigſtens. Man mußte ſich nur ruhig verhalten, ganz ruhig.

So ſaß er im Lehnſtuhl, von Ungeduld gepeinigt, gefoltert. Wer weiß, ob der Kamerad überhaupt kam? Konnte er nicht über Chablis hinausmarſchiert ſein? Fand er Zeit? Durfte er ſeine Leute verlaſſen?

Es verging eine Stunde und noch eine. Antoine hatte das Diner gebracht und wieder abgeräumt; kaum einen Biſſen rührte Berkenfelde an. Nur ein paar Glas Wein trank er. Und wartete — wartete —

Endlich, endlich erklang unten der Hufſchlag. Aber vielleicht kam der Wagen leer zurück?

Nein! Das waren Tritte auf der Treppe, auf dem Korridor. Unwillkürlich richtete Bruno ſich ſtraffer auf, zog die Attila herunter —

Ein ergrauter Herr war's, der eintrat. Die Hauptmannsabzeichen paßten nicht recht zu ſeinem Alter. Aber er kam herzlich, mit ausgeſtreckten Händen, auf Berkenfelde zu: „Bruckmöller, Herr Kamerad. Ich konnte nicht früher abkommen. Freue mich, Sie begrüßen zu dürfen. Es geht Ihnen hoffentlich gut?“

Deutſche Laute! Endlich einmal wieder, anders, als die liebe Gräfin radebrechte. Ein kerniges Deutſch, von der Waterkant allem Anſchein nach. Wie das wohl tat! Ein friſcher, junger Dachs wär ja noch willkommener geweſen als der alte Reſerveonkel. Aber auch er: „Willkommen! Herzlich willkommen!“

Sie ſaßen zuſammen, ſie ſtießen miteinander an. Der alte Herr war ein Kenner, er ſchnalzte mit der Zunge: „Ein feines Weinchen. Haben's überhaupt gut getroffen hier. Hätte ſchlimmer kommen können.“

Ja doch! Ja doch! Aber nun erzählen —

Alſo: ein Transport vom Erſatzbataillon. Höchſte Zeit, denn das Regiment war erſchrecklich zuſammengeſchmolzen, zumal bei Baune la Rolande. Ja, übrigens ſolch ein Transport iſt kein Vergnügen. Eine endloſe Eiſenbahnfahrt; von Mannheim an ſind ja die Bahnen geradezu verſtopft mit Militär-, Munitions-, Proviantzügen. Dann die Landſtraße auch. Man ſollte es gar nicht für möglich halten, was ſolch eine Armee braucht, was auf der Etappenſtraße herumwimmelt. Die Verpflegung hundsmiſerabel, Unterkunft jammervoll. Dazu die Märſche im Winter

ſcheußlich. Man hatte redliche Mühe, die Leute zuſammenzuhalten. Das Regiment wird ſich wundern, daß man Abgänge gehabt hat. Wundern wird ſich's auch, wie die neuen Stiefel ſchon ausſehn. Daß ſich Gott erbarm! Nun muß man ſich auch noch vor der Bande, den Franktireurs, hüten. Um das Bergneſt Langres herum ſpuken die Kerle immer noch. Na ja . . . aber das tut nix. Die Pflicht über alles! Und wenn man noch eine Naſe voll Pulverdampf kriegt, kann man wenigſtens mal ſeinen Kindern und Enkeln ſagen: ich war auch dabei!

„Proſit, Herr Kamerad. Proſit!"

Die Stimmung in der Heimat — großartig. Immer noch. Das können die Zeitungsmenſchen gar nicht ſo ausdrücken, wie es iſt. Man hat ja freilich gehofft, erwartet, die Sache würde früher zu Ende ſein. Man hat den Franzoſen dieſe Zähigkeit gar nicht zugetraut, im Süden, im Norden, im Südweſten immer neue Armeen aus der Erde zu ſtampfen, wie es der Mann, der Gambetta, fertig bekommt. Mein Gott, man empfindet daheim ja auch die Verluſte ſchwer, ſehr ſchwer. Wo gibt's denn noch eine Familie in deutſchen Landen, in der nicht um irgend einen Angehörigen getrauert wird? „Aber, mein lieber Herr Kamerad, der Born der Begeiſterungsfähigkeit, die Opferwilligkeit unſeres Volkes iſt unerſchöpflich, rieſengroß! Gott ſei Lob und Dank!"

Herr Bruckmöller iſt Philologe, Dr. phil., Oberlehrer. Man merkt's. Aber die alten Augen, die in ſo vielen, vielen Schülerheften die roten Striche gemacht, glänzen wundervoll, und die hagere Geſtalt hat im Waffenrock etwas wirklich Militäriſches. Der hält ſeinen Erſatztransport

zuſammen, wie er ſeine Sekunda zuſammengehalten hat.

„Wo werden Sie denn Ihr Regiment treffen?“

„Weiß ich's? Irgendwo an der Loire. Ich werd's ſchon finden.“

Bruno Berkenfelde drehte an ſeinem Glaſe.

Nun fing er an zu erzählen, von ſich zu berichten. Halblaut, als fürchte er Lauſcher. Aber immer heißer wurden ſeine Worte. Manchmal mußte er innehalten, hüſteln. Dann ſprach er deſto ſchneller, eifriger weiter. Und ſeine Wangen glühten. Er hatte ſich's überlegt, haarſcharf: er mußte von hier, aus dieſem Phäakendaſein heraus. Er mußte — mußte! Die Trommeln hatten ihn geweckt. Sobald kam die Gelegenheit nicht wieder, der Anſchluß an eine preußiſche Truppe. Wenigſtens bis zum nächſten größeren Etappenort konnte er mit, dann würde ſich das Weitere ſchon finden —

Manchmal, während er ſprach, wiegte Hauptmann Bruckmöller bedenklich den grauen Kopf. Ob der junge Mann ſeine Kräfte nicht überſchätzte? Aber er ſah eigentlich ganz friſch aus, wenn auch etwas hager im Geſicht. Und dann: dieſer Landdoktor, von dem er ſoviel ſprach, war ſicher ein Nichtswiſſer. Die franzöſiſchen Ärzte waren überhaupt keine Leuchten. Es mochte gut ſein, wenn der junge Herr in ordentliche deutſche Behandlung kam.

„Wann marſchieren Sie morgen früh ab, Herr Kamerad?“

„Es hat keinen Zweck, in der Dunkelheit aufzubrechen. Ich habe den Abmarſch auf acht Uhr dreißig Minuten befohlen.“

„Gut! Gut! Alſo, bitte, Sie requirieren in Chablis für mich einen Wagen —“

„Sollte Ihre ſchöne Schloßfrau — ich durfte ſie vorhin begrüßen, wirklich eine auffallend ſchöne Dame — ſollte ſie Ihnen nicht ihren Wagen zur Verfügung ſtellen?“

„Nein! Nein! Nur bis Chablis. Dort werde ich alſo pünktlich um acht Uhr ſein. Ich bin Ihnen ſo dankbar, Herr Kamerad! Der Himmel hat Sie mir geſandt . . .“

Etwas überſchwenglich war der junge Mann. Aber der Jugend ſtand das gut. Ein Prachtkerl, dieſer Huſar!

Sie ſtießen noch einmal an. Und dann ging der Hauptmann. Bis zur Tür brachte ihn Bruno. Er fühlte ſich ſo wohl und munter, ſo heil, wie ſeit dem Tage ſeiner Verwundung nicht.

Es hielt auch an. Ganz ruhig überlegte er alles. Sein Bündel war leicht geſchnürt. Fatal genug: eigentlich hatte er nicht einmal ein Bündel zu ſchnüren. Sogar die Wäſche, die er trug, war wohl erſt für ihn in Chablis gekauft worden. Nichts als die Uniform und der Säbel im Schrank waren ſein eigen. Aber das half nichts. Später konnte man das gutmachen. Man hatte ja hier gutzumachen, ohne Zweifel. Er überzählte ſein Geld; es langte gerade zu reichlichen Trinkgeldern. Auf der Etappe aber konnte er jedenfalls Vorſchuß auf ſein Gehalt erheben. Es ließ ſich alles einrichten.

Und nun noch der Abſchied von der Gräfin . . .

. . . das war das Fatalſte. Sie war doch ſehr gut zu ihm geweſen. Ihr verdankte er ſeine Rettung. Mit rührender Sorgfalt hatte ſie ihn gepflegt, behütet, umſorgt . . .

Eine Weile ſaß er ganz ſtill in ſeinem tiefen Lehnſtuhl.

Die Dämmerung war herabgeſunken. Antoine hatte die hohe Moderateurlampe gebracht, ſie auf ſeinen Wink drüben auf die Kommode geſtellt. Das Zimmer lag im Halbdunkel.

Es war eine ſchwere Falte auf Brunos Stirn. Aber allmählich verſchwand ſie. Er lächelte vor ſich hin. Später ... vielleicht ... dachte man mit ganz vergnügten Sinnen an dieſe Wochen zurück und an die ſchöne Schloßherrin. Später ... vielleicht ... ſah man ſich wieder. Warum nicht? In Baden-Baden oder in Florenz — oder ſogar in Paris. Ja, in Paris, da war das beſte Milieu für ſie. Man ſah ſich wieder. Man konnte ... vielleicht ... auch den ſchuldigen Tribut der Dankbarkeit abſtatten. Er kräuſelte rechts und links an ſeinem Schnurrbärtchen. Schön war ſie. Eine famoſe Frau. Eine wundervolle Frau: nicht nur ſchön, auch anmutig; etwas kokett; liebenswürdig, unterhaltend; von einem ganz eigenen Charme; mit viel Temperament, aber mit jenem beſonderen Temperament, das doppelt reizvoll iſt, weil es ſich zu beherrſchen weiß. Hm — immer hatte ſie ſich doch nicht beherrſcht. Es hatte Momente gegeben, wo ſie — hm! — gewiſſe Avancen gemacht hatte. Aber ich will dir nicht unrecht tun, liebe Gräfin ... vielleicht war's nicht einmal arg ſchlimm gemeint. Vielleicht war's eine Narretei, ein Spiel. Ein andermal, wenn Friede iſt, wenn ich ganz geſund bin ... ſpäter ... vielleicht ... nehmen wir das Spiel wieder auf. Jetzt muß, muß, muß Schluß gemacht werden. Baſta!

Und dann kam ſie, wie ſie jeden Abend gekommen war. Ganz unbefangen ſcheinbar, mit freundlichem Geſicht und freundlichen Worten: daß er den Kameraden wiedergeſehen

hätte; welch alter Herr das geweſen wäre; alt und würdig. Colonel? Nein? Ei, ei — ein Capitaine. So bejahrte Capitaines hätten die Pruſſiens. Es ſollte ſchelmiſch klingen: die werden uns nicht gefährlich werden.

Die Lampe ließ ſie auf der Boulekommode ſtehen, ſaß neben ihm nieder im Dämmerlicht. Immerhin, es war hell genug, daß er in ihren Zügen leſen konnte, wie ſie innerlich erregt war und es mühſam verbarg. Hell genug auch, daß er ſah, ſie wollte heut beſonders ſchön ſein. Gerade ſo im gebrochenen Licht wirkte ihre Schönheit am ſtärkſten. Ganz jung erſchien ſie.

Sie ſchmollte ein wenig: warum der Capitaine nicht geblieben wäre? Eine Stunde noch oder zwei — zum Souper? Der Dienſt! Pah — der Dienſt! Sie ſpielte mit den Marquiſenringen; dann mit den Armbändern, ſchob ſie auf und nieder auf dem weißen, ſchöngeformten Arm.

Als ſie hereingekommen war, hatte ſie einen indiſchen Schal um die Schultern getragen. Nun — ‚il fait chaud‘ — nun ließ ſie ihn fallen. Das roſtfarbene Seidenkleid zeigte einen tiefen, herzförmigen Ausſchnitt. ‚Famoſe Frau!‘ dachte er. ‚Geſchieden muß doch ſein.‘

Er war ſchweigſam geweſen bisher, hatte nur einſilbige Antworten gegeben.

Nun ſagte er's ihr, wie er ſich's zurechtgelegt hatte. Mit warmen Worten, mit herzlichem Dank: geſchieden muß ſein. Heut abend — morgen in der Frühe. Wider Willen ſteigerte er ſich doch. Es reizte ihn, daß ſie ſtumm blieb. Er ſprach von ihrer Güte, daß er ſeine Retterin, ſeine treue, aufopfernde Pflegerin nie — nie vergeſſen würde. Er griff nach ihrer Rechten, zog ſie an ſeine Lippen —

Kein Wort hatte ſie erwidert. Leicht vornübergebeugt ſaß ſie. Er ſah, wie ihre Bruſt ſich hob und ſenkte, ſah wie es in ihrem Geſichte zuckte —

Plötzlich entriß ſie ihm, wortlos, die Hand, ſprang auf, ſtand wie erſtarrt; ging dann, langſam und ſchwer, fort von ihm, bis zum Fenſter. Er ſah, wie ſie die Hände vor das Geſicht hob. Und er hörte, wie ſie leiſe ſchluchzte.

. . . eine dumme, dumme Geſchichte. Daß ſie es ſo ſchwer nahm! Daß es ihr ſo tief ging! Wenn ſie ihn geſchmäht, ihn einen Undankbaren genannt hätte: das wäre leichter geweſen. Aber Tränen ... dies verhaltene und nun immer ſtärker, immer ſchmerzlicher werdende Schluchzen ...

„. . . was kann ich ihr nur ſagen? Etwas Liebes, Gutes . . .'

„Gräfin," rief er halblaut. „Liebe Gräfin —"

Sie hörte nicht. Oder hörte ſie doch? Schüttelte ſie nicht traurig den Kopf?

„Madeleine . . ."

Da wandte ſie ſich plötzlich. Sie kam zurück. Langſam zuerſt, wie unſicher; dann ſchnell. Sie hob die Hände, und ſie lächelte unter Tränen. Wunderſchön jetzt, bezaubernd ſchön —

Bis dicht zu ihm kam ſie. Er wollte ſich erheben, aber ihre Arme lagen ſchon auf ſeinen Schultern. Plötzlich ſank ſie vor ihm in die Kniee. „Du darfſt nicht von mir gehen . . . je t'aime . . . je t'aime . . ." Die weichen vollen Arme umklammerten ihn.

„Sag's noch einmal: Madeleine!" Ein zärtliches Stammeln: „Mon petit prisonnier . . . nein, nicht ſprechen . . . nicht . . . ſprechen . . ."

Der betäubende Duft ihres Haares ſchlug zu ihm, es flimmerte golden vor ſeinen Augen. Sie hob ſich ein wenig, aber ſie ließ ihn nicht frei. Ihre Wange lag an der ſeinen, glühend heiß. Dann, plötzlich, ging ein ſüßes Erſchauern durch ihren Leib. Und immer enger ſchmiegte ſie ſich an ihn, atmete ſchwer, ſuchte ſeine Lippen —

In der Nacht mußten die Pferde noch einmal heraus und den ſteilen Weg hinunter zu Doktor Ballardon und wieder hinauf.

Und als am Morgen im ſtöbernden Schnee Hauptmann Bruckmöller ſein Häuflein auf dem Marktplatz von Chablis antreten ließ, ſtand wartend ein Diener aus Chateau Bellegarde da mit einem kurzen Briefe des Arztes: Zum größten Bedauern müſſe er mitteilen, daß in dem Zuſtand des Monſieur de Berkenfelde eine plötzliche Verſchlimmerung eingetreten wäre; an einen Transport ſei unter den obwaltenden Umſtänden nicht zu denken; indeſſen bliebe die begründete Hoffnung, daß in einigen Wochen der Verwundete nach der Heimat werde zurückkehren können. „Avec les salutations les plus sincères, je suis, monsieur, votre très-dévoué . . .“

„Schade,“ murmelte der Hauptmann. Nahm ſein beſtes Schulfranzöſiſch zuſammen, trug dem Diener herzlichſte Grüße an den Kameraden und Empfehlungen an die Frau Gräfin und an den Doktor auf. Etwas umſtändlich; und etwas umſtändlich ſtieg er auch in den Sattel. Es waren immer noch ungewohnte Geſchäfte: das wirklich franzöſiſch Sprechen und die Beſchäftigung mit dem wilden Tier.

„Schade —“ brummte er noch einmal vor ſich hin. Reckte ſich dann. „Stillgeſtanden. Das Gewehr über! Mit Sektionen vom rechten Flügel — Bataillon marſch!“

* * *

Marheinke mochte wohl recht haben: es war eine ſchlimme Sache mit den Stiefeln.

Er ſtand an der Tür, hatte die Miſſetäter in ſeinen Rieſenfäuſten und ſchimpfte: „So jeht et wirklich nich weiter, Herr Leitnant. Ick bin nu bei allen vier Kompagnieſchuſtern jeweſen, aber ſie ſagen alle, da is Hopfen und Malz verloren.“

Kurt Berkenfelde lachte — er konnte jetzt manchmal wundervoll fröhlich lachen — ſtand vom Tiſch am Fenſter auf und kam heran, ſich die deplorablen Dinger anzuſehen. Auch der Stabsarzt kam, entzückt über den Zwiſchenfall, aus dem Nebenzimmer. „Vielleicht könnte ich ſie in chirurgiſche Behandlung nehmen, Berkenfelde. Wenn man's recht bedenkt, warum nicht? Ein Stiebel iſt eine Sache von unglaublicher Wichtigkeit und wohl des Schweißes der Edlen wert. Laſſen Sie mal ſehen, braver Marheinke.“

Aber nach eingehender Beſichtigung ſchüttelte er den Kopf. „Da will ich denn doch lieber eine Kniegelenkreſektion unter erſchwerenden Umſtänden vornehmen. Um ſich wiſſenſchaftlich auszudrücken: mindeſtens der rechte Stiefel ſteht im Begriff an der Greiſenkrankheit einzugehen. Ich kann einen allgemeinen Marasmus konſtatieren. Der linke — drehn Sie mal um, Marheinke — der linke zeigt ähnliche Erſcheinungen; aber bei ihm beſchleunigen noch akute Leiden den Verfall: da an der Sohle und hier im Ober-

leder, faſt hätte ich Epidermis geſagt. Hm — und wieviel Kollegen vom Schuſterſchemel haben ſchon an den Patienten herumgedoktert. Ich kann nur die denkbar ungünſtigſte Diagnoſe ſtellen, mein armer Berkenfelde.“

Es war wirklich tief betrübend. Mit dieſen treuen Stiefeln war Kurt durch dick und dünn, im wörtlichſten Sinn des Wortes, gegangen und geritten. Nun hatten ſie ausgedient. Es war aber auch tragiſch: das zweite Paar hatte im Biwak nach Sedan ein ſchreckliches Schickſal erlitten; es war am Feuer lebendigen Leibes geſchmort worden, und das hält ſelbſt das beſte Leder nicht aus.

„Der Herr Leutnant werden ſich eben neue Stiebeln kaufen müſſen,“ entſchied Marheinke. Da lachten ſie beide laut auf. „Beim Marketender, Marheinke? Oder weißt du einen vermauerten Keller mit Schuſterſchätzen, wo man für fünf Sous kaufen kann?“

Plötzlich hupfte der dicke Stabsarzt vergnügt in die Luft, ſchlug ſich vor die Stirn: „Heureka, Berkenfelde. Ich hab's. Sie müſſen nach Verſailles fahren. Verſailles iſt ein Paradies. In Verſailles iſt alles zu haben. Auf ein paar Tage Urlaub kann's nicht ankommen. Marheinke, Mann Gottes, packen Sie den Koffer. Der Herr Leutnant, Adjutant pp., fährt nach Verſailles.“

Alſo geſchah es.

Der hohe Bataillonsſtab verfügte ſeit Sedan über ein ſchmuckes kleines Wägelchen, das ſich dort ‚gefunden‘ hatte. Der eine der beiden Gäule, die Berkenfelde auch bei Sedan für ein billiges erſtanden, ging gut in der Gabel, und der Trainſoldat, der Hüter des offiziellen Bataillonskarrens, kutſchierte firm. Es konnte alſo losgehen.

„Berkenfelde, ziehen Sie aber das Beſte an Sachen auf den Leib, was Sie beſitzen," meinte der Major. „In Verſailles iſt man pikfein, und auffallen wollen Sie doch nicht."

Es wurde alſo loskutſchiert durch den ſchönſten Sonnentag, den der Winter bisher gebracht hatte. Im Tor des Vorgartens ſtand der dicke Stabsarzt und erinnerte noch einmal an alle Beſtellungen. „Vergeſſen Sie mir das Citronatum nicht, Berkenfelde, und die raisins secs. Ohne Roſinen keine Weihnachtsſtollen. Glück auf die Reiſe."

Über Montmorency ging die Fahrt, dann durch die Vorpoſtendörfer des III. und IV. Korps längs der großen Schleife, in der die Seine durchs Land zieht; immer grüßte der Mont Valérien herüber, und dann und wann blitzte es droben auf, und ein großer Zuckerhut ſauſte weithin — irgendwohin; es kümmerte ſich ja niemand mehr um die Ungeheuer. Schön war die Fahrt, immer faſt mit dem ewig wechſelnden Blick auf Paris, auf das gewaltige Häuſermeer, auf die Kuppeln und Türme der Rieſenſtadt, um die man nun ſchon drei Monate warb. In St. Germain wurde gefrühſtückt; die Garde-Landwehr hatte ſich's hier behaglich eingerichtet. Und weiter ging's nun auf gerader Landſtraße nach Verſailles zu. Zur Linken blieben der Park und das Schloß von St. Cloud liegen, das die Franzoſen ſo unnötig in Brand geſchoſſen hatten, faſt, als wollten ſie Rache nehmen an dem Gebäude, das der Lieblingsſitz des verhaßten Napoleon geweſen war.

Es war eine ſeltſame Spannung in Kurt. Ihm war's, als rückte er aus dem Feldlager der Kultur wieder näher. Ehrlich neugierig war er auf dies Verſailles, die Reſidenz des Sonnenkönigs, die ſolange für deutſche Fürſten als un-

erreichbares Vorbild gegolten — und in der nun des deutſchen Heeres Oberfeldherr, ſein König, ſeit Wochen ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte. Sein König! Jäh tauchte die Erinnerung auf an jenen Abend, wo er vor dem König geſtanden in des Herrſchers ſchlichtem Arbeitszimmer, ein mutloſer junger Menſch; und an jene Minuten unmittelbar darauf, in denen er draußen auf der Rampe vor dem Palais den Jubelrufen des begeiſterten Volkes gelauſcht. Die Wende ſeines Lebens war's geweſen. Seither ging es bergauf. Und mit der einen Erinnerung kamen ſo viele, viele andere: an Vater und Mutter, an Bruno, der nun wund in der Fremde lag, an den luſtigen Brandfuchs — an Hedwig. Immer ſchob ſich das Bild des ſtolzen, kühlen Mädchens zwiſchen das Erinnern . . . immer ſtand ſie voran, und ihr Wort klang in ſeiner Seele: ‚Wir ſind doch ein Volk!'

. . . Da war es, dies Verſailles . . .

In der Kommandantur gab es Achſelzucken. Quartier? Ganz unmöglich.

Eine alte Schreiberſeele von Feldwebel ſtand da und lächelte überlegen. „Tut mir leid, Herr Leutnant. Nicht 'ne Maus können wir mehr unterbringen. Die Ziviliſten haben uns die letzten Quartiere weggenommen. Verſuchen Sie ſelbſt Ihr Heil."

Gut alſo. Verſuchen wir unſer Heil. So leicht ließ ſich Berkenfelde nicht einſchüchtern. Er zog aus auf Wohnungsſuche wie der Touriſt im Badeort. Merkwürdig genug war es ſchon, dies Verſailles. Spaßhaft. Potsdam vergrößert. Elegante Straßen, elegante Häuſer, elegante Läden, und doch etwas Kleinſtädtiſches. Viel Volk unter-

wegs, als ob gar kein Krieg wäre, flanierend, plaudernd. Aber dazwiſchen überall Offiziere aller Waffen, Trupps von Mannſchaften, Ordonnanzen mit Mappen, Meldereiter . . .

Erſt in der Dämmerung fand ſich ein Unterkommen für Pferd und Wagen und Trainſoldat, und endlich auch für Berkenfelde ſelbſt. Wunderlich und dürftig genug. Ein Berliner Weinhändler hatte in einem leerſtehenden Laden ein Reſtaurant eröffnet, in dem er nur Champagner verſchenkte, mit Bedienung von zarter Hand. Der gute Mann ließ ſich erweichen: für ſchweres Geld ſtellte er in einem Hinterſtübchen, groß genug für einen Kanarienvogel, den Fußboden und eine Matratze zur Verfügung; notabene erſt zu benutzen, wenn die letzten Gäſte das Lokal verlaſſen hatten. Merkwürdig genug, auch er meinte: „'s iſt ein Glückszufall, daß Sie das Plätzchen bekommen. Für die Berliner Gäſte ſind die letzten freien Zimmer belegt worden."

„Welche Berliner Gäſte?"

„Nun — die Abgeordneten —"

Berkenfelde achtete nicht darauf. Er aß eine Kleinigkeit, trank eine halbe Flaſche Ruinart, amüſierte ſich über die franzöſiſche Hebe, die ſo komiſch deutſch radebrechte; dann drängte es ihn wieder auf die Straße. Wohl eine Stunde oder länger pendelte er auf und ab, ſah im Halbdunkel die ungeheuren Linien des Königsſchloſſes, ließ ſich von der flutenden Maſſe treiben: wirklich — man war hier plötzlich wieder wie mitten in der Kultur. Er fand ſogar noch einen Schuſterladen offen und drinnen ein freundliches altes Männchen, das die hundertfach geflickten Ungeheuer mitleidsvoll betrachtete und dem ſein „c'est la guerre

TAYLOR INST. OXFORD

comme à la guerre“ recht aus dem Herzen zu kommen ſchien. Der Brave konnte ſogar ein Paar Stiefel zum Kauf anbieten; ſie paßten nicht ganz, aber ſie paßten ſo ziemlich. Und der Preis? „Cinquante francs.“ Plötzlich hatte ſich das freundliche alte Männchen in einen geriebenen Geſchäftsmann verwandelt, und ſein ‚c'est la guerre comme à la guerre‘ klang jetzt aus ganz anderer Tonart. Kurt mußte lachen — und zahlte.

Als er aus dem Laden heraustrat, hätte er beinah einen Zuſammenſtoß mit einem langen ſchlanken eleganten Offizier gehabt. Sie wichen ſich grüßend aus und blieben dann doch überraſcht ſtehen: „Berkenfelde! Endlich mal wieder einer vom Regiment. Willkommen in Verſailles.“

Es war Hauptmann von Eynatten, der kurz vor Ausbruch des Krieges in das Militärkabinett kommandiert worden war.

„Wo wohnen Sie, Berkenfelde?“ Dann lachte er. „Ja, ſchön iſt anders. Aber ſeien Sie froh, daß Sie wenigſtens eine Bleibe haben. Mit den Abgeordneten hat ſich ein Heuſchreckenſchwarm von Journaliſten eingefunden — wir wiſſen kaum aus noch ein. Und jetzt? Wir trinken eine Pulle Wein zuſammen auf unſer altes liebes Regiment. Meinetwegen bei Ihrer ſchwarzhaarigen Thereſe. Schlimmer als der Sabot d'or oder der Jeanbourreau d'Afrique und wie ſonſt die Kneipen heißen, iſt er auch nicht. Morgen mittag aber ſind Sie im Hotel des Réſervoirs mein Gaſt.“

So ſaßen ſie denn zuſammen, brachen einer Flaſche und noch einer den Hals. Die ſchwarze Thereſe knickſte und ließ ſich von dem flotten jungen Hauptmann in die Backen

kneifen. Vom Hundertſten ſchwatzten ſie ins Tauſendſte: vom Regiment, von St. Privat, von Sedan, von ‚dort unten', an der Loire. Manchmal jammerte Herr von Eynatten ein wenig. „Iſt ja ſchön ehrenvoll im Hauptquartier Seiner Majeſtät. Aber wir höheren Schreiber ſehen, fühlen doch gar zu wenig vom wirklichen Krieg. Was gäb ich drum, wenn ich bei St. Privat meine Kompagnie geführt hätte." Und dann wieder lachend: „Schauen Sie mich nur an, Berkenfelde — geſchniegelt und gebügelt, nicht wahr? Ich wollte, ich hätte einen Waffenrock an, der keine heile Stelle mehr aufweiſt. — Aber man hat doch einen Überblick über das große Ganze und immer die neuſten Nachrichten. Manchmal irrt man ſich auch hier. Wer hätte geglaubt, daß ſich Paris ſo lange halten könnte? Heut wiſſen wir's freilich, daß erſt unſere großen Kartaunen ihre Mäuler werden aufſperren müſſen, ehe die Pariſer klein werden. Nun, dazu kann Rat werden. Und intereſſant iſt's hier ſchon. Morgen haben wir ja wieder einen großen Tag."

Da hörte es Kurt Berkenfelde zum erſten Mal, daß ſich das einige Deutſche Reich vorbereite. Wie langſam doch die Zeitungen gingen. Jetzt erſt hörte er von dem hochherzigen Brief des jungen Bayernkönigs, der von König Wilhelm die Annahme der Kaiſerkrone erbat. Und daß heut die Deputation des Reichstags des Norddeutſchen Bundes in Verſailles eingetroffen, dem greiſen Herrſcher die gleiche Bitte vorzutragen — mit demſelben Präſidenten Simſon an der Spitze, der ſchon einmal in ſturmbewegten Tagen, 1848, König Friedrich Wilhelm IV. als Sprecher einer Deputation die Kaiſerkrone hatte bringen wollen.

Spät trennten ſie ſich. Und dann lag Berkenfelde auf

ſeiner harten Matratze, und der Wein hämmerte in ihm nach. Stärker aber, weit ſtärker die wunderbare Empfindung: in welch gewaltiger Zeit lebſt du doch! Was die Väter geträumt, erſehnt, erhofft: das deutſche Kaiſerreich ſteht wieder auf. Einem Hohenzollern wird die Kaiſerkrone! Und geſchmiedet wurde der Kronreif in dieſem herrlichſten aller Kriege. Und du — du, du kleiner junger Leutnant, haſt auch für dein Teilchen mithämmern dürfen am großen Werk!

Als ob die Raben des Kyffhäuſers ihn umflatterten mit mächtigem Flügelrauſchen: ſo war es ihm.

* * *

Am frühen Morgen war er auf. Die helle Winterſonne leuchtete. Ein Sonntag war's und ein Sonnentag, der 18. Dezember.

Da lag es vor ihm, das Wunderſchloß, ſo oft beſchrieben, daß er's ſchon gut zu kennen meinte mit dem prunkvollen Eiſengitter davor und dem prunkvollen Reiterdenkmal Ludwigs XIV. und der prunkvollen Inſchrift auf dem Giebel des Mittelbaus: A toutes les gloires de la France.

Preußen ſtehen als Poſten; jüngſt eroberte franzöſiſche Kanonen ſtehen im Vorhof, von der Loire heraufgeſchickt. Und in den hohen Sälen des Erdgeſchoſſes, angeſichts der rieſengroßen Schlachtenbilder, die franzöſiſche Siege verherrlichen, ſteht Bett an Bett mit verwundeten deutſchen Kriegern.

Ein junger Arzt, ein Pfälzer Kind, führt ihn längs der Reihen der Dulder. Er iſt nicht gut zu ſprechen auf dies ſcheinbar prachtvollſte Lazarett der Welt, an dem die

erſten Chirurgen Deutſchlands, Langenbeck und Wilms wirken. Hinter den gewaltigen Leinwandflächen lauert der Tod. Die Wände ſind nicht zu reinigen. Leiſe flüſtert's der Arzt. Nur der eiſerne Bismarck hat das rechte Wort gefunden: ins Feuer mit den großen Schinken, wenn dadurch auch nur ein einziger preußiſcher Grenadier gerettet werden kann. Aber da ſchaudern die Diplomaten: was würde Europa zu ſolch einer Barbarei ſagen? Es gibt überall Kluge, Allzukluge, Allzurückſichtsvolle; ſie erſchrecken auch ſchon über den Gedanken, daß die preußiſchen Granaten irgend ein ‚hiſtoriſches' Kunſtwerk drinnen in Paris zerſchmettern könnten. Der ‚Sonnenkönig', der einſt hier Hof hielt, und ſeine Generale, ſie haben's anders mit Deutſchland im Sinn gehabt, meint der Arzt. „Fragen Sie nur in meiner Heimat nach, wie die Franzoſen dort hauſten. Bis auf heute noch erzählt's eine Generation der andern."

Gottlob, die Verwundeten ahnen nichts von den heimtückiſchen Gefahren, die ſie unſichtbar umſchweben trotz beſter Pflege. Sie ſind guter Dinge. Oft kommt der König zu ihnen, oft kommt ‚unſer Fritz'. Leis und ſacht wird dem einen, dem andern ein Eiſernes Kreuz auf die Bettdecke gelegt. Dann leuchten die Augen —

Aber Berkenfelde fröſtelte trotz der Sonnenſtrahlen, die durch die hohen Fenſter drangen. Der Tod zog einſt von dem Schloſſe nach Deutſchland. Der Tod geht heut durch das Schloß.

Hoch aufatmend ſtand er endlich auf der Parkterraſſe. Im Winterſchlaf lag die Wunderſchöpfung des großen Lenôtre. Doch die helle Sonne ſpielte auf dem Rieſenbaſſin

der Latona und des Apollo, ruhte leuchtend auf all den Marmorgruppen ihrer Umrahmung.

Und — von fernher kam der Donner der Kanonen. Während des ganzen Vormittags ſchon. Berkenfelde fand endlich ein Lächeln, ein befreiendes Lächeln. Der ‚Onkel Baldrian‘, wie die Leute den Mont Valérien nannten, machte ſich wieder einmal ‚mauſig‘. A toutes les gloires de la France?!

Der König kam aus der Schloßkirche. Deutſcher, evangeliſcher Gottesdienſt war dort abgehalten worden, wo einſt Ludwig XIV. unter Weihrauchdüften die Meſſe gehört. Der preußiſche Diviſionspfarrer Rogge hatte gepredigt — das alte, ſchöne Adventswort: ‚Der Herr iſt nahe‘ war ſeiner Predigt unterlegt. Und in ihr war die Bedeutung dieſes Tages aufgeklungen, an dem die Vertreter des deutſchen Volkes dem ſiegreichen Oberfeldherrn die Kaiſerkrone darbringen wollten — heut hier — in Verſailles. —

Die Rue de Paris entlang eine Woge glänzender Uniformen. Wie ſeltſam doch ſolch großes Hauptquartier iſt! Das Hauptquartier dieſes ſchlichteſten aller Könige! Hunderte von Offizieren aller Grade, aller Waffengattungen; ein ungeheurer Troß dazu von Lakaien, Bereitern, Kutſchern; Telegraphiſten, Chiffreuren, Schreibern und Zeichnern aus den Bureaus. Dann engliſche, ruſſiſche Militärbevollmächtigte; Berichterſtatter, Journaliſten aus aller Herren Ländern.

Berkenfelde mußte eilen, um zur Präfektur zu kommen, zum Quartier des Königs, wo um zwei Uhr der Empfang der Deputation des Norddeutſchen Reichstags ſtattfand.

Auf den Zinnen des Königſchloſſes hatte die ſchwarz-weiße Preußenfahne geweht. Über dem Mittelbau des Präfekturgebäudes flatterte die Königsſtandarte, purpurn, mit dem wieder jung gewordenen Eiſernen Kreuz im Felde, von Kronen und Schwarzen Adlern umgeben.

Und im langen Zuge rollten die Equipagen heran: die der Deputierten, der Herren im Frack, mit Feldpoſtillonen auf dem Bock, die der Fürſtlichkeiten. Moltke dann und dann Roon und dann — dann Bismarck mit dem blitzenden Küraſſierhelm auf dem Haupte.

Eine Hand legte ſich auf Berkenfeldes Schulter. Es war Hauptmann von Eynatten. „Unſere drei Großen!“ ſagte er. „Zwei Tage nach Sedan ſaßen wir in Vendreſſe an der ſehr einfach beſtellten königlichen Tafel. Da ließ der Allergnädigſte Herr zum erſten Male im Feldzug Champagner bringen. Er trank auf das Wohl der Armee, und er trank auf das Wohl der drei Großen. Unvergeßlich werden mir die Worte bleiben. ‚Sie, Kriegsminiſter von Roon,‘ ſagte er ungefähr, ‚Sie haben unſer Schwert geſchärft. Sie, General von Moltke, haben es geleitet. Und Sie, Graf Bismarck, haben Preußen durch die Leitung der Politik auf ſeinen Höhepunkt gebracht.‘ Ganz ſchlicht ſprach der König. Aber wie ſchön waren dieſe einfachen Worte und wie treffend ... Und nun kommen Sie, Berkenfelde, ich möchte Ihnen noch Klein-Trianon zeigen mit ſeinen Erinnerungen an Marie-Antoinette.“

Eine Stunde ſpäter ſaßen ſie, an einem ſeitlichen Tiſch, im Saale des Hotel des Réſervoirs. Es war heut nicht ſo voll wie ſonſt. Aber am langen Mitteltiſch hatten doch allerlei ‚große Sterne‘ Platz genommen, Fürſten und

Prinzen, die dem Hauptquartier attachiert waren. „Bismarck mag ſie nicht," meinte Eynatten leiſe. „Dieſe hohen Herren von der ‚zweiten Staffel'. Er behauptet, ſie hielten nicht dicht, erführen allerlei und plauderten zu viel aus. Auch zu den engliſchen Zeitungskorreſpondenten, die hier eine unheimliche Rolle ſpielen. Da drüben ſitzt einer von ihnen, Ruſſell, übrigens einer der beſtgeſinnten. Denn ſonſt — England will uns nicht immer wohl."

Drüben ging die Tür. Herein trat ein hagerer Herr in der Generalsuniform. Er ging quer durch den Saal, leicht vornüber geneigt.

Moltke war es. Und ganz eigen: all die hohen Herren am Mitteltiſch, die Fürſten und Prinzen, erhoben ſich, verbeugten ſich tief vor dem ſchlichten Mann. Sie wußten: ‚er hat unſer Schwert geleitet.' Er führt es heut noch: von Sieg zu Sieg.

Eynatten, der überall hinter die Kuliſſen ſehen konnte, erzählte: „Unſer großer Schweiger iſt in der letzten Zeit etwas mißgeſtimmt. Es geht ihm wohl nicht ſchnell genug vorwärts, auch er hat dieſe erſtaunliche Widerſtandskraft der Franzoſen nicht erwartet. Und dann — er war aus militäriſchen Gründen gegen die Beſchießung von Paris. Nun bombardieren ſie ihn hier, und auch aus der Heimat erhält er allerlei Zuſchriften. Neulich hat er doch lachen müſſen. Da bekam er einen Zeitungsausſchnitt ohne ein Wort des Zuſatzes: ‚Lieber Moltke, nimm's nicht krumm, Mach doch endlich bumm, bumm, bumm! Teurer Moltke, ſchau dich um: Deutſchland will das Bumm, Bumm, Bumm.' Und nun wird er wohl wirklich bald Bumm-Bumm machen laſſen."

„Hoffentlich.“ Berkenfelde ſtöhnte ein wenig. „Es iſt langweilig vor Paris. Ich wollte, ich wäre unten an der Loire.“

„Unſinn! Es wird auch vor Paris noch zu tun geben. Wenn ich noch klagen wollte! Aber ich muß in meiner Schreibſtube hocken und bin froh, wenn ich zu unſeren Vorpoſten hinausreiten kann und wenigſtens mal eine blaue Bohne pfeifen höre. Wo der König uns hinſtellt iſt's gut. Und nun, Berkenfelde, nun wollen wir beide ganz ſtill auf Majeſtät anſtoßen, unſeren König . . . bald, bald unſeren Kaiſer!“

* *
*

Feldpoſtbrief.

Hedwig von Berkenfelde an Kurt von Berkenfelde.

Wiesbaden, 14. Dezember 1870.

Mein lieber Kurt!

Du haſt ganz recht, wenn Du mich eine ſchlechte Briefſchreiberin nennſt. Aber ich bin wirklich hier durch meine Pflichten ſehr in Anſpruch genommen, und dann, lieber Kurt, es gibt Zeiten, in denen man beſſer überhaupt nicht ſchreibt, auch nicht an die Nächſten, die man hat. Ebenſo wie man ſich nicht ausſprechen könnte in ſolchen Zeiten. Ich wenigſtens muß alles, was mich drückt, alle Prüfungen, erſt mit mir ſelbſt abmachen, ehe ich mich einem andern, und wäre er mir der liebſte Menſch auf Erden, offenbaren kann.

Heut aber muß ich Dir ſchreiben. Vor allem, damit Du Dich um Deine gute Mutter nicht ſorgſt. Du wirſt nämlich auf einige Zeit auf direkte Nachricht von ihr verzichten müſſen. Sie hat bei einer Operation aſſiſtiert und

ſich dabei eine kleine Blutvergiftung zugezogen. Es hat nichts auf ſich. Nur mußte der Zeigefinger der rechten Hand geſpalten werden, und es iſt ihr daher unmöglich, die Feder zu führen. Die liebe Tante geht aber ſchon wieder ihrem Beruf nach und läßt Dich viel-, vielmals grüßen. Sie war ſogar in der Stadt und hat auch für Dich kleine Geſchenke eingekauft. Du ſollſt doch nicht um dein Weihnachten kommen. Ich packe heut das Kiſtchen für Dich und rechne darauf, daß die brave Feldpoſt es rechtzeitig in Graslay abliefern wird. Du ſchreibſt, daß Du Dein Taſchenmeſſer eingebüßt haſt. Der Erſatz ſoll unſere gute, alte Freundſchaft nicht zerſchneiden.

Unſere gute, alte Freundſchaft! Ja, lieber Kurt, und nun will ich Dir ſagen, daß es eine Zeit gab, in der ich dieſe alte Freundſchaft vergeſſen hatte. Ich bin endlich innerlich ſo weit, daß ich Dir gegenüber offen ſein kann.

Weihnachten jährt es ſich, daß es anfing. Unter dem letzten Weihnachtsbaum in Pinnow fühlte ich zum erſten Mal, daß mich Bruno mit anderen Augen anſah als bisher. Ich habe es ihm nicht ſo leicht gemacht, wie Ihr alle wohl glaubtet. Viele Monate ging das Ringen zwiſchen uns. Bis er an jenem Tage, an dem alle Herzen höher ſchlugen, zu mir kam und mich an ſich riß. Ich kann Dir nicht ſagen, wie es kam. Ich will es auch nicht. Aber das muß ich Dir geſtehen: ich habe Bruno ſehr lieb gehabt, und ich weiß auch, daß er mich liebte. Trotzdem wußte ich, daß wir tiefunglücklich miteinander werden müßten. Und nun iſt alles aus. Das ſollteſt Du von mir ſelber erfahren.

Es iſt aus zwiſchen uns, aber die große Sorge um ihn lebt in mir fort. Wir haben zwar günſtige Nachrichten

über ihn. Er ſcheint in vortrefflicher Pflege; Tante ſchrieb Dir wohl darüber. Sie hat mit der Gräfin Briſſonet mehrmals Briefe gewechſelt, auch der Arzt aus Chablis hat berichtet. Die Wunde iſt geheilt, aber es ſcheint eine Lungenaffektion zurückgeblieben zu ſein. Wir verſtehen nur nicht, warum er ſich nicht nach der Heimat bringen läßt. Tante hat ihn wiederholt dringend gebeten, zu kommen, wollte ihm auch bis Straßburg entgegenfahren. In ſeinen Antworten gibt er aber nie eine Auskunft, weshalb er die Heimkehr immer weiter hinausſchiebt. Nun hofft Tante auf den Frieden, um ihn ſich ſelbſt zu holen. Der Krieg kann ja nicht mehr lange währen — dieſer Krieg, der ſo viele Tränen löſte, und an den wir doch einſt alle zurückdenken werden als an die größte Zeit unſeres Lebens.

Du haſt mir ſeit langen Wochen nicht geſchrieben, lieber Kurt. Tante gab mir aber jeden Deiner Briefe, und mir war es bisweilen, als ſeien ſie auch für mich beſtimmt. Froh war ich über ſie. Den Sinnierer, wie ich Dich wohl früher nannte, der die großen Welträtſel löſen wollte und dieſer Welt ſo unpraktiſch gegenüberſtand — den, ſcheint mir, haſt Du zu Grabe getragen. Dafür biſt Du ein ganzer Kerl geworden. Da ſteht's. Es iſt ein häßliches Wort für ein junges Mädchen, ich weiß es. Es ſoll aber doch ſtehen bleiben: dies derbe, ehrliche Wort.

Werdet Ihr wohl einen Chriſtbaum haben? Wo Deutſche Weihnachten feiern, darf ja der Tannenbaum nicht fehlen. D e u t ſ c h e: ich ſchreibe das mit beſonderem Stolz! Wenn Tante und ich mit unſeren Rekonvaleszenten unter unſerem großen Weihachtsbaum ſtehen, dann werden

wir Deiner in Liebe gedenken. Mit vielen, vielen innigen Wünſchen. Deine treue Couſine Hedwig.

* * *

Feldpoſtbrief.

Kurt von Berkenfelde an Hedwig von Berkenfelde.

Graslay, 22. Dezember 1870.

Meine liebe Hedwig!

Ich kann Dir nur kurz danken, in großer Erregung. Wir ſtanden heut während eines heftigen Kampfes um Le Bourget in der Reſerve, da kam Major von Kleinen vom Generalkommando auf mich zugeſprengt. „Was ſind denn das für Geſchichten, Berkenfelde? Wir haben ſoeben eine Depeſche aus Verſailles bekommen. Sie ſind als Adjutant zur zehnten Infanteriebrigade kommandiert.“ Und da war der Oberſt und mein guter Major, und ſie ſchimpften: „Als ob wir Überfluß an Offizieren hätten.“ Dabei wußte niemand, wo die Brigade iſt. Ich weiß es jetzt noch nicht. Weſtlich von Orleans — mehr nicht. Marheinke packt ſchon meinen Koffer und die Satteltaſchen! Ich ziehe heute noch los.

Liebe, teure Hedwig! Dein Brief hat mich ſehr ergriffen. Ich leſe ſo vieles zwiſchen den Zeilen. Der arme Bruno — und dennoch: Dein Herz hat Dir gewiß den rechten Weg gewieſen. Gott ſchütze Dich und ihn!

Küſſe meine Mutter. Ich bin doch in Sorge um ſie. Euch beiden Lieben, Lieben viele Weihnachtsgrüße. Wo werd ich am Weihnachtsabend ſein — zwiſchen hier und Orleans? Dein treuer Bruder Kurt.

* * *

In früher Morgenſtunde, nach anſtrengendem Nachtritt traf Berkenfelde in Corbeil, dem Etappenhauptort ſüdlich Paris ein. Die Pferde hatten gut durchgehalten. Die ſchwarzbraune Didi, die er ſelber ſeit Sedan ritt, und auch das zweite Pferd, ein dunkler Wallach, den er am 2. September billig gekauft und Lukullus getauft hatte, weil der Gaul keinerlei Abfall der Soldatenkocherei verſchmähte. Marheinke machte ſich im Sattel des großen Tieres recht brav. Heut nacht hatte er freilich mancherlei Ungnädiges vor ſich hingebrummelt, über Tier- und Menſchenſchinderei und über den Koffer. Denn ob und wann der ſeinen Beſitzer noch einmal erreichen würde, blieb zweifelhaft. Der Major hatte heilig verſprochen, ihn ‚nachzuſpedieren‘. Aber was helfen die heiligſten Verſprechungen gegen die Imponderabilien des Krieges? Vorläufig mußte die Satteltaſche genügen.

Von Corbeil bis Orleans ſoll die Eiſenbahn in Betrieb ſein, hatte ein Generalſtabshäuptling geſtern morgen erklärt, als ſie im Granatfeuer bei Pont Iblon ſtanden. In Corbeil ſelbſt ſah die Sache ganz anders aus. Es ſah überhaupt höchſt merkwürdig in Corbeil aus. „Herr du meine Güte!“ brummelte Marheinke. „Das kann ja gut werden. Wenn das meine Lotte ankieken könnte.“

Der ganze Ort ſchien vollgeſtopft bis zum Überfließen mit Fuhrwerkskolonnen. Wagen ſtand neben Wagen, Wagen hielt hinter Wagen; Wagen der verwegenſten Konſtruktionen, elegante Kutſchen und Feldpoſtwagen und deutſche Leiterwagen und franzöſiſche Karren, wild durcheinander, beſpannt die einen, unbeſpannt die anderen. Hier wälzten ſich ein paar abgetriebene Gäule in ihren Geſchirren auf

dem Pflaſter, dort hatten ſich einige Trainſoldaten unter einem Wagen ein Notquartier mit wenig Stroh geſchaffen. Eine Hammelherde, eskortiert von einigen bayriſchen Reitern, ſchien gerade im Aufbruch. Ein paar Johanniter in ihren roten Uniformen ſtanden mitten unter den Hammeln und forſchten vergebens nach irgend einem Magazin, in dem ihre Liebesgaben aufgeſtapelt werden ſollten. Zwei ſtattliche Armeegendarmen ſuchten ebenſo vergeblich die Zufahrt zu der Brücke über die hochgehende Seine freizuhalten. Aus der Kirche wurde gerade ein Trupp geſtern eingetroffener Gefangener herausgelaſſen; den armen Kerlen ſchlotterten in ihren dünnen Mänteln die Glieder vor Froſt. Dazwiſchen lief ein eisgrauer Dragonerrittmeiſter fluchend und wetternd herum, mit einer dicken Peitſche in der Hand, um die Bauern ſeiner Kolonne zuſammenzutrommeln, dieſe bedauernswerten Piſangs, die irgendwo mit Pferd und Wagen requiriert worden waren und nun mitgeſchleppt wurden — wochenlang.

Endlich hatte Berkenfelde ſich bis zu dem Bureau der General-Etappeninſpektion hindurchgefragt, hindurchgeſchlagen. Hier war trotz der Frühſtunde ſchon voller Betrieb. Intendanturbeamte und Lieferanten kamen und gingen; den Adjutanten rauchten die Köpfe. Ein Munitionstransport war angemeldet; für Mittag wurde das Eintreffen von weiteren tauſend Gefangenen aus dem Süden erwartet; ein ſehr erregter Generalarzt reklamierte Unterkunft für Verwundete; eine Meldung aus Longjumeau forderte eine Strafexpedition, da die Feldpoſt von Franktireurs überfallen worden wäre; ein Pionieroffizier, der die geſprengte und wiederhergeſtellte Seinebrücke unterſucht hatte,

erklärte, daß er für nichts ſtehen könne, wenn ſie ſo überlaſtet würde, wie es geſtern geſchehen; drei barmherzige Schweſtern bettelten um Fuhrwerk nach einem bayriſchen Hoſpital.

Berkenfelde ſtand wartend an dem Fenſter eines der Geſchäftszimmer und ſah unten auf der Straße ſeinen getreuen Marheinke mit den Gäulen. Der hatte ſchon ein eifriges Geſpräch mit ein paar Bayern begonnen, und es dauerte nicht lange, ſo kam der eine blaue Bundesbruder mit einem Blechtopf voll dampfenden Kaffees. Marheinke ſchlürfte in tiefen Zügen. Faſt neidiſch ſah es Kurt. Ihm war ehrlich flau zumute. Geſtern der anſtrengende Tag, dann der Ritt auf unbekannten Wegen um die halbe Zernierungslinie; dazu eine eigene Spannung der Seele — es kam vielerlei zuſammen. Dunkel, ungewiß lag die nächſte Zeit vor ihm, die ihn in ſo ganz neue Verhältniſſe führte. Wie würde er ſich einleben? Außerdem — gerade jetzt ſchien es vor Paris intereſſant zu werden, gerade jetzt, wo er fortging. Geſtern hatten die Garden nur mit Mühe Le Bourget behauptet, heut erneuerte ſich vielleicht der Kampf; die Beſchießung ſchien bevorzuſtehen. Zwiſchen all dem mußte er immer wieder an Hedwigs Brief denken —

„Herr Kamerad — womit kann ich dienen?“

Endlich —

Es war ein liebenswürdiger bayriſcher Hauptmann von der General-Etappeninſpektion. „Eiſenbahn? Ja — freilich. Aber ſchauns, zwei defekte Maſchinen ham wir; zwiſchendurch Betrieb mit Röſſern. Hier klappt's nicht, dort klappt's nicht. Wenn ich raten darf . . . weiß Gott, Sie kommen zu Pferd ſchneller zum Ziel, wie mit der Bahn.

Unterkunft für heut?“ Er kraute ſich hinter den Ohren und lachte. „Ja — freilich. Aber wie? Sie müſſen halt zuſchaun, Herr Kamerad. Ich will Ihnen aber eine Ordonnanz mitgeben. Krümelmayr — Krümelmayr — wo ſteckſt du denn, Krümelmayr —“

Nun, es wurde Rat. Für die Gäule, für den Menſchen; für den Magen. Es gab ſogar bayriſch Bier. Das brauten die Blauen in Sèvres. Mehr noch: es gab Würſtel mit Sauerkraut. Die beſiegelten aber den Abſchied von der Kultur.

Mühſam war der Ritt, und manchmal fragte ſich Berkenfelde, ob er nicht doch den Bahntransport ‚mit Röſſern‘ hätte vorziehen ſollen. Es hatte geſchneit, dann geregnet, dann ſtark gefroren, die Straße war ſpiegelglatt. Ein Glück, daß Marheinke Schmied war. Im erſten Nachtquartier, in La Férte Alais, konnte er ſein Handwerk zu Ehren bringen. Es half wenigſtens einigermaßen. Einigermaßen nur, weil das Pflaſter der Straße ebenſoviel Löcher als Steinwürfel aufwies. Seit Monden waren die ſchweren Transporte unaufhörlich über ſie hingegangen; ſie war verwüſtet. Verwüſtet, wie faſt alle Orte am Wege. Der größere Teil der Einwohner hatte ſich geflüchtet. In den verlaſſenen Gehöften lag Tag um Tag andere Einquartierung, nicht nur Truppen, ſondern mehr noch Troß allerart. Wenn der kein Brennholz fand, mußten Tür und Tor in den Kamin wandern. Wenn er abzog, ließ er Schmutz und Unrat zurück. Nicht viel beſſer ſah es in den Häuſern aus, in denen die Piſangs zurückgeblieben waren; alte Männer, alte Frauen mit vergrämten, verbitterten Geſichtern. Das letzte Stück Vieh hatten ſie längſt gegen einen Requiſitions-

ſchein hergeben müſſen, der ihnen nicht mehr war als ein Stück Papier; das letzte ‚Poule-Poule‘, wie Marheinke ſagte, war längſt abgewürgt. Sie lebten von dem, was die Einquartierung abgab. Hungerte die, ſo hungerten ſie mit. C'est la guerre comme à la guerre —

Endlos zogen ſich auf der Straße die Kolonnen hin, ſchleppten ſich mühſelig mit den abgetriebenen Gäulen vorwärts. Brach ein Pferd zuſammen, ſo blieb es liegen; die Kadaver ſäumten den Weg, und zwiſchen ihnen lagen zerbrochene Gefährte, Wagen, Karren, leere Kiſten, leere Säcke. Müde ſchlichen die Begleitkommandos, alte Landwehrinfanteriſten. Wenn Berkenfelde den einen, den andern anſprach, erzählten ſie allerlei Räubergeſchichten. Vorgeſtern war ein paar Meilen von hier ein Kamerad von einem Piſang mit der Jagdflinte erſchoſſen worden; immer mußte man vor den ‚Völkern‘ auf der Hut ſein. „Herr Leitnan, von uns kummt keener mehr aus dem Krieg nach Hus,“ hieß es hier, hieß es dort. Aber ſie ſtampften, ſtampften doch weiter. Im Banne der Pflicht.

In Pithiviers lag eine kleine Etappentruppe, ein paar Häuſer waren als Lazarette eingerichtet; es gab eine leidliche Unterkunft. Aber auch hier alle Schrecken des Krieges, niedergebrannte Gebäude, verwüſtete Gehöfte. Und neben dem Tod das Leben: das Feldtelegraphenamt in vollem Betriebe, die Feldpoſt in Tätigkeit; rieſige Hammelherden, eng zuſammengedrängte Fuhrparks; ein Erſatzhäuflein, das ſeinem Regiment zuſtrebte; Intendanturbeamte, die ‚Mehlſäcke‘, die im Lande herumzogen, um verſteckte Vorräte durch lockende Barzahlung zu gewinnen; Armeelieferanten, freiwillige Krankenpfleger, Kriegsberichterſtatter, die auch

einmal das Leben hinter der Armee kennen lernen wollten oder auf dem Rückweg nach der Heimat waren.

Berkenfelde erfuhr hier, daß er ſeine Brigade in Beaugency zu ſuchen hätte. Es war ein Stillſtand in den Operationen eingetreten, ein Atemholen. Ein Johanniterritter, der ſeinen Transport Liebesgaben glücklich zum Ziel gebracht hatte und nun heimkehrte, erzählte ihm davon, wie er's verſtanden hatte und auffaßte: Prinz Friedrich Karl wollte ſeine Armee nicht weiter in einzelnen Schlägen zerſplittern; ſie wäre einer Erholungspauſe nach faſt übermenſchlichen Anſtrengungen dringend bedürftig. Man wüßte wohl auch nicht recht, woran man wäre. Der eine Teil des franzöſiſchen Heeres von Gambettas Gnaden ſtünde ganz im Süden, um Bourges, unter General Bourbaki; der andere, unter General Chanzy, im Weſten, um Le Mans. Es wäre die Frage, mit welcher Hälfte man zuerſt abrechnen ſollte. „Sie ſtampfen die Armeekorps aus der Erde, die Herren Franzoſen. An Menſchenmaterial fehlt's nicht, an Ausrüſtung auch nicht. Die Hilfsquellen dieſes Landes ſcheinen ja unerſchöpflich. Es iſt freilich faſt alles junge Mannſchaft; es mangelt auch an ausgebildeten Offizieren, das Dilettantentum in der Strategie herrſcht. Aber Gambetta glaubt, die Maſſen müßten es tun. Er will den Krieg à l'outrance; er glaubt, uns erſchöpfen zu können; er rechnet wohl auch auf die ſchließliche Einmiſchung der anderen europäiſchen Mächte. Wenn nur erſt Paris gefallen wäre —"

„Nun — wie ſteht's vor Paris?" fragte am Abend darauf auch der General. „Wir müſſen verd— lange darauf warten, daß ihr die Pariſer klein kriegt. Ihr habt's

gut dort, ihr lebt wie Gott in Frankreich in euren fetten Quartieren. Aber wir — na, Sie werden ja ſehen, Berkenfelde! Mir iſt's übrigens recht. Es lebe der Krieg!"

Ein alter Haudegen war's, mit weißem Haar und blitzenden Augen unter buſchigen Brauen. Ihm kam der neue Adjutant aus der Garde nicht gerade recht, und er machte aus ſeinem Herzen keine Mördergrube. „Wir haben zwar verflucht wenig Offiziere, aber es hätte ſich hier doch jemand für meinen armen Krüger als Erſatz gefunden. Nichts für ungut, Berkenfelde. Majeſtät haben befohlen — Punktum. Mann Gottes, wie fein Sie ausſchauen! Dieſe Stiebel — ſolche Stiebeln gibt's im ganzen Korps nicht mehr. Na . . . und nun wollen wir unſer Weihnachtsbäumchen anzünden —"

Auf einem verlaſſenen Château bei Beaugency war's, wo ſie um eine Weymouthskiefer herumſtanden, die die deutſche Tanne vertreten mußte. Aber ein paar Lichtſtümpfchen leuchteten in dem Grün, und um das Bäumchen lagen allerhand kleine Geſchenke für den Brigadeſtab, Zigarren und Tabak und Strümpfe und Leibbinden und wollene Handſchuhe. Der General war ein wenig gerührt, ſuchte das krampfhaft zu verbergen und polterte nach rechts und links. Er hatte ſeinen Älteſten bei Gravelotte verloren, ſein zweiter Sohn lag ſchwer verwundet in Saarbrücken. Als ſie dann bei einer rieſigen Bowle Glühwein am Kamin zuſammenſaßen, fing er ſelbſt von den Söhnen zu ſprechen an, in abgebrochenen Sätzen, aus denen der Schmerz des geprüften Vaterherzens herausklang. „Nja . . . meine Alte ſchreibt einen lamentablen Brief nach dem andern . . . nja . . . tut ja auch weh. Kreuzdonnerwetter, iſt doch nu

aber mal nicht anders . . . wozu ſind wir Soldaten . . . und Preußen . . . Zähne zuſammenbeißen! Nja . . . und durchhalten! Bis zum glorreichen Ende. Meinetwegen, bis wir den letzten Fußbreit welſcher Erde geſtampft haben . . . das Volk will's ja nicht anders. Proſt, Berkenfelde, hab Ihren Vater ſehr verehrt, ruht nun auch im kühlen Grabe . . . ſtilles Glas auf ihn und . . . auf meinen Jungen. Starben beide für König und Vaterland. Was Schön'res gibt's doch nicht . . ."

Und er trank das große, ‚ſtille Glas' in einem mächtigen Zuge leer, wiſchte ſich über den eisgrauen Schnurrbart und reichte Berkenfelde die gefurchte Hand hin: „Auf gutes Zuſammenarbeiten . . ."

In einem rieſigen Himmelbett lag Kurt nachher. Aber die Matratzen und die Betten hatten die geflüchteten Schloßbeſitzer mitgehen heißen. Nun, Stroh, ein paar Decken und der Mantel taten's auch. Er war todmüde. Aber der Schlaf wollte nicht kommen.

Die Worte des Generals klangen in ihm nach. Des Vaters Geſtalt ſtand vor ihm, wie er ihn zum letzten Mal geſehen vor dem Ausmarſch. Er verſtand heut, welch leichte, leiſe Scheidegrenze bei aller Liebe doch zwiſchen ihnen geweſen: daß er dem Vater allzu weich, allzu kopfhängeriſch erſchienen war. Und vom Vater gingen die Gedanken zu Mutter und zu Hedwig. Sehnſuchtsvoll. Heut, in der Weihnachtsnacht, dachten ſie auch ſeiner. Seiner — und Brunos . . .

Ganz ſtill lag er mit pochendem Herzen. Deutlich hörte er unten vor dem Tor die Schritte des Poſtens. Nun kam die Ablöſung. Die Leute ſprachen miteinander.

„Höll'ſch kalt heut." — „Ja . . . Weihnacht . . . ſchönes Weihnacht . . ." — „To Hus wär't beter" . . . „Ja . . . nu, dat helpt nix . . ."

„To Hus . . ."

* * *

Es war nicht ganz leicht, das Zuſammenarbeiten mit dem alten Herrn. Der General verlangte die höchſte Anſpannung von ſeinen Untergebenen, wie er gegen ſich ſelber keine Schonung kannte. Er war auch in dieſen Tagen verhältnismäßiger Ruhe von früh bis ſpät auf den Beinen oder im Sattel. Daneben mußten die Bureauarbeiten erledigt werden, die ſich unheimlich häuften.

An jedem Vormittag ritten ſie in die umliegenden Orte. Der ‚Alte' wetterte auf Offiziere und Mannſchaften. Aber ſie alle ſahen doch mit Verehrung zu ihm auf. Sie wußten, daß er Herz für ſie hatte. Und wenn er über die ‚verfl— Lodderei' ſchimpfte und fluchte, die er überall zu beobachten glaubte — es war am Ende nicht ſo bös gemeint; es tat auch not und tat gut. Berkenfelde machte erſtaunte, erſchrockene Augen, als er die erſte Kompagnie ſah. Dieſe kleinen, zuſammengeſchmolzenen Häuflein! Wie anders hatte ſein eigenes Regiment trotz alles Vorpoſtendienſtes ausgeſehen als dieſe Truppen, die einen monatelangen Winterfeldzug hinter ſich hatten. Hoſen gab's in jeder Kompagnie von ſechſerlei Art. Als das Flicken unmöglich geworden, war jede Zivilhoſe willkommener Erſatz geworden; nur die rote franzöſiſche Soldatenhoſe blieb verpönt. Heile Stiefel waren Raritäten. Mit Stricken waren die Lederfetzen zuſammengebunden, mancher Musketier trat mit

Pantoffeln oder Holzpantinen in Reih und Glied. Überall fehlte es: von den acht Uniformknöpfen war am Waffenrock kaum noch die Hälfte von metalliſchem Glanz; die Torniſterriemen wurden durch Bindfäden geflickt, die Helme waren zerbeult und verbogen, die Mäntel zerſchliſſen, verbrannt am Biwakfeuer, zerriſſen von Buſch und Hecke —

Manchmal lachte der General ingrimmig. „Ja, Berkenfelde, ſchauen Sie unſere Kerle nur an. Schön ſind ſie nicht. Ich kann wie der alte Fritz von ihnen ſagen: ſie ſehen aus wie die Grasteufel . . . aber ſie beißen! Sie werden's ſchon noch erleben, wie ſie beißen, ſobald's wieder losgeht. Es wird wieder losgehen, denn Ruhe halten die Windbeutel nicht."

In dem Alten lebte ein wirklicher Haß gegen die Franzoſen, wie ihn Berkenfelde noch nicht kennen gelernt hatte. Sie waren ihm der Erbfeind, ſie waren ihm die Quelle alles Übels, das über Deutſchland gekommen war ſeit Jahrhunderten. Er hielt auf ſtrenge Mannszucht, weil die ‚Kerle ſonſt verlodderten'. Aber das Land ſollte hergeben, was es herzugeben vermochte. Erſt kam der Soldat und dann nochmal und nochmal. Er durfte nicht hungern und dürſten, ſolange noch ein Stück Fleiſch, noch ein Brot, noch ein Liter Wein aufzutreiben war. Weiber und Kinder ſollten ſie ſchonen, aber das Land ſollte fühlen, daß Krieg war. Sie wollten's ja nicht anders, die ‚windigen' Franzoſen. Sie hatten den Krieg heraufbeſchworen, ſie mußten ihn büßen. Damit ſie ſpäter ſich an ihn erinnerten bis ins dritte und vierte Glied mit Schrecken und Schaudern.

Schwer lag der Krieg auf dieſen geſegneten Landſtrichen, über die Franzoſen und Deutſche ſeit Wochen und

Wochen dahinzogen. Kaum ein Ort an den Heerſtraßen, um den nicht einmal blutig gerungen worden war, der nicht Kampfesſpuren trug. Am ſchwerſten litten die Bauern. Ihre Ställe, ihre Schober waren längſt geleert; in ihren Häuſern lag als Herr der Feind. Berkenfelde ſah auch das: gutmütig teilte der Musketier mit dem Piſang Fleiſch und Erbswurſt und was ihm ſonſt geliefert wurde; er half Madame Piſang Holz tragen, er wiegte die kleinen Piſangs auf den Knieen und ſang ſie mit deutſchen Liedern in den Schlaf. Aber er ließ den Bauer fühlen, daß er Herr im Hauſe war. Das letzte Stück Bettuch gehörte ihm und der beſte Platz am Kamin. Nicht ‚muckſen' durften die ‚Völker'. Wenn der Piſang ein Fäßchen Wein verſteckt halten wollte, ſo war's ‚welſche Bosheit' von ihm. Wenn er einmal aufbegehrte, mußte er ‚belehrt' werden. Und wenn er ſchwur: „Nix de pain, nix de vin, nix de tout", ſo glaubte man's ihm nimmer. Boden und Keller und Küche und Kammer wurden durchſtöbert bis in den letzten Winkel.

Anders war der Krieg hier, als ihn Berkenfelde bisher kennen gelernt. Ein hartes Handwerk, und hart waren die Gemüter geworden in dieſem Winterringen, in der ſteten Not des Tages, unter ſtetem Kampf, unter unaufhörlichen Entbehrungen und Strapazen. Es war auch nicht jeder wie der General, der die Rieſengeſtalt reckte: „Meinetwegen kann's noch lange dauern. Je länger es dauert, deſto länger werden unſere Söhne und Enkel Frieden haben." Berkenfelde hörte es aus ſo manchem Munde: auch in den Offizieren, auch in den Tüchtigſten wuchs und wuchs die Sehnſucht nach dem Frieden, nach der Heimat. Der Grenadier, der Musketier freilich dachte zuerſt an das Morgen,

dachte daran, ob er morgen Fleiſch und Kaffee und Wein haben würde und eine Feuerſtatt. Aber in den wetterharten Geſichtern ſtand doch der Überdruß geſchrieben: es wird bald Zeit, daß ein Ende iſt . . .

Der General war ein Menſchenkenner. „Das macht dieſe faule Zeit, Berkenfelde. Wenn die Kanonen erſt wieder donnern, vergehen die dummen Gedanken. Zeit wird's, daß wir wieder in Bewegung kommen."

Er brummelte und wetterte auch noch, als Berkenfelde am Abend des 2. Januar vom Befehlsempfang zurückkam und meldete: „Es geht los, Herr General. Marſchbefehl auf Vendôme. Aber wir würden wohl in zwei oder drei Tagen zurückkommen, und die Quartiere ſollen reſerviert bleiben." — „Zurück? Was ſoll denn das heißen? Eine ganz neue Strategie. Wie denkt ſich der hohe Generalſtab das?"

Drei Tage darauf ſchmunzelte er in ſeinen weißen Bart. Nun wußte er's beſſer. Vorwärts ging es, auf Le Mans zu, gegen Chanzy, mit dem endlich Abrechnung gehalten werden ſollte. Es war nur eine Kriegsliſt großen Stils geweſen, daß verbreitet wurde, die Truppen ſollten lediglich einen kurzen Vorſtoß machen; das wahre Ziel galt es zu verſchleiern. Und er wußte noch mehr: die andere Hälfte der Loirearmee, die bisher im Süden geſtanden, war verſchwunden; einen abenteuerlichen Zug gen Oſten ſollte Bourbaki auf Geheiß des Diktators Gambetta angetreten haben. Er ſchmunzelte, der General. „Auf unſerem rechten Flügel, bei Vendôme, hat's ſchon geknallt. Auch vor Paris wird's endlich Ernſt, Berkenfelde. Vorhin hat mir's der Kommandierende geſagt. Unſere Batterien haben

den Mont Avron zuſammengeſchoſſen, daß's nur ſo krachte, heut ſoll das Bombardement auf der Südſeite losgehen. Daß doch die Bombenſchmeißer dies Sodom und Gomorrha ordentlich bepfeffern möchten!"

Im ſtöbernden Schnee ging's vorwärts in breit auseinandergezogenen Harſten durch das bergige Land, von der Loire zum Loir. Mühſam war jeder Marſch auf den tiefeingeſchnittenen Wegen. Unüberſichtlich das Gelände, in dem ſich Weinberg an Weinberg, Obſtplantage an Obſtplantage reihte, das kreuz und quer von hohen Hecken durchzogen war. Weit zerſtreut lagen die Ortſchaften, Häuſer und Gehöfte. Reiche Edelſitze dazwiſchen, Schlöſſer und Villen, von Parks umgeben.

Der Alte war doch ein Menſchenkenner! So groß die Anſtrengungen waren, die Truppe lebte förmlich auf in den erſten Marſchtagen. Es klang wieder Geſang in den Reihen, es klang die ‚Wacht am Rhein'. Und wenn die Verpflegungskolonne nicht rechtzeitig nachkam, es gab bald wieder ‚Poule-Poule', und es gab Vin — viel Vin in dieſem reichen Lande, das von alters her durch ſeine Reben und durch ſeine Hühnerzucht berühmt iſt. Der General fluchte zwar manchmal, wenn irgendwo der Kopf einer fetten Poularde aus dem Torniſterdeckel verräteriſch hervorſah, aber öfter noch blickte er zur Seite und heuchelte Blindheit: „Die Rackers — aber warum müſſen ihnen die dummen Hühner auch gerade über den Weg laufen!"

Der Alte war doch ein Menſchenkenner! Mit ihren dünnen, zerſchliſſenen Mänteln, mit den zerriſſenen, geflickten Hoſen, mit den klappernden Holzſchuhen an den wunden, im Froſt erſtarrten Füßen zogen die Grenadiere und

Musketiere wacker drauf los, und dann, als ſie an den Feind kamen, biſſen ſie drein wie die ‚Grasteufel‘.

Es kam ſchnell genug dazu. In einem gewaltigen Halbkreis zog des Roten Prinzen Armee gen Weſten: am weiteſten ſüdlich das X. Korps unter General Voigts-Rhetz, in der Mitte die Brandenburger, das III. Korps unter Conſtantin von Alvensleben, dem Sieger von Vionville, und das IX. Korps unter Manſtein; am weiteſten nördlich, unter dem Großherzog von Mecklenburg, das XIII. Korps mit ſeinen beiden ‚Kilometer‘-Diviſionen, der ſiebzehnten und zweiundzwanzigſten, ſo genannt, weil ſie am meiſten marſchieren mußten.

Am 6. Januar donnerte und blitzte es hart weſtlich Vendôme. Auf dem zerfallenen Turm des alten Tempelherrenſchloſſes ſtand der General-Feldmarſchall, hielt Umſchau, nahm Meldungen entgegen. Weithin konnte er ſchauen im ſonnigen Wintertag: wie die Brandenburger Schritt um Schritt vorwärtskamen, mit ſchweren Verluſten freilich, bis ſechsunddreißig Geſchütze ihnen freie Bahn brachen. Als der Abend ſank, wußte er auch, daß ſeine Flügelharſte den Feind angepackt hatten. Weiter vorwärts! gab er als Loſung für den nächſten Tag aus.

„Pfui Geier!“ wetterte am Frühmorgen der General, als er in den Sattel ſtieg. „Es regnet Bindfaden.“

So war's. Über Nacht war plötzlich Tauwetter eingetreten. In dicken, zähen Schlamm wandelte ſich im Nu der Schnee. Bis an die Knöchel ſanken die Füße ein, mancher Stiefel, mancher Holzpantoffel blieb ſtecken. Komiſch genug ſah es aus, wenn die Musketiere mit den Bei-

nen ſchlenkerten, fluchend und ſchimpfend; es mußte au barfuß gehen — und es ging.

Aber nicht zwanzig Schritt weit konnte man manchmc ſehen. Brauchte man freilich auch kaum. Denn bal klackerten die Chaſſepotkugeln wieder aus Gehöften uni Hölzern. So fand man ſich auch in Nebel und Regen zurecht. Mit drauf und dran! Und mit donnerndem Hurra! Am Abend lag man in den Quartieren, in denen am Tag die Mobilgarden feſtgeſeſſen hatten; wer nicht unter Dach kam, lag im Regen neben der Landſtraße, und der eine und der andere knabberte auf, was er noch im Brotbeutel hatte. Auch der hohe Brigadeſtab mußte ſich mit ein paar Löffeln Erbswurſtſuppe aus dem Kochkeſſeldeckel begnügen. Nachher teilten ſich General und Adjutant den Reſt einer Schokoladentafel. Aber der General war ſchon wieder guter Stimmung. „Morgen gibt's beſſeres Wetter," meinte er. „Ich ſpür's in den alten Knochen."

Berkenfelde ſpürte vorläufig nur die Näſſe bis aufs Hemd — dasſelbe Hemd, notabene, mit dem er von Beaugency ausgerückt war. Spät am Abend mußte er noch einmal in den Sattel, um von der Diviſion in Epuiſay die Befehle für den nächſten Tag zu holen. War das ein Wetter und ein Ritt durch die dunkle, triefende Nacht! In die Schäfte der ſchönen Verſailler Stiefel floß der Regen von oben hinein, und wenn er feſt in die Steigbügel trat, quietſchten die Sohlen. Hier und dort hatten die Musketiere ſich ein Feuerchen anzuzünden verſucht, hockten darum, bis es wieder verloſch; liefen, die Hände zuſammenſchlagend, im Kreiſe herum, um ſich zu erwärmen. Mancher ſaß auch ſtumm und gottergeben im Graben, als ob er dächte:

mehr als naß kann ich nicht werden. Arme Kerle! Arme Kerle!

Es war doch ſo ganz anders hier, als in den großen Tagen des Auguſt. Damals war man friſch in den Kampf gekommen, jetzt lagen Monate des Darbens, ſchwere, ſchwere Wintermonate auf der Truppe. Winzige Häuflein, hundert Mann, achtzig Mann ſtark, traten die Kompagnien an. Und in ſich immer erneuernden kleinen Gefechten mußten ſie eingeſetzt werden. Faſt allein die Infanterie trug die Laſt des Kampfes. Das Terrain erſchwerte den Reitern das Eingreifen; die Artillerie, die ſonſt ſo brav vorarbeitete, hatte ſelten freies Schußfeld. Immer wieder mußte die Infanterie vor. Und immer wieder tat ſie ihre Pflicht — dieſe brave, brave Infanterie! Brave Kerle, arme Kerle!

‚Vorwärts‘ war auch heut der Sinn des Befehls, den Berkenfelde zurückbrachte.

Es war wieder Winter geworden über Nacht, kühles, klares Wetter, gut zum Marſchieren. Und der Feind hatte ſich „dünne gemacht“; gerade zu einen leichten Nachhutgefecht langte es ihm noch. Ein paar Mal knarrten die Mitrailleuſen; ein paar Dutzend Gefangene wurden eingebracht. Sie froren, ſchien's, noch mehr als die Preußen, und ſonderliche Luſt am Kampf zeigten ſie nicht. Kriegten's endlich über, auf den Landſtraßen hin- und hergehetzt zu werden, dieſe blutjungen Burſchen; merkten, daß mit den Pruſſiens nicht zu ſpaßen wäre; fanden's am Ende beſſer, in eine behagliche Gefangenſchaft zu gehen; kälter als hier konnte es im Lande der nordiſchen Barbaren auch nicht ſein.

In einem kleinen, koketten, herrenloſen Landhaus hatte der Brigadeſtab Unterſchlupf zu leidlich früher Stunde ge-

funden und eine richtige Poularde de Mans als guten Vorboten dazu, groß und fett. Aber Kurt hatte Sorgen. Es ging mit den Strümpfen nicht mehr. Der liebe Koffer kutſchierte irgendwo zwiſchen Paris und Vendôme im Frankenlande umher, vielleicht auf Nimmerwiederſehen. Was nutzen die ſchönen Wollenen, die darin lagen? „Schaff Rat, Marheinke.“ Alſo ging Marheinke aufs Suchen. Richtig, nach einer halben Stunde kommt er zurück, ſtrahlend über das ganze Geſicht. „So wat Feines hat meine Lotte daheeme nicht.“ Ein Paar kniehohe ſchwarze Seidenſtrümpfe, Frauenſtrümpfe, bringt er an und ein halbes Dutzend ſeidener Damentaſchentücher. Am Kaminfeuer wird gewechſelt. Freilich, aufgeſchnitten müſſen ſie werden, die ſeidenen Strümpfe, denn ſolch Preußenfuß iſt dem Füßchen einer kleinen zierlichen Franzöſin doch überlegen. Aber die Taſchentücher decken, als ganz gemeine Fußlappen verwendet, die Schnitte. Nun hinein in die Verſailler Stiefel — wie das wohltut! Kommt der Alte dazu, der General, und lacht! „Sie Gardemann, gibt's noch mehr von der Sorte? Mir täten ſie auch not.“ Und es gibt noch mehr, General und Adjutant, die Schreiberſeelen und die Burſchenherrlichkeit: ſie alle treten am nächſten Morgen franzöſiſche Seide. Madame Pullard hatte wirklich liebenswürdige Vorſorge getroffen. Auch duftete Marheinke drei Tage lang nach den feinſten Parfüms und Toilettewaſſern. „Schad — ſchad, daß ich meine Lotte nicht eintauchen kann. Wat ſolch 'ne Piſang-Madame allens in Vorrat hat!“

Das Winterwetter hielt an. Aber es begann zu ſchneien; die ganze Nacht hindurch und den nächſten Tag. In dicken, dichten Flocken kommt es vom Himmel, unauf-

hörlich. Unter den Füßen der Tauſende ballt ſich der Schnee, glatt und glätter werden die Straßen. Endlos zerren und dehnen ſich die Kolonnen; die erſchöpften Pferde können die Geſchütze nicht mehr bergaufziehen, die Muskete-tiere müſſen in die Speichen greifen; ruckweiſe, mit Hui und Hoho geht's vorwärts unter mordsmäßigem Fluchen; die Kavallerie ſitzt ab und führt; Seine Exzellenz der Herr Kommandierende General, Conſtantin von Alvensleben, fährt auf einer Protze; die hohen Stäbe nehmen die Gäule an den Zügel und ſtapfen vorwärts. Es iſt doch gut ge-weſen, daß Madame Pullard die ſeidenen Strümpfe ſo artig bei ihrem beſchleunigten Aufbruch zurückgelaſſen hat. Und auch etliche Mundvorräte, denn man muß aus der Sat-teltaſche leben. Die Fuhrparks mit den Lebensmittelwagen ſtecken wieder mal hinten irgendwo, weit, weit, im Schnee.

Eine Qual war's heut mit dem Marſchieren, und in-grimmige und mißvergnügte Geſichter gab's allenthalben. Aber wenn es knallte, ging's mit einem Male beſſer. Dann wurden die müden Beine wieder flott. Und es knallte vorn, bald hier, bald dort; bei Bouloire und bei La Butte und bei Ardenay. Die Brandenburger machten kurzen Prozeß. Sie ſchoſſen nicht viel wieder, ſie ſtürmten mit Hurra drauf los, bis die Bahn frei war.

Tag um Tag ging's jetzt ſo, bei der ganzen Armee des Roten Prinzen. Aber die Harſte kamen doch Tag um Tag weiter, näher an Le Mans heran. Das war das Ziel. Jeder fühlte es. „Wenn wir nur erſt bei Lehmanns ſind" — überſetzte er's ſich — „dann iſt's gut." Wenn . . . ja wenn!

Wenn — ja wenn! ſagte ſich auch Berkenfelde. Er

brauchte nur in die ſorgenvollen Züge ſeines Generals zu ſehen, um die Schwere der Lage zu ermeſſen. Solange der Alte die Truppe vor ſich hatte, zeigte er ein vergnügtes Geſicht, machte ſeine Witzchen mit den Leuten oder wetterte zwiſchen ſie. Je nachdem. — Aber wenn er allein mit ſeinem Adjutanten war, ſah er düſter aus. Dies Hundeleben zehrte ſelbſt an ſeiner Rieſennatur; ſtärker aber fraß die Sorge an ſeiner Seele: wenn meine braven Kerle nicht mehr weiter können?! Mordsjämmerlich ſehen ſie aus. Die Verpflegung unregelmäßig; zuſammengeſchachtelt wie die Heringe in den Fermen, ein Teil immer im Biwak; Hundekälte, endloſer Schneefall; abſcheuliche Wege; die Kleidung immer verſchliſſener, das Schuhwerk von Tag zu Tag unbrauchbarer. Wer kann das auf die Dauer aushalten? Der Offizier hilft ſich noch einigermaßen. Er muß ſich helfen, denn er muß ſich für die Entſcheidung die möglichſte Friſche des Körpers und der Seele bewahren. Aber die Kerle . . . meine braven armen Kerle!

Nun war man endlich, trotz allem und allem, heran an den Feind, der vor Le Mans in wohlgewählter Stellung ſtand. Heran waren vor allem die Brandenburger, das III. Korps unter Alvensleben.

Dichter Nebel lag am 10. Januar früh über den beſchneiten Feldern; die Luft war milde geworden, aber die Glätte auf den Straßen noch ärger, als an den Tagen zuvor. Dreimal ſchlug in den Vormittagsſtunden unter Berkenfelde der Gaul hin, als er den Regimentern Befehle überbringen mußte. Jedesmal kraxelten ſie beide glücklich hoch, Roß und Mann, und er dachte nur: ‚Ausſehen muß ich am Körper wie ein Tuſchkaſten. Schadet nix — ſolange die Knochen heil ſind.‘

„Heut gilt's, Berkenfelde!“ hatte der Alte am Morgen geſagt. Heut hatte er wieder ſein fröhliches Geſicht. „Guten Morgen, Kinder!“ klang hell ſeine Stimme zum Gruß. Und als es laut widerklang: „Guten Morgen, Herr General!“ da lachte er. „Paſſen Sie auf, Berkenfelde . . . ſie beißen noch.“

Und ſie biſſen, die vom zwölften Regiment und vom zweiundfünfzigſten. Um die Mittagsſtunde ſtürmten ſie mit ‚Hurra Brandenburg!‘ unter Trommelſchlag vor, erbeuteten zwei der verhaßten Kugelſpritzen, machten zweitauſend Gefangene. In voller Flucht eilte der Gegner dem ſchützenden Walde zu. Der Alte aber führte ſelbſt, von Kampfesluſt hingeriſſen, noch eine halbe Batterie vor, dem Feinde den Abſchiedsgruß nachzuſenden. Weiter ging's vorwärts. „Reiten Sie zu Oberſt von Wulffen — das Regiment zweiundfünfzig ſoll auf Changé vorgehen!“ Ja — reiten. Gleiten wäre richtiger. Aber die Schnecke kommt auch zum Ziel. „Auf Changé, Herr Oberſt!“

Abend war's ſchon, und die Zweiundfünfziger hatten nicht einen Löffelſtiel in die hungrigen Mäuler zu ſtecken gehabt. Vielleicht waren ſie ſo wütend darüber, daß ſie wie die Berſerker losgingen; erſt auf die Steinbrücke, dann auf den Ort ſelbſt. Die Franzoſen hatten es anders gemeint: ſie waren ſchon in die Häuſer gekrochen, kamen nun heraus, ſchoſſen und ſchoſſen — und wurden ſchließlich auf den Marktplatz zuſammengetrieben, noch achthundert Mann, wie das liebe Vieh. Da ergaben ſie ſich.

Die braven Zweiundfünfziger kamen wenigſtens unter Dach und Fach. Aber der größte Teil des Armeekorps lag in der Nacht wieder ohne Holz und Stroh im tiefen Schnee

— hart am Feinde — und hungerte. Sogar Marheinke. Für ſeinen Leutnant hatte er noch einen Hühnerknochen in der Satteltaſche gehabt und einen Schluck Cognac. Er ſelber zog ſich das Koppel enger um den knurrenden Leib und dachte an ſeine Lotte in der Elſaſſer Straße. Das wärmte.

Am 11., dem zweiten Schlachttage, ſchoben ſich ſüdlich und nördlich der Brandenburger die Flügelharſte, das IX. und X. Korps, ſchärfer heran, und alle drei packten den Feind. Er wehrte ſich wacker. Gegen die Brandenburger ſtießen die Franzoſen ſogar mit ſtarken Maſſen vor. General Chancy rechnete gar nicht ſo unrichtig: auf den Tod erſchöpft mußten dieſe Deutſchen ſein, war ſein Kalkül. Mochten ſie vor ſeinen trefflichen Stellungen die letzten Kräfte laſſen, mochten ſie hier verbluten.

Als der Abend auf das weite Schlachtfeld herabſank, hatten die drei Korps überall Terrain gewonnen, aber die Entſcheidung war nicht gefallen. Wieder beiwachteten die Bataillone im Schnee ohne Holz und Stroh. Die Gehöfte ringsherum füllten Verwundete von Feind und Freund. Dicht ſtanden ſich die Vorpoſten gegenüber; an Ruhe war nicht zu denken; es knallte bald hier, bald da, bis in den Morgen hinein ging das kleine Bataillieren und der Alarm. Bitterkalt war die Nacht und die Verpflegung kümmerlich. Der Brigadeſtab traf es noch gut. Er lag in einem halb niedergebrannten Teerſchuppen, und eine Ordonnanz war am ſpäten Abend in ein Gehöft zum ‚Rekognoszieren‘ ausgezogen; ganz heimlich, daß ihn die Ärzte, die drin hantierten, nicht bemerkten. Mit einem großen Käſe kam der Mann zurück; es wurde brüderlich geteilt. Und Marheinke hatte eine Bouteille de vin du pays aufgetrieben; die er-

gab einen Glühwein. Sauer war er und blieb er — aber warm war er, kochend heiß, und das war die Hauptſache.

Am Morgen des 12., dem dritten Schlachttage, ritt der Rote Prinz mit ſeinem Stabe von Ardenay, wo er im Quartier ſich auch mit einer Erbswurſtſuppe begnügen mußte, dem Schlachtfelde zu. Er hatte die Fortſetzung des Angriffs befohlen. Da kam ihm der Generalſtabschef des Brandenburger Korps mit einer trüben Nachricht entgegen. Der Kommandierende General ließ dem Feldherrn melden, zugleich im Namen der beiden Diviſionskommandeure: das Korps ſei nicht friſch; er bäte, daß es ſich heut defenſiv verhalten dürfte; morgen würde es wieder auf dem Poſten ſein. Die Truppen hätten zwei Nächte biwakiert, zwei Tage nichts gegeſſen, alle Tage gefochten. Die Verluſte wären groß; das zwanzigſte Regiment zählte nur noch fünfzehn Offiziere und ſiebenhundertfünfzig Mann, und ähnlich ſtünde es bei allen Regimentern.

Bald kam ein zweiter Hiobsbote vom Generalſtab desſelben Korps: der Major von Kretſchmann brachte die gleiche Botſchaft, die gleiche Bitte.

Der Prinz überlegte. Sein eigener Generalſtabschef und treuer Berater, General von Stiehle, wurde ſchwankend. Wenn's ein anderer geweſen wäre wie Conſtantin Alvensleben, der ſolch Anliegen ſandte! Aber Conſtantin von Alvensleben, der Unerſchütterliche, der Held von Vionville, bat! Schlimm mußte es ſtehen. Wenn Conſtantin Alvensleben dafür hielt, was blieb übrig, als ſich zu fügen, den großen Schlag gegen Le Mans aufzugeben?

In tiefem Sinnen ſtand der Rote Prinz. Lange ſtand er ſo. Vor ſeiner Seele ſtieg die ungeheure Verantwort-

lichkeit der Entſcheidungsſtunde auf. Noch niemals hatte er kehrt gemacht, nicht 1864, nicht 1866, nicht in dieſem Kriege. Was ſollte werden, wenn es jetzt geſchehen mußte? Was ſollte aus der Zernierung vor Paris werden, die ſeine Armee zu decken hatte? Wie ſollte er den Rückzug dieſes ſeines ſchwachen Heeres leiten, wenn der Gegner, vierfach überlegen, von neuer erſter Triumphfreude geſchwellt, hinter ihm her drängte?

„Nein!“

Hoch richtete ſich der Feldmarſchall auf. „Reiten Sie zurück und ſagen Sie Ihrem General, ich kenne meine Brandenburger, ihre Siegeszuverſicht und Zähigkeit. Wo die einmal anbeißen, erringen ſie Erfolge. Das iſt mein letztes Wort!“

Schon hatte der Kampf begonnen. Mit ſteifen Gliedern, übernächtig, hungernd waren die Brandenburger in Reih und Glied getreten. Hohl die Geſichter und hohl die Mägen. Erſchreckend klein die Kompagnien, die Bataillone. So kalt iſt's, daß die Kammern der Zündnadelgewehre, die nachtsüber im Schnee geſtanden, ſich nicht öffnen laſſen wollen; zugefroren ſind ſie, die Musketiere verſuchen ſie mit ihrem Atem aufzutauen, halten ſie zwiſchen die zuſammengedrückten Kniee, um ſie an der Wärme des eigenen Körpers gebrauchsfähig zu machen Berkenfelde hört einen Mann ſtöhnen: „Wenn düſſe Krieg nich balde een Ende hat, wern wir noch alle verrückt . . .“

Doch da klapperte vorn das Chaſſepotfeuer; die Mitrailleuſen knarrten; der Frühnebel war verſchwunden, und am lichtblauen Winterhimmel zeichneten ſich die weißen Schrapnell-Wölkchen ab. Der Alte ritt von Häuflein zu

Häuflein: „Na, Kinder, es muß gehen! Für heut abend verſprech ich euch gute Quartiere bei Lehmanns!“

Und die Kompagnien, die Bataillone treten an. Langſam geht's zuerſt. Mühſam. Aber dann werden die ſteifen, ſtarren Knochen gelenkig; der Hunger iſt vergeſſen, — ſie beißen an, die Brandenburger —

„Berkenfelde — auf Grand-Anneau die Zweiundfünfziger!“

Durch Weingärten und durch mannshohe Hecken geht's, über Knicks und Mauern. Einmal ſteht das Gefecht. Artillerie vor! Jawohl — Artillerie! Wieder müſſen die Musketiere an die Speichen. Endlich ſind zwei Geſchütze zur Stelle. Nur zwei Kanonen, aber ſie räumen auf. Brav räumen ſie auf. Der Feind weicht — er weicht auf Pontlieue zu, auf die ſüdliche Vorſtadt von Le Mans —

Und da ſind die Braunſchweiger und die Hannoveraner vom X. Korps! Hurra die Waffenbrüder! Hand in Hand, Schulter an Schulter — vorwärts! Vorwärts!

Tief unten liegt die Stadt, Straßenzüge, Dächer und Türme, die eisgepanzerte Sarthe im engen Tale, daneben die ſchmälere Huisne in Schlangenwindungen zwiſchen ſteilen Wänden. Drüben der Feind, rückwärtsziehende Kolonnen, deutlich erkennbar Rothoſen und weiße Spahimäntel; rechts noch lange Verteidigungslinien hinter Hecken und Wällen, im grauen Pulverdampf, und vor ihnen im Ringen die Kameraden, Geſchützgruppen, Tiralleurketten, Kompagnien, Bataillone, die ſich zwiſchen den Fermen und Gehölzen heranſchieben. Ein bläulicher Dunſt über dem allen, als ob die Sonne kämpfte und ſiegen wollte —

Vorwärts! Vorwärts!

Die Hannoveraner ſind ſchon voran. Im letzten Moment hat der abziehende Feind die Brücke ſprengen wollen; es iſt nur zum Teil gelungen; ſie dringen über die halbzerſtörten Bögen in die Vorſtadt ein. Die zehnte Brigade iſt im Waldgefecht von Pontlieue durcheinandergekommen; der General wettert wieder einmal, aber ſeine Augen leuchten. Vorwärts! Vorwärts!

Um die dritte Stunde ſtoßen ſie in die Stadt —, in ein Chaos von Fuhrwerk, Trains aller Art. Jede Gaſſe verſperrt; auf den Jakobinerplatz verſucht feindliche Nachhut, ſich noch einmal zu ſetzen, um den Abzug einer ungeheuren Wagenkolonne zu ermöglichen. Die Häuſer ſtecken voller Franzoſen; es knallt aus allen Fenſtern und Toren. Neben den Moblots ſind Ziviliſten. Verflucht und zugenäht! Geſchütze vor! Die Infanterie in die Häuſer, truppweiſe, zugweiſe! Tut's nicht mehr die Zündnadel, tut's der Kolben beſſer. Und während ſie ſich zwiſchen den Mauern herumſchlagen, dröhnt auf der Straße der Sturmſchritt immer neuer Bataillone, raſſeln immer neue Batterien vorüber. Die Regimentsmuſik ſpielt, die Trommeln ſchlagen, die Geſichter glühen, die Musketiere jubeln und brüllen. Gar nicht zu halten ſind die Kerle. Großbeutemachen iſt heut! Das Hungern hat ein Ende. Was bergen die Wagen nicht, die da zu hunderten und aberhunderten ſtehen, Troß und Train von vier Armeekorps, mit eingeſpannten Gäulen und Maultieren! Heraus mit den Schätzen! Faß zu, Landsmann, iſt's auch nur im Vorüberziehn! Mehlſäcke und Hafer und Brot und Zwieback und Zucker und Kaffee! Offiziersequipagen, Röcke und Hoſen. Und Stiefel — Stiefel! Zum Lachen iſt's: und Zipfelmützen. Rich-

tige weiße Zipfelnachtmützen, hunderte, tauſende, liegen im Straßenſchmutz. Dabei knattert's noch immer, vorn und rückwärts. Laßt es knallen! Und der Alte wettert. Laßt ihn wettern! Er lacht ja doch in ſeinen weißen Bart hinein.

„Halt! Gewehr ab!"

Das iſt der Marktplatz. Groß und breit. Aber es geht nicht weiter, nicht einen Schritt weiter. Bis ins letzte Winkelchen iſt der Platz vollgepfropft. Wagen an Wagen, Munitionskarren, Geſchütze, Mitrailleuſen, Pferdekadaver dazwiſchen und Menſchenleichen; Kaſten und Kiſten und Säcke, zerbrochen, aufgeriſſen; Zaumzeug, Geſchirre. Ringsum die ſtarren Mauern, in denen die Artillerie ſchon vorgearbeitet. Man ſieht's: nicht artig. Klaffende Riſſe, gewaltige Löcher, zerklirrte Fenſterſcheiben, eingeſchlagene Haustüren. Da und dort ein verängſtigtes Bürgergeſicht — blaß wie der Tod —

„Die Bataillone in Alarmquartiere! Meine Herren, ich bitte mir aus, daß Ordnung gehalten wird!"

Schwer ſteigt der General aus dem Sattel. „Donnerwetter, Berkenfelde . . . die Tage werd ich in den Gliedern ſpüren bis an mein ſeliges Ende!"

Drüben liegt ein großes Hotel.

Ein Hotel — lange ſah man ſeinesgleichen nicht.

Wuchtigen Schrittes geht der Alte über den Platz, geht in das Gaſthaus, reißt die Tür auf. Zitternd ſteht der Propriétaire, verbeugt ſich tief vor der Hünengeſtalt mit dem froſtroten Geſicht und dem weißen Barbaroſſabart, in dem die Eiszapfen hängen.

Franzöſiſch wird heut nicht in Le Mans geſprochen. „Eſſen! Und eine Flaſche Champagner. Vom beſten!"

Für andere war das Diner gekocht worden, aber ſie hatten's im Stich gelaſſen. Es war gut. Aber wär's nicht ſo gut geweſen: denen, die drei Tage und drei Nächte vor Le Mans im Schnee gelegen, denen hätten der mächtige Gigot und die feiſte Poularde doch geſchmeckt wie Ambroſia. Und Nektar war heut der Champagnerwein —

* * *

Eine kurze Raſt nur gab's für die Brigade bei ‚Lehmanns'; gerade lange genug, um ſich ein wenig zu erholen. Dann ging es weiter weſtwärts, gegen die Mayenne zu.

Ab und zu knallten noch die Chaſſepots aus Hecken und Gehölzen. Aber es war jetzt nur ein leichtes Aufräumen, bei dem die Beine das Beſte tun mußten.

Hochgeſtimmt waren die Herzen. Tag um Tag faſt brachte der Feldtelegraph gute Nachricht. Am 18. Januar war im Spiegelſaal des Verſailler Schloſſes König Wilhelm zum Deutſchen Kaiſer geworden. „. . . mir bleibt er doch mein Preußenkönig," brummte der Alte; am Tage darauf endete der große Ausfall der Pariſer unter den Kanonen des Mont Valérien mit einem gänzlichen Mißerfolge; die deutſchen Belagerungsbatterien hatten die ſtarken Forts der Südfront niedergekämpft und ſchickten nun täglich ein paar hundert Zuckerhüte in die Lichtſtadt ſelbſt hinein, in der ſich neben dem Hunger der rote Schrecken der Kommune zu erheben begann. Der wackere General von Werder aber hatte in Südoſt, an der Liſaine, in dreitägigem, ſchwerem Ringen alle Angriffe der letzten großen franzöſiſchen Armee, der Bourbakis, zurückgeſchlagen —

. . . ſie mußten es nun doch ſelber fühlen, die Fran-

zoſen, daß es zu Ende ging. Die Machthaber in Bordeaux freilich nicht, nicht Léon Gambetta, der auch jetzt noch, in immer neuen Proklamationen, den Krieg à l'outrance predigte; aber die verſtändigeren, politiſch denkenden Männer . . .

Am 29. kam die Kunde: die Pariſer Forts von uns beſetzt. Waffenſtillſtand . . .

Selbſt der eiſerne Alte konnte der Ergriffenheit nicht Herr werden. Er zwirbelte rechts, er zwirbelte links in ſeinem eisgrauen Bart. Stockend kam es heraus: „Nja . . . Waffenſtillſtand . . . Friede . . . hm . . . nja . . . haben ſie endlich genug, die Franzoſen . . . wenn ſie nur nicht, in etlichen Jahren, wieder anfangen . . . nja . . . in der Heimat werden ſie die Glocken läuten . . . Herr Gott, wird meine Frau ſich freuen . . .“

Im Park des Chateau-du-Val war es.

Der General wandte das Geſicht ab. Der junge Mann brauchte nicht zu ſehen, daß ihm die Augen feucht ſchimmerten.

„. . . nja . . . komiſch . . . es will ſchon Frühling werden . . . ſehen Sie mal, dicke, rote Knoſpen in den Büſchen. Nja . . . heut früh hab ich Amſeln gehört. Frühling . . .“

Dann ging er haſtig, mit ſeinen großen, ſchweren Schritten, weiter. Blieb wieder ſtehen. „Frühling, Berkenfelde. Ein Völkerfrühling vielleicht auch. Wer kann's wiſſen . . . wie der liebe Gott es fügt. Nja . . . aber wir, wir haben den Hochſommer erlebt und die Erntezeit, Berkenfelde. Mancher wird vielleicht ſagen: der ſchreckliche Krieg. Nja . . . wenn ich ſo denke: das Schlachtfeld von Vionville und Beaune la Rolande und die Tage vor Le Mans . . . nja . . . und das verwüſtete Land und all die

Opfer . . . iſt keine leichte Sache, ſolch ein Krieg. Aber uns, Berkenfelde, uns bleibt das doch die wunderbarſte Zeit unſeres Lebens . . . Krieg und Sieg . . . und ein großes Vaterland, ein Deutſchland . . .“

Mit einem Mal richtete er ſich wieder ſtramm auf. „Kommen Sie, Leutnant von Berkenfelde — wir wollen die Befehle für morgen aufſetzen.“

* * *

Feldpoſtbrief.

Hedwig von Berkenfelde an Kurt von Berkenfelde.

Wiesbaden, 27. Februar 1871.

Lieber Kurt!

Geſtern abend iſt unſere gute, liebe Mutter mit Bruno zurückgekommen. Er hat die lange Fahrt glücklich überſtanden. Aber Kurt, lieber Kurt, er iſt todkrank. Ich hätte aufſchreien mögen, als ich ihn ſah. Tief liegen die Augen, hohl ſind die Wangen — ach, Kurt! — und ein ſo müder, müder Ausdruck iſt im Geſicht. Du würdeſt Deinen luſtigen Bruder kaum wiedererkennen. Wir haben uns ſcheinbar ruhig die Hand gegeben, aber ich konnte die Tränen kaum zurückhalten.

Nachher haben wir beide, Tante Marie und ich, noch lange zuſammengeſeſſen. Hinter Deiner lieben Mama liegen ſo ſchwere Tage, aber ſie hält ſich bewundernswert aufrecht. Das Schwerſte muß das Loslöſen auf Schloß Bellegarde geweſen ſein. Ich kann Dir das alles nicht ſo ſchreiben. Es iſt ſo vieles dabei, was mir tief innerlich widerſtrebt. Ach Kurt, lieber, lieber Kurt, wie ſeltſam ſind doch Menſchenſchickſale!

Nun iſt Friede, und in dem Frieden klingt noch einmal die ganze Begeiſterung dieſer großen Zeit, unſeres Volkes auf. Bis an die ſtillen Mauern unſeres Lazaretts brandet ſie. Wir haben noch viele ſchwere Verwundete, gerade aus Euren letzten Kämpfen und vom Werderſchen Korps. Wie haben ſie geſtern gejubelt, auch die elendeſten, als die Nachricht kam, daß der Friede endgültig geſichert ſei. Und wieviel Tränen und wieviel Dank gegen Gott waren in dieſem Jubel!

Hier heißt es, daß der größere Teil des Heeres noch lange Zeit in Frankreich bleiben würde, um die Zahlung der fünf Milliarden ſicher zu ſtellen. Ob Euer Korps dazu gehören wird? Ob Du in Deiner jetzigen Stellung bleibſt? Ob Du wenigſtens bald einen längeren Urlaub erhalten kannſt? Du weißt, wie Deine Mutter ſich nach Dir ſehnt. Auch ich, Kurt.

Bruno! Bruno! Schließlich kehren meine Gedanken immer wieder zu ihm zurück. Unſer Chefarzt ſprach heut nach der erſten Unterſuchung von einem längeren Aufenthalt im Süden. Er ſprach in Gegenwart Deiner Mama hoffnungsvoll. Aber als er mir nachher die Hand drückte, fühlte ich, wie gering ſein Hoffen iſt. Bruno — und ein langes Siechtum!

Gott ſei es gedankt, daß er Dich durch Krieg und Sieg uns erhalten hat. Du mußt uns nun ſo vieles ſein, Deiner Mutter und mir und auch Bruno, Deinem armen, armen Bruder.

Gib bald Nachricht, Kurt, Deiner treuen Schweſter und Couſine

Hedwig.

Feldpoſtbrief.

Kurt von Berkenfelde an Hedwig von Berkenfelde.

Chartres, 10. März 1871.

Liebe Hedwig!

Habe innigen Dank für Deinen Brief, den ich heut bei der Ankunft hier erhielt, ſchon auf dem Rückmarſch. Gleichzeitig mit einem kurzen, ſchmerzlichen Brief von Mutter.

Unſer armer Bruno! Ihn hat das Schickſal am ſchwerſten getroffen. Du haſt recht: Bruno — und ein langes Siechtum! Der Tod auf dem Schlachtfeld iſt eine Gnade demgegenüber. Ich kann es noch gar nicht faſſen: mein lebensſprühender Bruder auf dem Krankenlager. Ich hoffe noch immer. Der Wille zum Leben muß ja gerade in ihm ſo ſtark ſein, und der Wille zum Leben tut ſo Großes, mehr vielleicht, als ärztliche Kunſt.

Erſt in dieſer Zeit iſt es mir ſo recht klar geworden, wie lieb ich Bruno habe. Du weißt es: wir ſtanden uns oft nicht gut, es gab viel Gegenſätzliches zwiſchen uns. Ich habe ihn beneidet, ich dachte oft: Warum ſteht er immer in der Sonne und ich im Schatten? — Heut kann ich ihn beſſer verſtehen, heut darf ich nicht mehr mit ihm rechten. Liebhaben wollen wir ihn, recht von Herzen lieb!

Du fragſt, liebe Hedwig, was aus uns und mir wird? Wahrſcheinlich bleibt das III. Armeekorps noch einige Zeit als Teil der Okkupationsarmee in Frankreich, beſtimmt iſt es aber nicht. Sicher kann ich jedoch kaum für die erſten Monate auf Urlaub rechnen. Nur ganz leiſe hoffe ich, für den Einzug in Berlin beurlaubt zu werden. Ich kann's mir

noch gar nicht vorſtellen, daß wir uns wiederſehen werden. Es liegt zu viel Erleben dazwiſchen.

Liebe Hedwig, ich ſchrieb Dir ſchon einmal aus Chateau-du-Val über die letzte große Zeit, die Tage vor Le Mans. Aber ich hätte dem, was ich Dir ſchrieb, noch viel, viel hinzuzufügen.

Ich will Dir ein Geſtändnis machen. Vor Paris habe ich an Dich geſchrieben, lange Briefe — und ſie nicht abgeſchickt. Sie ſind in meinem Koffer durch halb Frankreich mir nachgereiſt. Als ich ſie endlich in Schloß Val wieder las, entſchloß ich mich doch, ſie Dir zu ſenden.

Heut gehen ſie an Dich ab. Es ſteht viel Perſönliches drin, was nur Dich und mich angeht und Dir nichts Neues ſein kann. Aber Du findeſt in den Briefen auch mancherlei anderes, Eindrücke und Reflexionen. Vielleicht zu viel Reflexionen, denn ſie ſind, das habe ich erkannt, bisweilen einſeitig.

Mir iſt erſt in den Tagen vor Le Mans das volle Verſtändnis für das Heldentum unſeres Volkes in Waffen aufgegangen. Ich meine nicht nur die Tapferkeit im Kampf. Die lernten wir als etwas Selbſtverſtändliches hinnehmen. Ich meine vielmehr das Größere: das geduldige Ertragen namenloſer Anſtrengungen, die Zähigkeit und Willensſtärke, die Kraft, aus allen Strapazen, aus der körperlichen und ſeeliſchen Not dieſes Winterfeldzuges ſich immer von neuem zum Kampf emporzuraffen. Gewiß iſt auch das zum Teil anerzogene Pflicht. Aber das Schönſte war mir doch die Erkenntnis, daß dieſe Kraft, dieſe bewundernswerte Bravheit, dies Heldentum, im letzten Kern auf der angeborenen Tüchtigkeit unſeres Volkes beruhen muß. Es gab

auch unter uns Schwache, es gab auch unter uns Feige. Aber ſie verſchwanden unter der Maſſe der Braven, die ſie mit ſich vorwärts riſſen bis ans Ziel. Gott erhalte unſerem Volk die ſittlichen Kräfte, die es in dieſem Kriege entfaltete.

Und noch etwas anderes. Wir, die wir dieſe letzte Epiſode des großen Kampfes miterlebten, wiſſen es am beſten, daß der Krieg uns alle zu verrohen begann. Uns alle: Offiziere und Mannſchaft. Es erwachte etwas vom Landsknecht in uns. Wir mußten das eigene Leben, das wir täglich neu in die Schanze ſchlugen, obenan ſtellen. Wir nahmen, was wir fanden, um dies Leben zu friſten, und wurde es nicht gutwillig gegeben, dann nahmen wir es mit Gewalt. Dazu kochte in uns die Erbitterung, nicht über den Widerſtand des franzöſiſchen Volkes, aber über die Art, wie ſich dieſer Widerſtand vielfach äußerte, über heimtückiſche Überfälle, über den Bauer, der aus dem Hinterhalt auf uns ſchoß, im nächſten Augenblick die Flinte beiſeite warf und wieder den geduldigen Landmann ſpielte. Das alles iſt wahr. Wir ſind jetzt auf dem Rückmarſch durch Landſtriche gekommen, die uns die hundertfachen Wunden, die wir geſchlagen, nur allzu deutlich zeigten. Trotz alledem: ich bin gewiß, daß niemals ein Krieg menſchlicher geführt worden iſt. Es geſchah, was unvermeidlich iſt. Man mag manches bedauern. Aber ich habe mit eigenen Augen hundertfach geſehen, wie gutmütig dabei unſere Leute waren, mitten unter allen Drangſalen der ſchwerſten Tage, wie langmütig. Sie nahmen, was ſie für des Leibes Notdurft brauchten, aber ſie teilten ebenſo das letzte Stück Fleiſch mit den armen Bauern. Oft genug haben wir dieſe Bauern, deren Herzen auch hart wurden in ihrer Leidenszeit,

mit Gewalt zwingen müſſen, die Verwundeten ihrer eigenen Armee aufzuleſen, aufzunehmen — ſonſt hätten ſie die Unglücklichen tagelang dicht neben ihren Gehöften hilflos liegen laſſen.

In Le Mans laſen wir viel franzöſiſche Zeitungen, und jedes Blatt faſt erzählte von unſeren Greueltaten. Lüge über Lüge! Es wird uns nicht ein Fall nachgewieſen werden können, in dem unſere braven Grenadiere und Musketiere ſich gegen Weiber oder Kinder vergangen haben. Wohl aber hörten wir oft genug Bauern und Bürger bei unſerem Kommen bitter klagen über das Verhalten der eigenen Truppen, die vor uns dageweſen waren. Und niemand wird uns Offizieren nachweiſen, daß einer von uns ſich im franzöſiſchen Lande bereichert hat. Unſer Stab benutzt eine ſilberne Kaffeekanne, die auf dem Schlachtfeld des 16. Auguſt als herrenloſes Gut gefunden wurde. Nun, der General hat heut ſchon beſtimmt, daß ſie im letzten franzöſiſchen Quartier zurückgelaſſen werden ſoll. Vor Paris fanden wir eine Schachtel mit Wertpapieren. Mein lieber Bataillonskommandeur ſchrieb mir neulich, ganz beiläufig, daß ſie dem Beſitzer, als er ſich nach Abſchluß des Waffenſtillſtands einfand, zurückgegeben wurde, und wie erſtaunte Augen der Mann gemacht hat. Ich weiß von einem Kameraden, daß er einen ſchönen Kupferſtich in einer verlaſſenen Villa, die zwiſchen Pierrefitte und St. Denis lag, aus dem Rahmen ſchnitt, weil er wußte, daß das Haus in der nächſten Nacht niedergebrannt werden mußte. Ich weiß von anderen, die ſich ein paar Stücke Porzellan mit dem Namenszug Napoleons als Andenken mitgenommen haben aus den Beſtänden des Schloſſes St. Cloud, nachdem dies Schloß

von den Franzoſen in Brand geſchoſſen war und alles, was aus ihm von uns gerettet werden konnte, im Park zerſtreut umher lag. Es ſoll daheim moraliſche Gemüter geben, die ſich darüber entſetzen. Zu dieſer Höhe der Empfindung kann ich mich freilich nicht aufſchwingen. Man ſollte dieſe allzu Empfindſamen daran erinnern, wie die Franzoſen bei uns gehauſt haben. Die Marſchälle Napoleons kehrten reich aus dem armen Deutſchland zurück. Unſere Generäle kommen ſo arm, wie ſie auszogen, aus dem reichen Frankreich heim.

Der Krieg iſt ein hartes Handwerk, ſchrieb ich Dir. Er wird es immer bleiben. Aber Du ſollteſt jetzt unſere Musketiere ſehen, wie ſie, die Sieger, auf dieſem Rückmarſch genügſam und beſcheiden ſind; dieſen Franzoſen gegenüber, die ſchon wieder auftrotzen und ſich vor unſeren Leuten als Vertreter der grand' nation aufſpielen, als die Unbeſiegten, nur Verratenen. Es iſt etwas Rührendes um dieſe Beſcheidenheit, und auch in ihr finde ich eine Wurzel der Tüchtigkeit unſeres Volkes. Sie muß nur mit rechtem Selbſtbewußtſein gepaart ſein. Und ſiehſt Du, Hedwig, das ſcheint mir nicht das Geringſte, was wir aus dieſem Kriege mit heimnehmen: daß in uns, die wir ſolange das Aſchenbrödel unter den Völkern waren, dies Selbſtbewußtſein geweckt wurde. Wir ſind nicht mehr der deutſche Michel. Wir alle ſind wieder ſtolz darauf, Deutſche zu ſein!

Es iſt ein langer Brief geworden. Aber mir iſt's immer, als hätte ich Dir noch nicht genug geſagt. Ich möchte ja vor Dir alles, alles ausbreiten, was ich denke und fühle, wie ein offenes Buch. Und wenn Du über dies und das, was ich Dir ſchreibe, vielleicht den klugen Kopf ſchüttelſt; wenn

Du vielleicht wieder, wie einſt, über den Sinnierer lächelſt: es ſchadet nichts, Hedwig. Du wirſt doch erkennen, daß hinter dem Grübler jetzt ein Mann ſteht, der weiß, was er will und tut!

Ich war heut hier in der wunderbaren Kathedrale, einem der größten Meiſterwerke franzöſiſcher Gotik. Die Kirche war ganz leer; den Diener, der mich mit vielen Worten herumführen wollte, ſchüttelte ich ab. Da hab ich mich denn ganz ſtill im hohen Chor hingeſetzt und Euer gedacht. An Mutter, an Dich, an unſeren lieben Vater; an meinen armen Bruder. Es geht mir wie Dir: ſchließlich kehren meine Gedanken immer wieder zu ihm zurück. Sag es ihm und ſag ihm, daß ich ihn lieb habe, und daß ich hoffe, ihn geſund in der Heimat wiederzuſehen als den alten fröhlichen Bruno. Und Du, liebe Hedwig, bleib gut Deinem treuen Vetter und Bruder Kurt.

Telegramm.

Aufgegeben Wiesbaden, 18. April 1871.

Frau von Berkenfelde an Kurt von Berkenfelde in Arcis-ſur-Aube.

Mußten Abreiſe nach Italien aufgeben. Reiſe morgen mit Bruno nach Berlin, um Profeſſor Frerichs zu konſultieren. Adreſſe: unſere alte Wohnung. Gruß. Mutter.

Hedwig von Berkenfelde an Kurt von Berkenfelde.

Berlin, 25. April 1871.

Lieber Kurt! In großer Eile nur ganz kurz als Antwort auf Deine Depeſche. Es geht nicht gut. Frerichs hält die Reiſe nach dem Süden für unmöglich. Schon der

Transport hierher griff Bruno ſehr an und rief eine neue Blutung hervor. Er ſelbſt leidet nicht ſehr unter Schmerzen, iſt nur erſchreckend matt. Ein geduldiger, ſanfter Kranker iſt er. Kannſt Du nicht Urlaub erhalten? Er verlangt oft nach Dir. Mama ſehnt und ſorgt ſich. Deine betrübte Hedwig.

Telegramm.

Aufgegeben Brantigny, 28. April 1871.

Kurt von Berkenfelde an Hedwig von Berkenfelde, Berlin.

Urlaubsgeſuch abſchlägig vom Oberkommando beſchieden. Gebt Drahtnachricht über Brunos Befinden nach Reims. Brief folgt. Kurt.

Telegramm.

Aufgegeben Berlin, 1. Mai 1871.

Frau von Berkenfelde an Kurt von Berkenfelde, Reims.

Überraſchende Beſſerung eingetreten. Sehr betrübt, daß Kommen unmöglich. Aber glücklich, daß wieder Hoffnung. Mama.

* * *

Nur wenige Wochen hielt die Beſſerung an, über die die Mutter gejubelt. Bruno war ſchon ſo weit geweſen, daß er das Bett verlaſſen durfte, um einige Stunden hinter dem Hauſe auf dem Balkon, der auf die großen Gärten hinausging, zu ruhen; die Frühlingsluft ſchien ihm wohl zu tun, und er ſprach davon, daß man nach Pinnow überſiedeln möchte. Er ſprach freilich wenig. Auch in dieſen guten Tagen lag er meiſt ſtumm und faſt reglos; die Sorge,

daß irgend eine Erſchütterung eine neue Blutung auslöſen könnte, ließ ihn nicht los.

Am letzten Maitag, um die Mittagsſtunde, hatte der alte Diener ihn angekleidet; Mutter oder Hedwig pflegten dann hereinzukommen, und er ging langſam, auf ſie geſtützt, durch den langen hinteren Korridor nach dem Gartenbalkon. Heut mußte er ein wenig Geduld haben; es ſchellte draußen, im vorderen Flur wurden Stimmen laut. Wartend, horchend ſtand er neben dem Bett. Einmal machte er ein paar Schritte, dann blieb er wieder, ſchwer atmend, ſtehen, winkte dem Diener, wollte den Arm auf deſſen Schulter legen —

Da klappte draußen eine Tür, gleich darauf kam Hedwig. Er fixierte ſie ſcharf: „Wer war da?“ Sie zwang ſich, ruhig zu ſcheinen. „Der Poſtbote, Bruno —“

Er ſchüttelte den Kopf. Aber er ſchwieg. Sie führten ihn auf den Balkon, betteten ihn auf den Liegeſtuhl. Hedwig ſetzte ſich zu ihm, einige Minuten lag er ruhig. Einmal fragte er: „Wo iſt Mama?“ — „In der Stadt.“ — „So? In der Stadt. Beſorgungen machen?“ — „Ja, Bruno.“ Dabei ſah er bald auf Hedwigs Geſicht, bald auf ihre Hände. Sah vielleicht doch, daß in dieſen immer gelaſſenen Fingern heut ein eigenes nervöſes Leben war.

Mit einem Male richtete er ſich auf. „Du biſt doch immer ſo wahr geweſen, Hedwig. Warum belügſt du mich heute?“

Sie konnte ihn nicht anſehen. Ihre Augen hafteten auf der Filetarbeit in ihrem Schoß. „Nein, wie ungeſchickt ich bin, ſolch eine Prudelei mit den dummen Nadeln . . .“

„Laß einmal die Nadeln. Sieh mich an.“

„Du ſollſt nicht ſoviel ſprechen, lieber Bruno.“ Sie glaubte, ſich nun genügend in der Gewalt zu haben, ſah auf, zwang ein Lächeln auf das Geſicht, ließ die Arbeit ruhen, faßte nach dem Kiſſen in ſeinem Rücken. „Leg dich zurück, Bruno —“

Er lachte bitter. „Danke gehorſamſt, verehrte Krankenſchweſter.“ Und dann, nach einigen unruhigen Atemzügen: „Alſo der Briefbote. Mag ſein. Aber da war noch eine andere Stimme . . .“

„Das wird die Köchin geweſen ſein.“

Wieder lachte er. „Unſere brave Guſte mit ihrem Dragonerorgan. Und dieſe Stimme — dieſe Stimme —“ Er lehnte ſich doch zurück, lag eine Weile ſtill, mit geſchloſſenen Augen.

Voller Angſt ſah ſie auf ihn. Auf ſeinen Wangen ſtanden wieder die kreisrunden, abgezirkelten Flecken, und die Adern der Schläfen vibrierten. Leiſe erhob ſie ſich. Auf einem Tiſchchen in der Ecke des Balkons ſtand ſeine Medizin und das Einnehmeglas —

Plötzlich rief er: „Komm her!“ Und noch einmal: „Komm her!“

Als ſie ſich umwandte, ſaß er aufgerichtet. Er faßte nach ihrem Handgelenk.

„Ich will ſie nicht ſehen! Verſtehſt du! Niemand außer euch! Lüge nicht, Hedwig. Sie war es!“

„Was du redeſt, Bruno.“

„Sie war es. Ich hab es immer gedacht, daß ſie kommen würde. Immer, Tag und Nacht. Sie . . .“ Er wollte weiterſprechen, aber ſeine Worte erſtickten in einem Hüſteln. Die Bruſt ging ſchwer. „Sie — ſie . . .“

Hedwig hielt ihn umfaßt.

Dann war plötzlich das Rot auf den Lippen, ein paar Tropfen, und dann ein Strom Blut —

* * *

Seit dieſem letzten Mai lag Bruno feſt. Der Geheimrat, dem Hedwig alles geſagt, zuckte die Achſeln: „Es wäre wohl auch ſonſt ſo gekommen, früher oder ſpäter.“

Er war wieder der geduldige, ſtille Kranke geworden. Er fragte auch nicht mehr nach der anderen. Es war faſt, als wären ihm Willen und Erinnerung vom ſchleichenden Fieber aufgezehrt. Nur in den dunklen Augen, die immer größer zu werden ſchienen, flackerte noch manchmal das alte Feuer. Aber auch das war wohl Trug. Das Fieber ließ ſie ſo eigen glänzen.

Sie teilten ſich in die Pflege, Mutter und Hedwig. Der Profeſſor hatte eine Schweſter an das Krankenbett rufen wollen, ſie hatten ſich geweigert. Dann war eines Tages Tine Ruſt gekommen, noch in der Schweſterntracht, hatte gebeten und gefleht, hatte ſich vor Mutter auf die Kniee geworfen. Mutter hatte ſie zurückgewieſen. Nicht im Zorn, in tiefem Mitempfinden. Es war ja unmöglich. An ſein Lager gehörten nur ſie und Hedwig. Sie allein hatten Anrecht auf ihn. Das nächſte, heiligſte Anrecht.

Niemals ſprachen ſie beide über jene kurze Zeit, in der Hedwig Brunos Ring getragen. Niemals hatte er, auch nicht in den Tagen, da es ihm beſſer ging, jene Zeit aufklingen laſſen.

Aber vor ihrer Seele war alles wieder lebendig geworden, was ſie erſtorben wähnte. Alles Süße und aller

Schmerz. Jede Stunde, in der ſie mit ihm zuſammen geweſen, ſein heimliches Werben, ſeine fröhliche Zuverſicht, wie er ſie an ſich geriſſen hatte, und ihr ſchweres, wehes Loslöſen von ihm —

Oft, oft, wenn ſie bei ihm ſaß und ihr Auge unbeobachtet über ihn hinging, ſchrie es in ihr: ‚Du haſt ihn doch geliebt! Du mußt ihn geliebt haben!‘ Es war ein Aufſchrei, aber es war mehr noch eine Frage, auf die ſie keine rechte Antwort fand. Wenn ſie ſich auch immer wieder ſagte: ‚Heut iſt in dir nur das heiße Mitleid mit ihm, der Wunſch, ihm Gutes zu tun — bis an ſeine letzte Stunde.‘

An Kurt erſtattete ſie fleißig Bericht. Aber ſie konnte ihm nicht mehr ſo unbefangen ſchreiben wie früher, ſeit ſie die Briefe erhalten, die er vor Paris geſchrieben und ihr erſt viel ſpäter geſchickt hatte. Sie, die immer ſo ſelbſtſicher durch ihr junges Leben gegangen, fühlte, daß ſie ſich nur vorwärts taſtete, von Stunde zu Stunde.

Die Gräfin war immer wieder gekommen. An jedem Tag.

Und die Mutter hatte ſie ſchließlich empfangen. Was ſie miteinander geſprochen, wußte Hedwig nicht. Brunos Mutter ſagte nur einmal: „Es iſt eine Unglückliche.“ Zum Fragen zwang Hedwig ſich nicht. Aber ſie reckte ſich jedesmal, wenn zur Mittagsſtunde die Flurſchwelle leiſe klang, reckte ſich wie zur Abwehr.

Dann wußte ſie: die Franzöſin ſaß vorn im Salon und wartete geduldig, bis ſie eine Nachricht erhielt über Brunos Befinden.

Jetzt ſaß ſie nicht mehr allein. Tagtäglich wartete

dort auch Tine Ruſt. Der Brandfuchs trug nicht mehr die Schweſterntracht. Das Lazarett war aufgelöſt worden, ſie war entlaſſen. Aber ſie wollte nicht nach Pinnow zurück zum Vater, und es war keine Großmutter mehr da, die ſie mit dem Krückſtock nach Hauſe trieb. Sie hatte ſich ein Zimmerchen genommen am Halleſchen Tor und ſchneiderte wieder.

Erſt war ſie die Hintertreppe hinaufgekommen und hatte in der Küche gewartet. Dann hatte ſie ſich als Pinnower Kind vom Diener den Platz vorn im Salon erbettelt oder ertrotzt. Seit ſie wußte, daß die ſchöne Dame aus Frankreich, die ſo rotes Haar hatte wie ſie und doch ganz anders, täglich dort ſaß und wartete, bis die Exzellenz kam und ihr Nachricht über Bruno brachte.

Sie ſaßen je an einem Fenſter und beachteten ſich ſcheinbar gar nicht. Das ganze Zimmer lag zwiſchen ihnen. Aber bald wußte auch die Fremde, weshalb das ſeltſam ſchöne Mädchen mit den wilden Augen kam. Mit wilden Augen, die auch zu ihr feindſelig hinüberbrannten. Wie eine ſchöne Katze iſt das Mädchen, dachte die Gräfin, wenn ſie ſah, daß Tine Ruſt ſich duckte, ſobald die Exzellenz in das Zimmer trat, ſich duckte und doch wie zum Sprunge bereit ſtand. Auch ſie hat ihn geliebt — wie muß ſie ihn geliebt haben!

Dann, eines Tages, als die Exzellenz mit rotgeweinten Augen kam und der Schmerz aus ihrer Stimme zitterte, hatte die Gräfin das junge Mädchen unten im Treppenhauſe angeſprochen. Beherrſcht und ein wenig von oben herab. Aber auch ihre Stimme bebte, als ſie fragte: „Mademoiſelle haben gut gekannt den Herrn Baron?“

Da war Tine Ruſt wieder wie eine Katze geweſen, wie ein junges, ungebärdiges Panthertier. Als ob ſie gegen die fremde ſchöne Dame anſpringen wollte. Aber ſie hatte nur trotzig genickt, und dann waren ihr die Tränen in die Augen geſchoſſen.

Seitdem war das Eis gebrochen. Oben in der Wohnung, in der der Kranke mit dem Tode rang, ſprachen ſie nicht miteinander. Aber ſie gingen ein Stück Wegs zuſammen, wenn ſie hinunterkamen, bis zur Ecke der Tiergartenſtraße, wo ſtets die Equipage der Gräfin hielt, und ein paar Male hatte die Franzöſin die Widerſtrebende mit in das Hotel de Rome genommen. Sie wollte ſo vieles wiſſen — ſie hatte ſo vieles zu fragen — und es einte ſie eins: der Haß gegen die Dritte, die an ſeinem Bette ſitzen, ihm in die Augen ſehen, ihn pflegen durfte — — —

Kurt hatte geſchrieben, daß er einige Tage vor dem Siegeseinzug kommen würde. Endlich — endlich! Es ſei ihm ein kurzer Urlaub bewilligt worden, damit er mit ſeinem Regiment, in deſſen Reihen er bei St. Privat und Sedan gefochten, die Via triumphalis durchſchreiten könnte, die Siegesſtraße, die die Hauptſtadt des neuen Reichs den heimkehrenden Kriegern rüſtete. Er hatte voll Jubel geſchrieben und voller Sehnſucht.

Die Mutter war freudeſtrahlend ins Krankenzimmer geeilt, um die frohe Nachricht Bruno und Hedwig mitzuteilen. Nun hörten beide ſie ſtumm an. „Kinder . . . Kurt kommt!“ Verwundert, erſtaunt ſah ſie auf den Sohn, auf die Nichte. Bruno lag wie teilnahmslos mit geſchloſſenen Augen. Hedwig hatte das Buch, aus dem ſie vorgeleſen, in den Schoß ſinken laſſen und beide Hände darüber

geſchloſſen. Da ging die Mutter wieder hinaus. Sie konnte die Kinder nicht verſtehen.

Dann, nach einer Weile, wollte Hedwig weiterleſen. Es waren Geibelſche Gedichte —

„Nun wirf hinweg den Witwenſchleier,
Nun gürte dich zur Hochzeitsfeier,
O Deutſchland, hohe Siegerin . . .“

Sie brach ab. Denn es kam von den Lippen des Todwunden ein ſo wehes, ſo leiſes: „. . . er hat das Kreuz . . .“

Ganz ſtille ſaß ſie. Und da ſprach er weiter, es war nur wie ein Hauch: „Denk nicht, daß ich neidiſch auf Kurt bin. Er hat es gewiß verdient. Aber mein Leben . . . mein Leben iſt ſo verfehlt. Mir iſt gar nichts geblieben — gar nichts . . .“

Er hatte noch nie ſo geſprochen; er hatte überhaupt nie geklagt. Aber der Inſtinkt ihres Herzens hatte ihr oft, oft geſagt, daß ſtärker als das ſchleichende Fieber die Entſagung an ihm fraß — und die Reue —

Stille ſein! Stille ſein müſſen! Ihm konnte jedes unbedachte Wort den Tod bringen. Sich zwingen — ſich zwingen! Sacht und leiſe ſtahl ſich ihre Hand zu der ſeinen, glitt zärtlich über ſie hin. Weinen hätte ſie mögen.

„Lies weiter!“ ſagte er plötzlich, und es klang faſt rauh.

„Drum wirf hinweg den Witwenſchleier!
Drum ſchmücke dich zur Hochzeitsfeier,
O Deutſchland, mit dem grünſten Kranz!
Flicht Myrten in die Lorbeerreiſer!
Dein Bräut'gam naht, dein Held und Kaiſer,
Und führt dich heim im Siegesglanz . . .“

Die Tränen erſtickten faſt ihre Stimme. Das mochte ſchlecht paſſen zu der Jubelhymne. Aber ihm klang's wohl gerade ſo recht. Er wandte den Kopf ihr zu, ohne ihn zu heben. Leiſe wiederholte er: „. . . dein Bräut'gam naht, dein Held und Kaiſer — und führt dich heim im Siegesglanz . . . Hedwig, ich hab auch geblutet für König und Vaterland . . ."

„Ja, Bruno . . . ja . . ."

„. . . ob das wohl entſühnt, Hedwig?"

„Bruno . . . wie kannſt du das ſagen! Sei nicht ſo bitter, Bruno."

Schweratmend lag er mit geſchloſſenen Augen. Bis er bat: „Gib mir noch einmal deine liebe Hand." Und dann, als er ſie hielt in ſeinen heißen, matten Fingern: „Wann iſt der Einzug, Hedwig?"

„Am ſechzehnten — Sprich nicht ſo viel, lieber Bruno . . ."

„Nur noch vier Tage . . . Es iſt doch gut, daß Kurt kommt . . . der Vater tot . . . ich . . . Ihr habt dann nur Kurt . . . nur Kurt . . ."

„Bruno, wir haben doch auch dich. Du wirſt wieder geſund werden . . ."

Nun lag er ſtill, aber die Augen blieben offen. Es waren doch noch die alten Augen, die einſt für ſie ſoviel Zauber und Glanz gehabt —

Mit einem Male fragte er: „Iſt ſie noch einmal hier geweſen?"

Es war für ſie wie ein Schlag.

Der Atem ſtockte ihr, und das Blut hämmerte. Lügen konnte ſie nicht in dieſer Stunde. Endlich brachte ſie

es heraus, mühſam; wie verdorrt waren ihr die Lippen: „Die Gräfin hat ſich bei Mama nach deinem Befinden erkundigt.“

Sie mochte ihn nicht anſehen dabei und wandte doch kein Auge von ihm. Sah, wie um ſeinen Mund ein Lächeln ſpielte, ein ganz kleines, ironiſches Lächeln. So hatte er ehedem oft und gern gelächelt. Nur daß es jetzt grauſam in dem hageren Geſicht ſtand . . .

Unwillkürlich zog ſie ihre Hand aus ſeinen Fingern. „Du ſollſt ruhen, Bruno,“ ſagte ſie gepreßt.

Da pochte es an der Tür. Der Geheimrat kam. Friſch, wie immer, mit ſeinem: „'n Tag! Nun, Patiente . . . wir ſchauen ja ganz fidel in die Welt . . .“

Seitdem hatte Hedwig eine Scheu vor dem Alleinſein mit Bruno. Das tiefe, innige Mitleid war geblieben, aber alles andere, das in ihr wieder hatte auferſtehen wollen aus dieſem Mitleid: das war jäh erſtorben an einem kleinen, kleinen Lächeln.

Am Abend, während der Diener Bruno umbettete, ſaß ſie mit der Tante auf dem Balkon. Die Exzellenz war erregt. Sie ſprach davon, daß der Geheimrat heut recht zufrieden geweſen wäre; der Vielerfahrene huldigte gern dem frommen Truge. Und dann ſprach ſie von Kurt. Eifrig ſprach ſie von ihm, mit jener Liebe der Mutter, die gern in die Kindheit zurückgreift, ſich auch unnütze Vorwürfe macht. „Wir alle haben ihn manchmal verkannt. Auch Vater. Am meiſten Großmutter. Er war ſo anders als wir. Wir ſtellten uns jeden Berkenfelde immer vor, als müſſe er aus Pinnower Eichenholz geſchnitzt ſein. Du auch, Hedwig — gewiß, du auch. Er war ein ſo weiches

Kind. Und da ſteckten wir ihn ins Korps, damit er hart geſchmiedet würde. Du lieber Gott, ein Kind ſeeliſch hart machen wollen! Dann kam er ins Regiment, und da gab es Klagen. Vater war oft unzufrieden mit ihm. Ja . . . wenn Vater das erlebt hätte, wie er ſich nun gewandelt hat, ſobald der Ernſt des Lebens an ihn herantrat . . .

. . . aber du hörſt ja gar nicht, Hedwig . . . .“

Auf dem Balkon hinter den grünen jungen Ranken des wilden Weins lag das Dämmerlicht des Frühſommerabends. In den Gärten der Nachbarhäuſer, unter den großen Linden, tollte das junge Volk. Helles Lachen tönte herauf, und dann ein Lied. Aus ein paar Küchenfenſtern fielen Mädchenſtimmen ein. ‚Feſt ſteht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein.‘

„Doch, Tante, ich höre.“

„Freuſt du dich nicht auf ſein Kommen?“ Es klang wie ein Vorwurf.

„Doch, Tante, ich freue mich.“

Es war die Wahrheit: ſie freute ſich. Aber neben der Freude war eine quälende Unſicherheit, ein geheimes Bangen. Das ließ die rechte Freude nicht aufkommen. Ein Vorwurf gegen ihn war in ihr: Warum haſt du mich aus meiner mühſam erkämpften Ruhe aufgeſtört? Jetzt — gerade jetzt! Die Sorge: Was will er? Soll ich auch ihn verlieren? Es ſtand ſo viel in ſeinen Briefen, was ſie beunruhigte, und es ſtand noch mehr zwiſchen den Zeilen. Das war wohl immer ſeine Art geweſen; früher hatte ſie darüber gelächelt, auch ihm fröhlich ins Geſicht gelacht: Dummer, lieber Kurt! Nun war das alles anders. Jetzt verlangte er, ernſt genommen zu werden. Jetzt — jetzt —

GERMAN SEMINAR LIBRARY
TAYLOR INSTITUTION
OXFORD

Unten ſchmetterten ſie weiter, alle Verſe. Dann kam wieder das helle, fröhliche Lachen herauf. Ein Fenſterflügel klirrte. Es wurde ſtill. Die Linden dufteten —

Die Tante ſprach mit leiſer Stimme von den beiden, die täglich kamen. Sie hatte das bisher vermieden, in der zärtlichen Scheu, das Mädchenherz zu verwunden. Heut drängte es ſie, zu ſprechen. Als ob ſie ſich entſchuldigen wollte. Man müſſe Mitleid haben, die arme Tine Ruſt ... und die Gräfin hatte doch monatelang weitgehendſte Gaſtfreundſchaft geübt ... und auch ſie ... freilich ... aber wie Kurt wohl darüber denken würde?

Es war dunkel geworden und ganz ſtill. Eine Fledermaus huſchte an den Weinlaubranken vorüber —

„Gute Nacht, liebe Tante. Ich gebe Bruno jetzt noch eine Morphiumſpritze. Dann löſe ich dich um elf Uhr ab ...“

* * *

Zwei Tage vor dem Einzug kam Kurt.

Hedwig hatte ſich umſonſt geſorgt. Er fragte nichts, er begehrte nichts. Er umarmte ſie, er küßte ihre Wange, wie ein Bruder die Schweſter küßt. Einen Moment nur hielt er ihre beiden Hände, ſah ihr zärtlich in die Augen. Zärtlich und beſorgt. Sie fühlte: er las in ihrem Geſicht die durchwachten Nächte.

Die Mutter ſchluchzte. In dieſem Augenblick, da der geſunde, ſtarke Sohn an ihrer Bruſt ruhte, drang gleich den ſieben Schwertern das ganze Leid dieſer Zeit in ihre Seele, lebte wie eine friſche Wunde der Verluſt des Gatten wieder auf, dachte ſie des anderen Sohnes, der auf dem Siechbett lag. Jubelnd hatte ſie ihren Kurt empfangen wollen, und

nun weinte ſie die bitteren Schmerzenstränen, die in dieſen Tagen, da das Vaterland Siegeskränze flocht, aus tauſend und abertauſend Mutteraugen floſſen.

Dann gingen ſie hinüber zu Bruno. Er war vorbereitet, er war ruhig. Kurt beugte ſich über ihn, küßte ihn, ſetzte ſich neben das Bett, fand gute, liebe, warmherzige Worte. Der Kranke lag ſtill. Aber mit einem Male traten die roten kreisrunden Flecken auf ſeine Wangen, er ſtreckte die Hand aus und faßte nach dem Kreuz im Knopfloch: „Du haſt es . . .“ ſagte er weh.

„Und du wirſt es noch erhalten, Bruno. Am Einzugstage kommt ein reicher Segen.“ Kurt verſuchte zu ſcherzen. „Übrigens war der Segen vielleicht ſchon zu groß. Mancher Schreiberſeele, die nie Pulver roch, verhalf ein allzugütiger Vorgeſetzter auch zum Kreuz.“

„Du ſiehſt aus wie das blühende Leben.“

„Ja, Bruno, die faule Okkupationszeit. Und die großen Tagegelder. Wir haben uns ſchadlos gehalten. Aber nun kommſt du an die Reihe. Wir packen dich ein und bringen dich nach dem alten Pinnow.“

Es ſchien, als hätte er nur den einen Satz gehört. „Nun komme ich an die Reihe,“ wiederholte er. Und dann drehte er ſich der Wand zu.

‚Du ſiehſt aus wie das blühende Leben,‘ hatte Bruno geſagt.

Es war eigentlich nicht richtig, fand Hedwig. Das Geſicht war gebräunt, aber es war ſchmal geblieben, und der Ausdruck war ſeltſam ernſt. Sie mußte Kurt wieder und wieder anſehen. Die Augen waren klar und hell. Aber von den Augenwinkeln zogen ſich ein paar leichte, leiſe Fur-

chen nach den Schläfen zu, wie ſie ſtarkes Erleben prägt. Kurt war als reifer Mann heimgekehrt, gereift über ſeine Jahre. So ſprach er auch. So griff er auch, ſchnell und entſchloſſen, in die Verhältniſſe ein, die er daheim vorfand. Die Mutter hatte allerlei Sorgen um Pinnow. Er wußte ſofort Rat. Sachlich und ernſt; aber dann war plötzlich wieder ein liebenswürdiges, zärtliches Lächeln um ſeine Lippen, in ſeinen Augen: „Sorge dich nicht, Mama. Das laß mich nur machen.“ Manchmal ſah er dem Vater überraſchend ähnlich. In der Geſtalt, in der Haltung, im Mienenſpiel.

Er hatte nur wenig Zeit für die Seinen, obwohl er ihnen jede freie Minute widmete. Er mußte Meldungen erledigen, mußte ſich für den Einzug beritten machen. Dann wollte er auch zu ſeinem Regiment hinaus, das des Einzugstages im Kantonnement zu Werder harrte. Und dann — er erzählte es mit frohem Lächeln — wollte er den getreuen Marheinke perſönlich nach der Chauſſee-Straße bringen. Die Freude der rundlichen kleinen Lotte, die ihrem Rieſen kaum an die Schulter reichte, mußte er ſehen.

Er wohnte auch nicht bei der Mutter, wollte nicht die Unruhe dieſer Tage in das Krankenhaus bringen. Aber er kam am Morgen, um ſich nach Bruno zu erkundigen, und er brachte die Abende daheim zu.

Am Tage vor dem Einzug war er in Werder. Die Obſtkammer Berlins hatte ſich, wie es ſich gehörte, feſtlich geſchmückt; überall wehten ja jetzt in der Heimat die Fahnen und Flaggen, kränzten Girlanden Hoftor und Haustor. Die Kameraden ſaßen vollzählig im Kaffeegarten am Havelufer. Mit Jubel wurde er empfangen, der Abtrünnige mit

der Adjutantenſchärpe. „Haſt es recht gemacht, Berkenfelde, vor Paris war's ſchließlich langweilig, bis Hohenlohe ſeine Kartaunen böllern ließ. In St. Denis nachher haben wir freilich vergnügte Tage gehabt. Und die Knallerei zwiſchen den Verſaillern und den Kommunards — das war auch amüſant. Aber um die Tage vor Le Mans, Berkenfelde — da möchten wir dich beneiden!“ So hieß es bei den Jungen. Der Oberſt nahm ihn beiſeite. „Ich hab viel Gutes über Sie gehört, Berkenfelde. Hab mich gefreut, daß Sie dem Regiment Ehre machten. Wie geht's Ihrem armen Bruder?“

Dann nahm ihn Waldow, der jetzt die Kompagnie führte, mit. In den Quartieren ging's hoch her; der Werderſche Obſtwein ſchmeckte den Grenadieren beſſer als der franzöſiſche Rotſpon, und die drallen märkiſchen Mädels — ſolche Mädels gab's in ganz Frankreich nicht. Überall ſtöberten die Pärchen herum; ein Küßchen in Ehren konnte keine einem Vaterlandsverteidiger abſchlagen, und lange genug hatten die Kerle gedürſtet nach ein paar friſchen Mädchenlippen. Es war ſchier zum Lachen. Aber dann war's auch rührend, wie ſie die Mädels ihrem Leutnant brachten: „Der Herr Leutnant hat uns bei Sedan geführt, Mieze; guck ihn mal an. — Ja, Herr Leutnant, ſchön war's doch draußen. Alle Wetter, ſo zwiſchen Glocker ſechs und ſieben vor St. Privat. — Zu Befehl, Herr Leutnant . . . nu geht's nach Haus. Muttern ſchreibt ſchon von Großkuchenbacken.“ — Dann war der treffliche Vize da, Uhlenhuth; am Einzugstage ſollte er die Epauletten bekommen. „Wiſſen Sie noch, Uhlenhuth — im Walde von la Garenne?“ Und dann kam, gravitätiſch, mit wohlgepflegtem Vollbart, der Colonel

Krohn. „Gratuliere, Miſter Krohn, zum Kreuz. Wo haben Sie ſich das geholt?“ Das Kröhnchen machte eine ganz unmilitäriſche Handbewegung: „Bagatellen, Herr Leutnant. Patrouille in Villetaneuſe. Ich konnte zuerſt feſtſtellen, daß die Meſſieurs das Chateau geräumt hatten —“

Rechts und links und links und rechts mußte Berkenfelde die derben Hände ſchütteln. Uhlenhuth hatte recht, wenn er nachher am Dampferſteg ſagte: „Wen unſere Leute draußen ſchätzen lernten, den lieben ſie auch. Das ſteckt feſt im Volk, iſt deutſche Treue. Uns alle, die wir dieſen Krieg mitmachen durften, umſchlingt ein Band der Kameradſchaft. Solange wir leben, wird das nimmer zerreißen.“

* * *

Als Kurt am Spätnachmittag das Haus betrat, das Herz voll von dem Wiederſehen mit den Mitkämpfern, kamen ihm im dämmerigen Treppenflur zwei Frauengeſtalten entgegen. Und ehe er's ſich recht bewußt wurde, wer ſie waren, lag ihm Tine an der Bruſt. Mit beiden Armen umklammerte ſie ihn, feſt, ganz feſt: „Kurt — lieber Kurt!“ Sie jubelte es heraus, ihr heißer Mund brannte auf ſeiner Wange, und gleich darauf brach die junge Stimme im Schluchzen: „Es geht nicht gut mit Bruno, Kurt ... wenn ich ihn doch einmal ſehen könnte! Einmal nur ... ich hab ihn doch ſo lieb gehabt ...“

Der Brandfuchs —

... wie jäh die Erinnerungen kamen! An den Juliabend, da der König von Ems her eintraf ... als Bruno den luſtigen Brandfuchs zu ſich in die Droſchke zog ... an

die Stunde des nächſten Tages oben im blauen Salon . . . an den Sprung in den Landwehrgraben . . .

. . . armer Brandfuchs . . . helfen kann ich dir nicht . . .

Sanft ſuchte er ſich zu löſen. Er ſagte es ihr. So ſchonend es möglich war: jede Aufregung müßte von Bruno ferngehalten werden. „Ich will ja ganz ſtille ſein, Kurt! Ich will ihn ja nur ſehen, ein einziges Mal, nur ſeine lieben Augen . . .“ Dann ließ ſie den Kopf hängen —

Und das alſo war die Andere.

Sie ſtand zur Seite, die ſchöne Frau, und maß ihn mit brennenden Augen. Um ihre Lippen ſpielte ein ſeltſames Lächeln. Ein ſchmerzliches Lächeln, ein grauſames Lächeln — wer konnte es ausdeuten?

Er verneigte ſich. Ging die Treppe hinauf. Noch einmal hörte er unten: „Kurt — Kurt!“ Und dann im gebrochenen Deutſch: „Kommen Sie . . . dieſe Leute haben keine Herzen . . .“

* * *

Bruno fieberte ſtark. Der Geheimrat war ſoeben fortgegangen; zum erſten Male hatte er der Mutter die volle Wahrheit geſagt. Sie hielt ſich aufrecht, ſie weinte nicht, ſie klagte nicht. Aber ihr Geſicht trug den Niobezug. Schmal und ſtarr war es geworden in dieſen Stunden.

An Brunos Bett ſaß Hedwig.

Kurt reichte ihr wortlos die Hand. Ihre Finger lagen ſchlaff in den ſeinen, dann preßten ſie ſich wie im Schmerz zuſammen.

Im Zimmer war es faſt dunkel, nur ein Spalt zwi-

ſchen den Vorhängen ließ etwas Tageslicht durch. Auf dem Seitentiſch brannte ſchon eine kleine Nachtlampe. Seine Augen mußten ſich erſt an die Dämmerung gewöhnen. Nun ſah er das Fieber glühen auf Brunos eingefallenen Zügen. Der Bruder erkannte ihn nicht mehr; unruhig flatterte ſein Blick, die Hände glitten wie in raſtloſem Suchen über die Steppdecke. Dann und wann kam ein trockenes Hüſteln, dann wieder ein Stammeln . . . unverſtändliche Worte . . .

Hedwig war aufgeſtanden. Etwas Feierliches hatte ihre hohe, ſchlanke Geſtalt in dem enganſchließenden ſchwarzen Kleide. Aber ihr Geſicht war wunderſam weich, wie in ſtiller Trauer verklärt.

Sie beugte ſich über den Bruder, hob ihm ſanft den Kopf, ſchob ihm ein Glas zwiſchen die brennenden Lippen. Er ſuchte zu trinken, mit dem Durſt der Fiebernden, aber die Muskeln verſagten den Dienſt. Geduldig wartete ſie, lange, bis er wirklich ſchluckte; bettete ihm den Kopf neu, ſtrich ihm das Kiſſen glatt — —

„Ich bleibe heut nacht hier," ſagte Kurt ihr leiſe. Sie neigte den Scheitel.

Dann ſaß er im Wohnzimmer mit der Mutter. Sie war ganz gefaßt. Sie ſprachen wenig miteinander, in kurzen Sätzen, Alltägliches. Und dachten über dem Alltäglichen ohne Unterlaß an den Sohn, an den Bruder. Nur einmal ſchluchzte die Mutter ſchmerzlich auf: „Der Vater . . . und er . . ." Da nahm Kurt ſie an ſeine Bruſt, und ſie wurde wieder ruhig.

In ſpäter Stunde kam der Geheimrat zum zweiten Male. Als er ging, drückte er Kurt im Flur die Hand: „Es

kann noch Tage dauern. Gott gebe ihm ein ſchnelles, ſanftes Ende.“

Dann und wann waren ſie im Krankenzimmer. Bruno ſchien nun zu ſchlummern. In unruhigem Fieberſchlaf. Hedwig wich nicht von ſeinem Bett. Auch die Mutter blieb bei ihm.

Kurt hatte im Wohnzimmer die Fenſter geöffnet, die Nachtluft ſtrömte herein. Dumpf dröhnte in die ruhige Straße der Lärm der Großſtadt.

In dem Lehnſtuhl, in dem der Vater immer ſeinen kurzen Nachmittagsſchlaf gehalten, ſaß er, und die Gedanken kamen und gingen. An den Feldzug dachte er; an das Regiment; an morgen. An Hedwig —. Seltſame Gedanken waren es. Faſt, daß er ſich ihrer ſchämte. Aber er konnte nicht loskommen, ſie zwangen ihn. Draußen im Krieg, im fremden Land, war doch ein verhaltenes Hoffen in ihm geweſen. Nun war es verweht, dahin. Er hatte es in ihren Augen geleſen, er hatte es gefühlt, als ſie ihm die Wange zum Kuß bot. Dahin — dahin —

Ein Nachtfalter kam durchs Fenſter geflattert, ſtrich dem Licht entgegen, ſank mit verbrannten Flügeln zu Boden. Armer Bruno — ſo war dein Leben . . .

Er ſtand auf, ging mit haſtigen Schritten im Raum auf und ab. Lange ſtand er am Fenſter. Der Sommermorgen dämmerte ſchon herauf. Es mochte ein heißer Tag werden. Heut. Donnernder Jubel wird die feſtlichen Straßen füllen, zujauchzen werden ſie den Siegern . . . Und drüben lag der Beſiegte . . . armer, lieber Bruno . . .

Noch einmal ging er auf leiſen Sohlen hinüber. Mutter und Hedwig ſtanden am Krankenbett, ſpähten mit angſt-

vollen Augen auf den Fiebernden. Er war erwacht, wirr ſah er um ſich, taſtete mit verkrümmten Fingern auf der Decke, ſtöhnte, raunte unverſtändliche Laute. Der Atem flog, dann und wann warf ſich der Körper, zuckte, ſtreckte ſich wieder. Auf der Stirn lag ein Eisbeutel, glitt herab, Hedwig griff zu, ſpannte beide Hände um die glühenden Schläfen —

„Es wird Zeit für mich, Mama," flüſterte Kurt der Mutter zu. Sie hörte es kaum. Die Hände hatte ſie feſt gegen das Herz gepreßt — das ſchmerzende Mutterherz.

Er beugte ſich über den Bruder — leiſe trat Hedwig zurück. Er küßte Bruno, wie er ihn in glücklichen Kindertagen geküßt hatte. Er lauſchte noch einmal den abgeriſſenen Fieberworten . . . dieſen unheimlich ſchnellen, ſtammelnden Lauten, die keinen Sinn ergaben und hinter denen vielleicht doch ſoviel Leid- und Glückserinnern ſtehen mochte. Armer, lieber Bruno . . .

Er drückte der Mutter, er drückte Hedwig die Hand. Einen letzten Blick noch, einen wehen Abſchiedsgruß.

Dann ging er. Auf das Tempelhofer Feld hinaus, wo ſich die Sieger zum Einzug in die Kaiſerſtadt ſammelten.

* * *

Um die Mittagsſtunde war's am 16. Juni, daß die Siegesgöttin — die einſt der Korſe nach Paris entführt, die die Väter im Triumph zurückgeholt — von der Höhe des Brandenburger Tores die Heimkehrenden grüßte.

Unter dem Jubel der Hunderttauſende zogen ſie ein.

Voran die drei, die das Eiſen geſchmiedet, den Bau vollendet: Bismarck, Moltke und Roon. Der greiſe

Kaiſer des neuen Reiches allein. Nächſt ihm die Heerführer mit den Marſchallſtäben in der Rechten: des Reiches Kronprinz und Prinz Friedrich Karl von Preußen; an dreißig deutſche Fürſten und Prinzen, die im Felde geſtanden, die Generäle des Heeres, heut jeder ein volkstümlicher Held —

Und vierzigtauſend deutſche Krieger, Abordnungen des ganzen ſiegreichen Heeres. Bataillon auf Bataillon, Schwadron auf Schwadron, Batterie auf Batterie, ein unüberſehbarer Zug. Jeder einzelne mit friſchem Grün geſchmückt, mit Kränzen um den funkelnden Helm; jeder einzelne mit leuchtenden Augen, mit glückgeſchwellter Bruſt.

So zogen ſie mit ſchmetternden Drommeten, mit wirbelndem Trommelſchlag, unter jauchzenden Jubelrufen durch die Via triumphalis, zwiſchen der doppelten Reihe der eroberten Geſchütze. Bis zum Reiterſtandbildnis Friedrichs des Großen, bis zu den Denkmälern Scharnhorſts, Gneiſenaus, Blüchers. Noch einmal marſchierten ſie hier mit entfalteten Fahnen an ihrem Kaiſer, ihrem Kriegsherrn, vorüber.

* * *

Von fernher klang das Geläut der Glocken, das die Sieger grüßte, klang verhallend das Brauſen des Jubels in das ſtille Zimmer, in dem um dieſelbe Stunde der Tod als Erlöſer an das Sterbebett trat. Sanft und ruhig nach ſchwer durchkämpften Stunden ſchlummerte Bruno von Berkenfelde zum ewigen Frieden ein.

Mit leiſer Hand ſchloß ihm Hedwig die Augen. Am Fußende des Bettes ſaß gebeugten Hauptes die Mutter. Sie

nahm noch einmal ſeine Hände und fügte ſie über der Bruſt zuſammen.

Gegenüber dem Bett an der Wand hing ein kleines Bild des Vaters in ſchlichtem Rahmen. Beide Söhne hatten es mit einem goldenen Lorbeerkranz geſchmückt, als er vor fünf Jahren aus dem böhmiſchen Kriege zu den Seinen heimgekehrt war. Den Kranz nahm Hedwig herab und ſchob ihn dem Entſchlafenen zwiſchen die gefalteten Hände dicht bei der Wunde, die das franzöſiſche Blei geriſſen. Das Glockengeläut und das ferne Brauſen des Jubels hatten es ihr eingegeben: ‚Auch du haſt für deinen König, für das Vaterland geblutet . . . armer, lieber Bruno . . .‘

Draußen im Flur klang ein Wehklagen, hart an der Tür, wurde ſtärker und ſtärker.

Bis die Mutter aufſtand, müd, mit zerſchlagenen Gliedern, eine gebrochene Frau. Aber in den tränenſchweren Augen lag milde, verſtehende Güte. Leiſe ſprach ſie, für ſich: „Auch ihr habt ihn geliebt . . .“

Hedwig hob wie zur Abwehr die Arme. Gleich ſanken ſie herab, ſie beugte den blonden Scheitel, tief, tief, und ſie trat zur Seite: auch ſie hatten ihn geliebt . . .

Die Mutter hatte die Tür geöffnet.

Mit jähem Aufſchrei ſtürzte Auguſtine Ruſt an das Lager, warf ſich auf die Kniee, wühlte das heiße Geſicht in das Linnen. Der Körper zuckte im Schmerz, und immer wieder, immer wieder rief ſie leidenſchaftlich den einen Namen. An der Türpfoſte war die Andere ſtehen geblieben, mit geſenktem Haupt, dann langſam den Blick hebend, ſtarr auf ihn gerichtet. Nur ihre Lippen bewegten ſich, und einmal hob ſich ihre Rechte und ſchlug ein Kreuz über der Bruſt.

Von fernher klang der Schall der Kirchenglocken, verhallte erzitternd — wie in einem letzten Abſchiedsgruß.

* * *

Es war Abend geworden.

Am geöffneten Fenſter ihres Salons im Hotel de Rome ſtand die Gräfin und ſah hinaus auf das fremde Bild der jubelerfüllten Triumphſtraße. Feſt zuſammengepreßt die Lippen, ſah ſie hinüber zu dem ragenden Denkmal des großen Königs; ſah, wie die Häuſerzeilen ſich, Fenſter an Fenſter, in Licht tauchten; ſah auf die dichtgedrängten Volksmaſſen hinab, die zum ſchlichten Palais des erſten Kaiſers des neuen Reiches wallten, Kopf neben Kopf, ſingend und jauchzend.

Tief im Dunkeln, im äußerſten Winkel des großen Raumes ſaß Tine Ruſt. Willenlos war ſie der Gräfin gefolgt, willenlos, ſinnlos. Saß auf einem der ſamtenen Seſſel, die Ellenbogen auf den Knieen, den Kopf in beiden Händen, das brandrote Haar zerwühlt. Die vollen Schultern zuckten und zuckten, und dann und wann hallte das krampfhafte Schluchzen durch das Zimmer.

Noch immer ſtand die Gräfin am Fenſter, ſtarrte in das Lichtmeer hinab, auf das ſiegberauſchte Volk.

Bis ſie ſich endlich wandte.

„C'est fini," ſagte ſie laut in den halbdunklen Raum hinein. Und da ſah ſie drüben am Kamin das junge Ding, das ſie längſt vergeſſen hatte.

Sie tat ein paar Schritte vorwärts, blieb wieder ſtehen, wartete. Wunderliches Mädchen . . .

Die Gasflammen an der Kriſtallkrone leuchteten

auf. Tageshell war das Zimmer. Die Ellenbogen auf den Knieen, die Hände im zerwühlten Haar, ſo ſaß das Mädchen. Solch ein Haar! Es gleißte und ſchimmerte, es flammte über dem weißen Nacken.

. . . welch ein Temperament in dem jungen Geſchöpf. In all dieſen Tagen und heut. Gar nicht wie ſonſt die deutſchen Frauen. Anders, wahrhaftig, ganz anders als jenes blonde Mädchen . . .

Schade iſt's um das junge Ding . . .

Ein plötzlicher Impuls war's, eine Augenblickseingebung, eine Laune. Sie ging mit ihren ſchnellen, wiegenden Schritten auf Tine Ruſt zu, konnte ſich's nicht verſagen, das ſchwere rote Haar, das gelöſt über der Schulter hing, durch ihre Hand gleiten zu laſſen, hob faſt zärtlich den Kopf des Mädchens.

„Es iſt zu Ende hier," ſagte ſie. „Alles hat in der Welt ein Ende, ma petite —"

Mit großen Augen ſtarrte Tine ſie an. Verſtändnislos.

„Man muß einen Schluß machen. Kind, was wollen Sie noch hier? Sie paſſen gar nicht in dies Land mit Ihrem heißen Herzen. Enfin . . . ich will Ihnen einen Vorſchlag machen. Ich hab Intereſſe an Ihnen gewonnen. Sie ſind jung und ſind ſchön. Das Leben liegt vor Ihnen. Ich will für Sie ſorgen. Kommen Sie mit mir . . . kommen Sie mit mir nach Paris . . ."

Langſam hatte ſich der Brandfuchs aufgerichtet, ſtand nun, ſah die ſchöne Frau an. Wußte zuerſt von nichts, faßte mit beiden Händen wie beſchämt in das Haar, ſchlang es zum Knoten.

Was . . . was wollte dieſe Fremde von ihr? Ja — es war hier alles aus . . .

Das Blut wallte, jagte ihr ins Geſicht. Sie reckte ſich, hob den Kopf. „Nach . . . Paris?“

„Gewiß, ma petite, nach Paris. Was wollen Sie hier beginnen? Paris iſt die Stadt der Chancen . . .“

Es flammte wieder über das Geſicht bis in die Schläfen hinauf. Jetzt hatte ſie verſtanden —

„Was ich hier noch will, Frau Gräfin? Arbeiten will ich. Nach Paris? Nach Frankreich? Nein — nein! Hier will ich bleiben! In meinem Vaterlande will ich bleiben —“

. . . dieſe kleine Deutſche . . . wie ſie ihr letztes ‚Nein!‘ herausgeſtoßen hatte! Und wie ſie hinausgeſtürmt war —

So war auch das zu Ende . . .

Die Gräfin ging ans Fenſter. Sie wollte der Närrin nachſehen, dieſer undankbaren deutſchen Närrin, vor der man eigentlich doch Reſpekt haben mußte.

Aber Tine Ruſt war längſt in dem Gewühl verſchwunden, untergetaucht in der jubelnden Maſſe, die die leuchtende Siegesſtraße entlangzog wie eine ungeheure Armee, dröhnenden Schrittes. Und wieder, wieder ſangen dieſe Tauſende, Abertauſende das merkwürdige Kampflied, das durch ganz Frankreich gehallt war:

Es brauſt ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall . . .
Lieb Vaterland magſt ruhig ſein,
Feſt ſteht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein . .

* *
*

Über dem Schlachtfeld von Vionville leuchtete die Auguſtſonne. Die Blutſpuren, die der Krieg gezogen, waren vernarbt. In Grün lag die Erde, die von dem gewaltigen Reiterkampf zerſtampft worden, neue Frucht reifte auf den blutgetränkten Feldern, auf denen die Brandenburger zäh bis zum letzten um den Sieg geſtritten.

Der Boden war nun deutſch geworden. Auf den Forts von Metz flatterte die deutſche Fahne, vom Turm der Kathedrale grüßte ſie herab. Hell ſtand die Sonne über den dunklen Wäldern von Gorze, über den weißen Zinnen von St. Privat, auf den Höhen von Gravelotte; ſie leuchtete den Dank- und Ehrenzeichen, die auf der weiten Hochebene emporgewachſen waren, den toten Helden zum Gedächtnis, den Mitlebenden zur Erinnerung, kommenden Geſchlechtern zur Nacheiferung. Ein ſchlichtes Kreuz hier, eine Säule dort, ein kerniger Sandſteinblock, eine einfache Gedenktafel.

Der Tag des ſchweren Ringens jährte ſich.

Von Flavigngy kamen ſie, von dem ſtolzen Denkmal, das am Wege nach Gorze die Diviſion den gefallenen Kameraden errichtet hatte. Heut war es eingeweiht worden.

Kurt Berkenfelde führte ſeine Mutter. Neben ihm ging Hedwig. Sie ſchritten über das weite Feld, auf dem die zerriſſenen, zuſammengeſchoſſenen Bataillone dreifacher Übermacht ſtandgehalten, bis der Vater im ſinkenden Abend die ſchwachen Haufen zum letzten Vorſtoß mit ſich fortriß — durch ſein Beiſpiel, durch ſein Vorbild.

Aus lichtem Grün am Feldrain hob ſich die granitene Säule am Grabe des Generals. Der preußiſche Aar krönte

ſie mit mächtig geſpannten Flügeln. Nach Frankreich hinüber ſah der Königsadler.

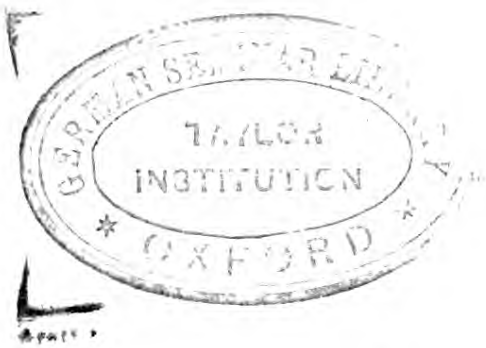
Reich geſchmückt war der Hügel von der Hand treuer Kameraden mit Palmen und Blüten. Einen friſchen Roſenkranz legte Hedwig zu Häupten des Grabes: ‚Meinem lieben Vater‘ ſtand auf dem breiten, weißen Bande. So hatte ſie es gewollt.

Sie falteten die Hände. Alles Leid, aller Schmerz der ſchweren Zeit ſtieg von neuem in ihnen empor. Aber ſie wußten es: die hier ruhten, hatten ihr Blut nicht umſonſt vergoſſen. Ihr Tod ſchuf die deutſche Einheit, Kaiſer und Reich.

Mutter brach ſich ein paar Zweige aus dem Grabſchmuck, feſt ſchloſſen ſich ihre Finger um den kleinen Strauß. Sinnend ſah ſie nieder. Sie betete für die Verſtorbenen und für die Lebenden — für ihre Kinder.

Als ſie den weißen Scheitel hob, ſtanden die beiden in tiefer Ergriffenheit nebeneinander. Da nahm Mutter zärtlich ihre Hände, fügte ſie zuſammen und ſagte: „Ihr meine Einzigen — meine Lieben!“

Hedwigs Augen leuchteten auf: „Mutter!“ ſprach ſie. „Das Schwere mußten wir tragen lernen. Gott gab uns nach hartem Kampf den großen Sieg.“



73743807

Verlag von Egon Fleiſchel & Co. / Berlin W

Auf märkiſcher Erde

Roman von

Hanns von Zobeltitz

Preis geh. M. 5.—; geb. M. 6.50

Aus den Beſprechungen:

Tägliche Rundſchau (Berlin): „Märkiſche Erde" iſt wohl der beſte Roman, den Hanns von Zobeltitz bisher veröffentlicht hat.

Neue Freie Preſſe: Der Roman umfängt einen ſo lind und wohltuend und begrüßt mit ſeiner ſchlichten herzlichen Wahrheit auch den Landfremden wie mit einem ſtillen Glockenton der Heimat.

Neue Badiſche Landeszeitung: Eine Fülle origineller Geſtalten lebt in der Dichtung: die „Märker" jener Tage, Adel, Bürger, Bauern ſind ſelten ſo warmherzig, aber auch ſelten ſo vorurteilsfrei geſchildert worden wie hier.

Berliner Lokalanzeiger: Das Denken und Fühlen märkiſcher Edelfamilien um die Mitte des 19. Jahrhunderts iſt hier mit einer Wahrheitspoeſie geſtaltet, die ungemein anziehend wirkt.

Berliner Zeitung am Mittag: Ein Dichter ſchrieb dieſes Buch und ein Menſchenkenner, der die ſeltene Kraft beſitzt, Menſchenherzen zu ergründen.

Kölniſche Volkszeitung: Ein lebendiges Bild aus dem märkiſchen Adelsleben vor fünfzig Jahren.

Die Propyläen, München: Wie es einem geht, wenn ein Mann das Herz auf dem rechten Fleck und eine gute Feder hat: ein Gott gibt ihm zu reden, er vergoldet ſeine Kindheit, und Preußenherz und Königstreue gewinnen wieder den alten tiefen Klang der Ehrwürdigkeit. Das iſt Hanns von Zobeltitz gelungen, und das iſt Kunſt aus dem Herzen heraus. . . Ein Körnergeiſt weht in dem Buch, und es tut dem keinen Abtrag, daß es durch die Zeit der erſten Eiſenbahnen und der Budgetverweigerung hindurchführt . . . . Daß aber dieſe gärende und geſpannte, von einem aufwärts ziehenden Geiſt getragene Zeit ſo glücklich, warmherzig und freudig getroffen iſt, das gibt dem Buch dauernden Wert.

Neue Preußiſche (Kreuz-) Zeitung: Es iſt eine von den Geſchichten, die man hintereinander fortlieſt, wenn man ſie angefangen

hat und dann wieder lieſt, um den Zuſammenhang mit den Perſonen feſtzuhalten.

Reichsbote, Berlin: Von dem vielbewegten Inhalt des groß angelegten Romans ſei hier nichts verraten, nur ſoviel ſei verſichert, daß die vornehme Schlichtheit und Echtheit, die Ritterlichkeit und märkiſche Treue, die nicht aufdringliche, aber ſicher im Innerſten entſtandene Religioſität und Loyalität des Verfaſſers in dieſem dichteriſch wie techniſch ſchönen Werk voll zum Wort kommen.

Freiburger Zeitung: Auch wer der Mark fernſteht, wird fühlen, wie hier Landſchaft, Menſchen und Erzähler zuſammenſtimmen. So kann das Buch auch nach unſerer ſüdlichen Landſchaft manche gute Erkenntnis tragen. Und nicht klein wird die Gemeinde der Leſer ſein, der dieſes Lied auf ehrliche Mannestreue und ſtilles Frauen-Heldentum zu Herzen geht.

Berliner Tageblatt: Dieſes ſpannend geſchriebene, liebenswürdige Buch bleibt in der Erinnerung durch die ſeltene Kultur und Vornehmheit, die uns aus jedem Kapitel entgegenleuchtet.

Die Grenzboten, Berlin: Es iſt ein Buch, das man mit Spannung zu Ende lieſt, gern wieder vornimmt, und das nicht nur den Namen der märkiſchen Erde trägt, ſondern in ſeiner durchaus preußiſchen Knappheit, ſeinem Ernſt und ſeiner doch wieder faſt ſoldatiſchen Friſche einem lieb wird und lieb bleibt.

Hamburgiſcher Correſpondent: Die geſchilderten Vorgänge atmen ein reiches inneres Leben. Die Figuren ſind ſcharf charakteriſiert, und die Milieuzeichnung offenbart den feinen Menſchenkenner, den ebenſo geſchmackvollen wie intereſſanten Künſtler.

Czernowitzer Tagblatt: Mit dieſem Werke ſteht der glänzende Geſellſchaftsſchilderer, Hanns von Zobeltitz, neben Fontane. Ein ruhiger, ſchnellſehender und feiner Kopf, ein Ariſtokrat des Geiſtes, der außer den Moden ſteht, und deſſen Werk drum dauern wird, wenn dutzendweiſe die Zeitgrößten in der Verſenkung des Vergeſſens liegen.

Straßburger Poſt: Ein Buch, aus dem Erdgeruch uns umweht von ländlicher Scholle, Charaktere ſich vor uns aufbauen, friſch und ehrlich geſehen in ihrer knorrigen Urwüchſigkeit, in ihrer junkerlichen Verſchrobenheit, in der feinen Sentimentalität, die über ihnen ſchwebt und in der ſtarken Liebe, dem heißen Leben, das aus ihnen leuchtet. Märkiſche Erde.

Weſtermanns Monatshefte, Braunſchweig: Die Geſchichte eines leidenſchaftlichen Mädchenherzens ſteht im Mittelpunkt, aber reizvoller als ſie iſt das Kulturbild, das Zobeltitz aus eigenen Jugenderinnerungen ſchöpft und das er mit einer Fülle eigen geſehener Geſtalten ohne Standesdünkel, vielmehr aus der gleichverteilten Liebe des Künſtlers heraus belebt.

GERMAN SEMINAR LIBRARY
TAYLOR
OXFORD

Buchdruckerei Roitzſch, Albert Schulze, Roitzſch.



